

SPRACHE IN DER GESELLSCHAFT
Beiträge zur Sprach- und Medienwissenschaft
Herausgegeben von Bernhard Pörksen und Ingrid Schröder

36

Sprachbiographieforschung

Ein aktuelles Forschungsparadigma
in Theorie und Praxis

Andreas Bieberstedt / Klaas-Hinrich Ehlers /
Lea-Marie Kenzler / Ingrid Schröder
(Hrsg.)



PETER LANG

Die elf Beiträge dieses Bandes diskutieren theoretische, methodische und praxisbezogene Problemfelder sprachbiographischer Forschung. Dabei umspannen sie die zentralen Anwendungsgebiete des sprachbiographischen Zuganges wie die Untersuchung von Mehrsprachigkeit und Migrationsprozessen und die Regionalsprachenforschung. Sie fragen zugleich nach der Aussagekraft sprachbiographischen Materials für die Rekonstruktion gesellschaftlicher Sprachwandelprozesse, verbreiteter Einstellungsmuster und Identitätskonstruktionen. Und sie erörtern das heuristische Potential des noch jungen Forschungsparadigmas für solche Bereiche, die bislang noch wenig im Fokus sprachbiographischer Analysen standen, wie die Gebärdenkommunikation oder die historische Soziolinguistik. Auf diese Weise dient der Sammelband sowohl einer Standortbestimmung des sprachbiographischen Paradigmas als auch seiner methodischen und thematischen Weiterentwicklung.

Andreas Bieberstedt ist Professor für niederdeutsche Sprache und Literatur an der Universität Rostock.

Klaas-Hinrich Ehlers ist Privatdozent für germanistische Sprachwissenschaft. Er forscht in der Arbeitsstelle „Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern“ an der Universität Rostock.

Lea-Marie Kenzler ist Doktorandin am Institut für Germanistik an der Universität Rostock.

Ingrid Schröder ist Professorin für Niederdeutsch und Linguistik des Deutschen an der Universität Hamburg.

ISBN 978-3-631-93350-3



www.peterlang.com

Sprachbiographieforschung

SPRACHE IN DER GESELLSCHAFT
BEITRÄGE ZUR SPRACH- UND MEDIENWISSENSCHAFT

Herausgegeben von Bernhard Pörksen und Ingrid Schröder

BAND 36

*Zu Qualitätssicherung und Peer Review
der vorliegenden Publikation*

Die Qualität der in dieser Reihe
erscheinenden Arbeiten wird
vor der Publikation durch
Herausgeber der Reihe geprüft.

*Notes on the quality assurance and peer
review of this publication*

Prior to publication,
the quality of the work
published in this series is reviewed
by editors of the series.

Andreas Bieberstedt / Klaas-Hinrich Ehlers /
Lea-Marie Kenzler / Ingrid Schröder (Hrsg.)

Sprachbiographieforschung

Ein aktuelles Forschungsparadigma in Theorie und Praxis



PETER LANG

Berlin · Bruxelles · Chennai · Lausanne · New York · Oxford

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0721-4081

ISBN 978-3-631-93350-3 (Print)

E-ISBN 978-3-631-93351-0 (E-PDF)

E-ISBN 978-3-631-93352-7 (E-PUB)

DOI 10.3726/b22817

PETER LANG



Open Access: Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons
Namensnennung 4.0 Internationalen Lizenz (CC-BY). Weitere
Informationen: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

© Andreas Bieberstedt, Klaas-Hinrich Ehlers, Lea-Marie Kenzler,
Ingrid Schröder, 2025.

Verlegt durch: Peter Lang GmbH, Berlin (Deutschland)

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Inhaltsverzeichnis

<i>Andreas Bieberstedt/Klaas-Hinrich Ehlers/Lea-Marie Kenzler/Ingrid Schröder</i> Vorwort.....	7
<i>Andreas Bieberstedt/Klaas-Hinrich Ehlers/Lea-Marie Kenzler/Ingrid Schröder</i> Sprachbiographieforschung: Fragen zu einem aktuellen Forschungsparadigma.....	13
<i>Patrick Wolf-Farré/Johanna Holzer</i> Was sind Sprachbiographien? Zu Fragen von Definition, Validität und Vergleichbarkeit.....	43
<i>Lara Neumann/Ingrid Schröder</i> Sprachbiographie, Spracheinstellung und sprachbezogene Identität. Zwei Fallbeispiele zum Niederdeutschen in Hamburg.....	71
<i>Tamah Sherman/Jiří Homoláč</i> Language biographies and management summaries revisited.....	119
<i>Kristin Bührig/Romy Mittag</i> Postmigrantische Familienkulturen und Mehrsprachigkeit – sprachbiographische Erfahrungen im Interview.....	141
<i>Andreas Bieberstedt</i> „Wir sind so mehr oder weniger eine Insel in dieser Stadt hier.“ Lokaler Sprachwandel in der Hamburger Peripherie aus sprachbiographischer Perspektive.....	161
<i>Tillmann Pistor/Juliane Limper/Brigitte Ganswindt</i> Sprachbiographien im regionalen Vergleich. Zum Verhältnis von Spracherwerb, Selbsteinschätzungen und sprachlichem Verhalten	241
<i>Charlotte Rein</i> Wie der Vater, so der Sohn ... oder die Tochter!?. Zur Weitergabe regionaler Sprachvarietäten in rheinischen Familien aus subjekt- und objektsprachlicher Perspektive	283

Stefan Ehrlich Papiernick

„Ja, das war Hannöversch“ – zum Einsatz auditiver und visueller Stimuli
in sprachbiografischen Interviews 321

Lea-Marie Kenzler

Sprachbiographien und bimodale Bilingualität.
Geschwisterkonstellationen in Familien mit gehörlosen Elternpaaren 345

Marek Nekula

Sprachbiographien in der Historischen Soziolinguistik..... 371

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 397

Andreas Bieberstedt/Klaas-Hinrich Ehlers/
Lea-Marie Kenzler/Ingrid Schröder

Vorwort

Der vorliegende Sammelband vereint elf Beiträge von insgesamt 17 LinguistInnen aus dem In- und Ausland, deren Arbeitsgebiet die Sprachbiographieforschung ist. Auf der Grundlage aktueller Forschungsprojekte und Untersuchungen konturieren die BeiträgerInnen relevante Anwendungsbereiche dieses immer noch jungen Forschungsparadigmas, diskutieren theoretische, methodische und praxisbezogene Problemfelder sprachbiographischer Forschung und erörtern ihre Potentiale für weitere, bislang nicht im Fokus stehende linguistische Bereiche. Ein besonderer Schwerpunkt der Beiträge liegt auf der Betrachtung terminologischer und methodisch-konzeptioneller Herausforderungen, die sich aus der Arbeit mit sprachbiographischen Ansätzen ergeben, sowie aus der Frage nach der Aussagekraft sprachbiographischen Materials etwa für die Rekonstruktion gesellschaftlicher Sprachwandelprozesse und verbreiteter Einstellungsmuster. Sie erörtern also das Verhältnis von individueller Mikroebene und sozialer Makroebene in der Sprachbiographieforschung.

Die thematische Breite der Beiträge umspannt die wesentlichen Arbeitsgebiete gegenwärtiger sprachbiographischer Forschung. Vertreten sind zum einen sprachbiographische Studien aus dem Bereich der Regionalsprachenforschung, die das dynamische Varietätengefüge im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Standardsprache in den Blick nehmen. Zum anderen werden sprachbiographische Äußerungen im Kontext von Migration sowie von ethnischen Minderheiten und multiethnischen Gesellschaften untersucht. Gemeinsam ist diesen Untersuchungen ihr Fokus auf die subjektive Reflexion individueller und sozialer Mehrsprachigkeit in Form biographischer Zeugnisse und Interviews. Weitere Beiträge zu historischen Egodokumenten und bislang wenig erforschten Modalitäten von Mehrsprachigkeit zeigen die Möglichkeiten auf, welche die linguistische Biographieforschung für Forschungsfelder wie etwa die historische Soziolinguistik und die Gebärdensprachforschung eröffnet, und überschreiten damit die bisherigen Grenzen dieses Forschungsparadigmas. Auf diese Weise zieht der Sammelband zum einen ein Resümee der bisherigen Entwicklung linguistischer Biographieforschung. Zum anderen dient er sowohl einer Standortbestimmung des sprachbiographischen Ansatzes als auch seiner methodischen und thematischen Weiterentwicklung.

Die Idee zu diesem Sammelband hatte ihren Ausgangspunkt in einem linguistischen Online-Workshop an der Universität Rostock vom 25. bis zum 26. Juni 2021, organisiert von Andreas Bieberstedt, Klaas-Hinrich Ehlers und Lea-Marie Kenzler, auf dem die Herausforderungen und Perspektiven linguistischer Biographieforschung diskutiert wurden. Das digitale Format des Treffens war der damaligen pandemischen Situation geschuldet, die bereits dessen ursprünglich geplante Durchführung als Präsenzveranstaltung im Mai 2020 verhindert hatte. Das positive Feedback der Teilnehmenden bewog die VeranstalterInnen, zusammen mit Ingrid Schröder (Universität Hamburg) eine Veröffentlichung der Referate in der Schriftenreihe „Sprache in der Gesellschaft“ des Peter Lang Verleges in Angriff zu nehmen. Die nunmehr als Ergebnis vorliegende Publikation schließt konzeptionell an einen sprachbiographischen Sammelband an, der 2017 unter dem Titel „Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge“ erschien und der ebenfalls in der Reihe „Sprache in der Gesellschaft“ veröffentlicht worden ist.¹ Vorausgegangen war auch in diesem Fall ein sprachbiographischer Workshop, der im Rahmen des DFG-Projektes *Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH)* vom 31. Oktober bis zum 1. November 2014 an der Universität Hamburg veranstaltet wurde.

Die Durchführung von zwei konzeptionell ähnlich gelagerten Workshops mit jeweils nachfolgender Publikation ihrer Ergebnisse im Abstand von nur wenigen Jahren verdeutlicht den anhaltenden Bedarf der Fachgemeinschaft an Austausch und Verständigung über Theorie und Praxis der Sprachbiographieforschung. Darin zeigt sich auch, dass sich biographische Ansätze, bei denen die subjektive Sichtweise linguistischer Laien auf ihren sprachlichen Lebenslauf im Mittelpunkt des Forschungsinteresses steht bzw. einen Ausgangspunkt für die Konturierung gesellschaftlicher Sprachwandelprozesse bildet, seit den 1990er Jahren zunehmend in der (germanistischen) Linguistik etabliert haben.²

Ein Vergleich der Beiträge zu beiden Sammelbänden zeigt die anhaltende Dominanz einzelner Forschungsfelder, in denen sprachbiographische Ansätze mittlerweile zum festen Bestandteil des methodischen Instrumentariums sowohl kleinerer Fallstudien als auch größer angelegter Untersuchungen gehören. Als eine Konstante, die sich durch viele sprachbiographische Untersuchungen zieht, kann die Fokussierung auf Fragen des Spracherwerbs, des variativen sprachlichen Verhaltens sowie der sprachbezogenen Einstellungen und Identitätsbildungen

1 Schröder/Jürgens 2017.

2 Vgl. dazu das nachfolgende einführende Kapitel der HerausgeberInnen.

genannt werden. Auch innerhalb der Mehrsprachigkeitsforschung und in der Migrationslinguistik spielen sprachbiographische Zugänge schon lange eine wichtige Rolle. Inzwischen bedient sich ebenfalls die Regionalsprachenforschung immer häufiger sprachbiographischer Erhebungsmethoden und Datengrundlagen. Und schließlich scheint sich mit dem übereinstimmenden Bezug vieler Studien auf einzelne Theorien, wie etwa das Drei-Ebenen-Modell von Tophinke³, auf Konzepte, wie z. B. das der interaktiven Identitätsstiftung⁴ und das der potentiellen Nutzbarkeit „individuelle[r] Erfahrung und Erinnerung als Quelle von Sprachwandel“⁵, auf Methoden, wie etwa das narrative sprachbiographische Tiefeninterview, sowie auf Analyseverfahren, wie Inhaltsanalyse⁶ oder Gesprächs- oder Konversationsanalyse⁷, mittlerweile eine umfassende theoretisch-methodische Fundierung sprachbiographischen Forschens erreicht worden zu sein. Vor diesem Hintergrund ist es das Anliegen des vorliegenden Bandes, den aktuellen Stand der Sprachbiographieforschung zu reflektieren und dabei die unterschiedlichen Zugriffe zu verdeutlichen.

Der Sammelband wird durch einen einleitenden Beitrag der HerausgeberInnen eröffnet, der in Form einer ersten Zusammenschau Ausgangspunkte und Schwerpunktbildungen der Sprachbiographieforschung skizziert sowie Fragen zur Theorie und Praxis dieses aktuellen Forschungsparadigmas formuliert.

Patrick Wolf-Farré und *Johanna Holzer* widmen sich den theoretischen und methodischen Grundlagen der Sprachbiographieforschung, indem sie sich mit der Konstruktivität von Sprachbiographien und der Rolle der Forschenden auseinandersetzen. Dabei wird auch die Repräsentativität von Sprachbiographien reflektiert und ein sprachbiographisches Analysemodell diskutiert.

Anhand von zwei Fallbeispielen arbeiten *Lara Neumann* und *Ingrid Schröder* den Zusammenhang von Sprachbiographie und sprachbezogener Identität bei Niederdeutsch-SprecherInnen heraus und zeigen, auf welche Weise Sprachkonzepte (anhand von Sprachwissen und Sprachbewertungen) und Selbstkonzepte (anhand der individuellen Rollengestaltung und Positionierungen) interagieren und somit auch unterschiedliche Sprachfunktionen verbinden.

Der Beitrag von *Tamah Sherman* und *Jiří Homoláč* widmet sich dem Konzept der *management summaries*, um kollektive Auffassungen in Bezug auf Sprache sowie deren Entwicklung aufzudecken. Untersucht werden Statements englischer

3 Tophinke 2002; vgl. Bieberstedt 2017.

4 Z. B. Schröder 2019.

5 Fix 1995, S. 34; vgl. Ehlers 2018 und 2022.

6 Vgl. Jürgens 2015.

7 Vgl. König 2014.

MuttersprachlerInnen, die seit den 1990er Jahren in Tschechien leben, deren Sprachmanagement, sowie die Form und die Bedeutung der *summaries* als Datenquelle.

Kristin Bührig und *Romy Mittag* nutzen Daten aus einem Forschungsprojekt zu postmigrantischen Familienkulturen, um anhand biographischer Interviews die Sprachwahl in verschiedenen Kontexten zu begründen und die Verbalisierungsformen der subjektiven Erinnerungen und Reflexionen des eigenen Erlebens im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang zu beschreiben.

Andreas Bieberstedt zeigt in seinem Beitrag, dass auf der Grundlage eines größeren Korpus von sprachbiographischen Interviews sowie von zusätzlichen außersprachlichen Daten lokaler Sprachwandel im Sinne einer Oral Language History genau rekonstruiert werden kann. Er fasst in seiner Studie zum einen individuelle Aussagen und Argumentationen, die in einer Mehrzahl verschiedener Interviews in ähnlicher Form geäußert werden, generalisierend zu überindividuellen Typen (Spracherwerbstypen, Sprechertypen) zusammen, die sich diachronisch verorten lassen. Zum anderen wird das laienlinguistische Wissen der Gewährspersonen über den lokalen Sprachwandel und dessen Ursachen beleuchtet.

Aus einem Vergleich von Sprachbiographien der beiden sprachlichen Großregionen Niederdeutsch und Oberdeutsch gewinnen *Tillmann Pistor*, *Juliane Limper* und *Brigitte Ganswindt* Erkenntnisse zum Verhältnis von Spracherwerb, Selbsteinschätzungen und sprachlichem Verhalten. In einem Mixed-Methods-Ansatz können regionale Unterschiede sowohl in den subjektiven Konzepten regionalsprachlicher Spektren sowie in der Einschätzung der dialektalen Kompetenz und der Stärke des regionalen Akzents als auch in Bezug auf den Zusammenhang von Selbsteinschätzung und Spracherwerb herausgestellt werden.

Einen Blick auf die sprachliche Umbruchsituation im Rheinland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirft *Charlotte Rein* und illustriert diesen anhand von sprachbiographischen Erzählungen dreier Familien. Dabei zeigt sie, dass Kindern eine standardnahe Sprache vermittelt werden konnte, wie es als Ziel von den Eltern formuliert worden war. Bemerkenswert ist dabei, dass damit keine negative Bewertung des Dialekts verbunden wird.

Im Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* wurden durch Mental Maps und Testsätze mit lokalen Sprachmerkmalen Stimuli eingesetzt, um zusätzliche Sprechkanäle über Sprache und ihre Variation zu schaffen. *Stefan Ehrlich Papiernick* zeigt, wie durch den Kartenstimulus die Konzeptualisierung von Sprache im Raum gefördert wird und durch den auditiven Stimulus Wissensbestände zur nicht mehr alltäglich präsenten städtischen Umgangssprache aktiviert und Reflexionen über die eigene sprachliche Identität ausgelöst werden.

Mit der Betrachtung von Sprache und Biographie in Familien mit gehörlosen Elternpaaren widmet sich *Lea-Marie Kenzler* einem bisher nur sehr wenig bearbeiteten Forschungsgebiet. Untersucht wird in ihrem Promotionsprojekt, wie hörende Kinder gehörloser Eltern, die in einem bimodal-bilingualen Setting aufwachsen, ihre soziale und sprachliche Situation zwischen der gehörlosen und hörenden Lebenswelt rekonstruieren. Besonders relevant sind die Geschwisterkonstellationen in diesen Familien. Das Vorhandensein von Geschwistern und die Geschwisterpositionen haben Einfluss auf die laut- und gebärdensprachlichen Fähigkeiten von hörenden Kindern gehörloser Eltern und sind maßgeblich für ihre kommunikativen Rollen in der Familie.

Im abschließenden Beitrag dieses Bandes öffnet *Marek Nekula* das Feld der Historischen Soziolinguistik und diskutiert anhand der Korrespondenz und der Tagebücher von Bedřich (Friedrich) Smetana, welche Validität den Narrativen in verschriftlichten Ego-Dokumenten zukommt, vor allem im Hinblick auf die Zuordnung zur Lebens-, Subjekt- und Textrealität. Er zeigt exemplarisch, dass sich der sprachbiographische Forschungsansatz unter bestimmten Bedingungen auch auf historische Zeitstufen ausweiten lässt. Mit diesem Bezug auf historische Sprachbiographien wird das Feld der Forschung abgerundet.

Der vorliegende Band wirft ein Schlaglicht auf die aktuelle Sprachbiographieforschung und zeigt die thematische und methodische Vielfalt, die sich in diesem Forschungsparadigma entwickelt hat. Wir danken den TeilnehmerInnen des Workshops für ihre engagierten und produktiven Diskussionsbeiträge, die nun in diesem Band ihren schriftlichen Niederschlag gefunden haben. Weiterer Dank gilt dem Institut für Germanistik der Universität Rostock, insbesondere Hanna Fischer und Marit Bolduan, für die Unterstützung bei den redaktionellen Arbeiten. Redaktionell unterstützt hat uns ebenso Sophie von Pander von der Universität Hamburg. Die parallele Veröffentlichung dieses Sammelbandes als Open Access wurde durch die finanzielle Unterstützung durch den Open-Access-Fonds der Universität Hamburg ermöglicht. Und schließlich möchten wir uns bei den HerausgeberInnen der Reihe „Sprache in der Gesellschaft“ und dem Peter-Lang-Verlag für die vertrauensvolle und effektive Zusammenarbeit bedanken.

Literaturverzeichnis

Bieberstedt, Andreas: Lebenslauf und Sprachbiographie: Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews: Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 47–80.

- Ehlers, Klaas-Hinrich: Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Teil 1: Sprachsystemgeschichte (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 3). Berlin [u. a.] 2018.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Teil 2: Sprachgebrauch und Sprachwahrnehmung (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 5). Berlin [u. a.] 2022.
- Fix, Ulla: Das Generationengedächtnis und der Sprachwandel. Sprachbiographisches Erinnern als Methode zum Erfassen von Sprachgebrauchswandel. In: Lerchner, Gotthard (Hrsg.): Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte; 2). Frankfurt a. M. 1995, S. 31–38.
- Jürgens, Carolin: Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg (Deutsche Dialektgeographie; 119). Hildesheim/Zürich/New York 2015.
- König, Katharina: Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen (Empirische Linguistik; 2). Berlin 2014.
- Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017.
- Schröder, Ingrid: Sprachbiografie und Spracheinstellung. Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt? In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hrsg.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2018). Berlin [u. a.] 2019, S. 99–120. [DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110622591-006>; Online Ressource: <https://d-nb.info/1214445446/34> (Stand: 18.10.2024)]
- Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiographie aus linguistischer Sicht. In: Adamzik, Kirsten/Roos, Eva (Hrsg.): Biografie linguistique – Biographies langagières – Biografias linguisticas – Sprachbiographien (Bulletin VALS-ALSA: Bulletin suisse de linguistique appliquée; 76). Neuchâtel 2002, S. 1–14.

Andreas Bieberstedt/Klaas-Hinrich Ehlers/
Lea-Marie Kenzler/Ingrid Schröder

Sprachbiographieforschung: Fragen zu einem aktuellen Forschungsparadigma

Abstract: This article provides an overview of current issues in language biography research and critically reflects on the achievements in this field. Due to their constructiveness and narrativity, language biographies impose methodological limits on linguistic research, but also have a special value as a source because of their subjectivity. It will be discussed where new fields of application and methodological extensions are possible.

Based on a brief overview of the research, the article reflects on fundamental fields of work, challenges and perspectives of research and takes a constructive look at the methodological and practical research problems of this approach. References to relevant language biography studies and case studies from the authors' research practice are used to illustrate the fields of action of language biography research.

Keywords: Forschungsgeschichte, narrative Konstruktivität, Methodik, Empirie, Mikroperspektive, Makroperspektive, Erzählertypen, Sprachgeschichte

1 Einleitung

Die Sprachbiographieforschung stellt sich als ein noch junges, dynamisches Forschungsfeld dar, das den Fokus auf Sprache in der Wahrnehmung des Individuums, insbesondere der linguistischen Laien richtet. Zentrales Forschungsinstrument bilden autobiographische Narrationen, die als Basis für die Untersuchung von Spracherwerb, Sprachgebrauch, Spracheinstellungen und sprachlicher Identität dienen und es ermöglichen, Aufschlüsse über Mehrsprachigkeit und Varietätenkontakt aus der Perspektive der SprecherInnen zu gewinnen.

Im Folgenden sollen grundlegende Arbeitsfelder, Herausforderungen und Perspektiven der linguistischen Biographieforschung reflektiert werden. Dabei wird nicht der Anspruch erhoben, eine Gesamtschau der Entwicklungen, Schwerpunkte und maßgeblichen Untersuchungen beziehungsweise Ergebnisse

der bisherigen Forschung zu leisten.¹ Vielmehr wird angestrebt, Anregungen zu geben, die Betätigungsfelder sprachbiographischen Forschens abzustecken und die methodologischen und forschungspraktischen Probleme dieses Ansatzes konstruktiv in den Blick zu nehmen. Verweise auf relevante sprachbiographische Studien und Fallbeispiele aus der eigenen Forschungspraxis sollen die Handlungsfelder der Sprachbiographieforschung illustrieren.

2 Ausgangspunkte und Schwerpunktbildungen der Sprachbiographieforschung

In den vergangenen drei Jahrzehnten hat sich die Sprachbiographieforschung als eigenständige linguistische Forschungsrichtung etabliert.² Wesentliche Impulsgeber waren qualitative Ansätze der Biographieforschung im Bereich der Sozialwissenschaften³ und die *Oral History* im Bereich der Geschichtswissenschaften⁴. Beide Ansätze eint, dass sie sich als Datenbasis auf individuelle Erfahrungen stützen, die von ZeitzeugInnen mündlich berichtet werden. Als Erhebungsform wurde das narrative Interview entwickelt, das den InterviewpartnerInnen ermöglichen sollte, ihre Informationen in Form von Erzählungen möglichst frei zu gestalten.⁵ Unter methodologischer Perspektive gerieten damit – v. a. mit Bezug auf die erzähltheoretischen Arbeiten von Labov/Waletzky⁶ – auch die spezifischen Rahmenbedingungen des Erzählens in den Blick, die sich auf die Form und auch auf die Inhalte

-
- 1 Als Übersichtsdarstellungen vgl. vor allem Franceschini 2022, mit Fokus auf Mehrsprachigkeit auch Franceschini 2002; Pavlenko 2007 zu Forschungsgegenständen und Analysemethoden; Fix 2010 zur Strömung der sprachbiographisch orientierten *Oral Language History*; einen ausführlichen Forschungsbericht bietet Penya 2017, S. 13–34. Vgl. des Weiteren den Beitrag von Johanna Holzer und Patrick Wolf-Farré in diesem Band.
 - 2 Vgl. Franceschini 2022. Im Wörterbuch zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft ist mittlerweile ein entsprechender Eintrag enthalten (Dobutowitsch 2022). Sprachbiographien werden definiert als „qualitative linguistische und sozialwissenschaftliche Zugänge zu sprachlichen Repertoires [...], denen das Interesse an lebensweltlichen Spracherfahrungen der Sprecherinnen und Sprecher gemein ist.“ Wirrer 2017, bes. S. 81–86, kritisiert die Begrifflichkeit und schlägt als Alternative „Sprecherbiographie“ vor. Allerdings zeigt ein Blick in die Fachliteratur, dass sich der Begriff „Sprachbiographie“ weitgehend durchgesetzt hat.
 - 3 Vgl. die Überblicksdarstellung Kohli 2003 zur Erforschung des institutionalisierten Lebenslaufs; zu methodischen Grundlagen v. a. Schütze 1983; Rosenthal 1995.
 - 4 Vgl. v. a. Niethammer 1985; zur Entwicklung der Methode Apel 2022.
 - 5 Zu unterschiedlichen Formen vgl. Lamnek/Krell 2016, S. 338–360.
 - 6 Labov/Waletzky 1973 mit der Beschreibung des Handlungsmusters *Erzählen*.

autobiographischer Daten auswirken (von Schütze als „Erzählpflege“ bezeichnet)⁷ und in den Analysen stets mit zu reflektieren sind. Als wesentliche Analysemethoden etablierten sich neben und in Auseinandersetzung mit der biographischen Methode, die in den Sozialwissenschaften entwickelt wurde, inhaltsanalytische und gesprächslinguistische Ansätze zur Erforschung von Sprachbiographien, die mit quantitativen Methoden auch zu Mixed-Methods-Verfahren kombiniert wurden.⁸

Nach Franceschini (2022) sind unterschiedliche Gegenstandsbereiche voneinander abzuheben. Sprachbiographien/*Language Biographies* könnten einerseits bestimmt werden als „the narrative (prevalently oral) autobiographies that focus on individuals’ experiences of different varieties (dialects as well as languages)“⁹ mit einem Erkenntnisinteresse, das die innere Konstitution der Autobiographien fokussiert. Sie dienen andererseits als „an instrument of data collection to obtain useful, detailed, not directly elicited information on topics other than those usually covered, for example, in classic unidirectional questionnaires.“¹⁰ Auf diese Weise kann Forschung über Sprachbiographien von Forschung mit Sprachbiographien abgehoben werden.

Frühzeitig wurden biographische Ansätze vor allem für die Untersuchung des multilingualen Spracherwerbs fruchtbar gemacht, forciert unter anderem durch das „Aufkommen der Mehrsprachigkeitsforschung und generell das öffentliche Interesse an Fragen des Früherwerbs von Sprachen, an Mehrsprachigkeitserziehung und -zertifizierung.“¹¹ Methodisch hervorzuheben ist die Arbeit mit farbig gemalten und kommentierten Sprachporträts als multimodalen Repräsentationsformen für das sprachliche Repertoire eines Sprechers.¹² Da sich die frühe Phase des

7 Schütze 1976a, S. 224–225; vgl. Rosenthal/Loch 2002, S. 4. Aus sozialpsychologischer Sicht führt Kraus im Anschluss an Gergen/Gergen 1988 fünf Merkmale einer „wohlgeformten Narration“ auf: a) ein sinnstiftender Endpunkt; b) die Einengung auf relevante Ereignisse; c) die narrative Ordnung der Ereignisse; d) die Herstellung von Kausalverbindungen; e) Grenzzeichen, welche die Narration rahmen; vgl. Kraus 2002, S. 167–171.

8 Zur biographischen Methode vgl. die Überblicksdarstellung in Lamnek/Krell 2016, S. 620–671; zum inhaltsanalytischen Ansatz vgl. Jürgens 2015 unter Anwendung der *Grounded Theory*; zu gesprächslinguistischen Verfahren, insbesondere zur Analyse von Positionierungen, vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002; Lucius-Hoene/Deppermann 2004; König 2014; Cuonz 2014; zur Methodentriangulation vgl. grundsätzlich Flick 2011; zu Mixed Methods in der sprachbiographischen Forschung vgl. Dannerer 2019.

9 Franceschini 2022, S. 71.

10 Franceschini 2022, S. 71.

11 Franceschini 2002, S. 21; vgl. den Forschungsüberblick in Busch 2021, S. 15–18.

12 Vgl. Krumm/Jenkins 2001; Busch 2021, S. 40–48.

Erstspracherwerbs der Erinnerung weitgehend entzieht, liegt der Fokus sprachbiographischer Untersuchungen häufig auf dem späteren Zweit- oder Mehrspracherwerb.¹³ In den Blick genommen wird in diesem Zusammenhang unter anderem die schulische Sprachsozialisation, „insbesondere natürlich in Diglossie-Situationen, wo die Schulsprache eine andere als die Familiensprache ist, [...] aber auch generell, insofern die Schule der Ort der Standardsprache und vor allem der Vermittlung schriftlicher Sprache ist.“¹⁴ Allerdings zeigen Studien, vor allem aus dem Bereich der Regionalsprachenforschung, dass sich auch der frühe vorschulische Erstspracherwerb durchaus mittels sprachbiographischer Verfahren rekonstruieren lässt.¹⁵

Neben der Mehrsprachigkeitsforschung – und eng mit ihr verflochten – ist als zweite sprachbiographische Strömung die Migrationslinguistik zu nennen.¹⁶ Migrationsbedingtes Leben in mehreren Sprachen ist in sehr unterschiedlichen Kontexten untersucht worden. Eine bahnbrechende Rolle kommt dem Basel-Prag-Projekt *Leben mit mehreren Sprachen: Sprachbiographien tschechischer Remigranten und mehrsprachiger Schweizer (1996–1998)*¹⁷ zu, in dem Sprachminderheiten in Tschechien sowie italienische Migranten in Basel im Blickpunkt standen. Das Mannheimer Projekt „Sprachliche Integration von Aussiedlern“ hat untersucht, wie sich AussiedlerInnen, die seit Mitte der 80er Jahre aus der GUS und Polen nach Deutschland gekommen sind, sprachlich integrieren.¹⁸ Betten/Du-nour haben in ihrem Projekt „Emigrantendeutsch in Israel“¹⁹ Interviews mit deutschsprachigen Migranten und deren Nachfahren in Israel geführt (1989–1994; 2000–2011) und

13 Vgl. Fünfschilling 1998, S. 65.

14 Adamzik/Roos 2002, S. X. Vgl. Veronesi 2010 zur Konstellation Italienisch – Deutsch – Ladinisch in Südtirol. Aus Perspektive der Regionalsprachenforschung vgl. zu dieser Thematik z. B. Bieberstedt 2016.

15 Vgl. u. a. die Arbeiten von Bieberstedt 2015; Jürgens 2015.

16 Unter dem Begriff Migrationslinguistik werden hier im weitesten Sinne Untersuchungen zusammengefasst, die nicht allein den Fokus auf aktuelle individuelle Migrationserfahrungen oder gesellschaftliche Migrationsbewegungen legen, sondern auch das sprachliche Verhalten in den nachfolgenden Generationen, in multilingualen/-ethnischen Gesellschaften, Sprachinseln etc. thematisieren. An umfangreichen monographischen Untersuchungen aus den letzten Jahren wären hier etwa Peña 2017 oder Thoma 2018 zu nennen. Vgl. auch den Beitrag von Kristin Bührig und Romy Mittag in diesem Band.

17 Vgl. Franceschini/Mieznikowski 2004.

18 Vgl. Meng 2001.

19 Material in Betten 1995; Betten/Du-nour 2000; Betten/Du-nour 1995.

diese u. a. unter Gesichtspunkten von Spracheinstellungen und sprachbezogener Identität analysiert.

Während in den genannten Untersuchungsfeldern überwiegend eine individuelle Perspektivierung vorherrscht, ist ein weiterer, weniger stark entwickelter Fokus der Sprachbiographieforschung vorrangig an überindividuellen Sprachsituationen und Sprachentwicklungen orientiert. Hier dienen die Erhebung und die Analyse von Sprachbiographien der *Oral Language History*. Fix (2010) betrachtet diesen Anwendungsbereich der Sprachbiographieforschung „als Teil der Sprachhistoriographie“²⁰. Sprachbiographien fungieren hierbei als Datenbasis, um jüngere Prozesse des Wandels von Sprachgebrauch und Sprachbewertung zu rekonstruieren. Sie bieten damit eine wichtige Quellenbasis für die lange vernachlässigte „Sprachgeschichte von unten“²¹. Eine solche Sprachgeschichte aus der Alltagsperspektive der SprecherInnen kann ihre empirische Grundlage vor allem in breiter angelegten sprachbiographischen Befragungen,²² für weiter zurückliegende Zeitstufen aber auch in schriftlichen Egodokumenten exemplarischer ZeitzeugInnen gewinnen.²³

Die Ermittlung von Spracheinstellungen und damit verbundener Identitätskonstruktionen ist das Anliegen der von König (2014) vorgenommenen Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen. König macht dabei Koordinierungs- und Kontextualisierungsleistungen der SprecherInnen durch gesprächs- und konversationsanalytische Verfahren sichtbar. Einen soziolinguistischen Zugang durch das sprachbiographische Interview nutzt Walker (2017), der sprachliche Sozialisierungsprozesse in Nordfriesland untersucht und dabei speziell den Spracherwerb in den Sozialisierungsprozessen dreier Generationen thematisiert.

Das Forschungsinteresse an der individuellen Mehrsprachigkeit und an der sprachlichen Identität polyglotter Individuen macht sich in den letzten zwei

20 Fix 2010, S. 10. Der Forschungsbericht von Fix (2010) legt auf die möglichen Erträge der Sprachbiographieforschung für die diachrone Sprachwissenschaft besonderes Gewicht. In diesem Sinne stellt auch Nekvapil 2004, S. 150, fest, dass „Sprachbiographien besonders geeignet für die sprachhistorische und diachronische Forschung“ seien.

21 Vgl. dazu Elspaß 2005.

22 Vgl. zum Sprachwandel in Hamburg z. B. Jürgens 2015 und Bieberstedt 2008. Zur jüngeren Geschichte der Regionalsprache in Mecklenburg Ehlers 2018 und Ehlers 2022. Vgl. auch den Beitrag von Andreas Bieberstedt in diesem Band.

23 Zu den methodischen Herausforderungen der Übertragung des sprachbiographischen Ansatzes auf schriftlich überlieferte Egodokumente älterer Zeit vgl. den Beitrag von Marek Nekula in diesem Band.

Jahrzehnten zunehmend auch innerhalb der Regionalsprachenforschung geltend. Ein wesentlicher Impuls für die Etablierung sprachbiographischer Ansätze in der Regionalsprachenforschung war die seit den späten 1980er Jahren lauter werdende Kritik am soziolinguistischen Forschungsparadigma und seiner konzeptionellen Beschränkung auf überindividuelle, soziale Determinanten des Sprachgebrauchs, die sich im Konzept des „determinierten Sprechers“²⁴ kondensierte. Erkennbar wurde, dass sich der individuelle Sprachgebrauch einzelner Personen nur unzulänglich durch die Aufdeckung sozialer Einflussfaktoren fassen lässt, dass Individuen vielmehr in sprachlicher Hinsicht widersprüchlich zu ihrer sozialen Determination agieren können und sich einer soziolinguistischen Typenbildung damit entziehen. Die kritische Hinterfragung soziolinguistischer Ansätze gipfelte in der Forderung nach einer „nachsoziolinguistischen“ oder „Sprecherdialektologie“²⁵, die nach der spezifischen Motivation des Sprachgebrauchs einzelner SprecherInnen sucht und diesen „eine aktive Komponente der Individualität“²⁶ zuschreibt. Die mögliche Vorgehensweise einer solchen sprecherbezogenen Analyse skizzierte Jürgen Macha mit dem Ziel, „solche Momente menschlichen Sprachhandelns und Sprachbewußtseins in den Blick zu nehmen, die sich den vorgegebenen deterministischen Erklärungsmustern nicht einpassen.“²⁷ Die Hinwendung zum Sprechersubjekt führte nachfolgend in der Regionalsprachenforschung zur Herausbildung verschiedener individuenzentrierter Ansätze, die den linguistischen Laien und ihre innere Mehrsprachigkeit in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. Hier stehen Phänomene multivariäter Sprachkompetenzen und die lebensgeschichtlichen Positionierungen der SprecherInnen im Spannungsfeld von Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im Zentrum.²⁸ Auch in den neueren regionalsprachlichen Großprojekten wurden sprachbiographische Interviews geführt, um im Rahmen

24 Macha 1991, S. 3–6.

25 „Das neue Aufgabenfeld der nachsoziolinguistischen Dialektologie ist [...] die deutsche Sprachwirklichkeit und ihre Sprecher. ‚Sprecherdialektologie‘ wäre vielleicht ein vorläufiger Name“ (Löffler 1986, S. 239).

26 Macha 1991, S. 3.

27 Macha 1991, S. 4.

28 Vgl. für den norddeutschen Raum beispielsweise Jürgens 2015 und Scharioth 2015.

eines Mixed-Methods-Ansatzes objektive und subjektive Sprachdaten für die Analyse regionalsprachlicher Spektren nutzbar zu machen.²⁹

Überblickt man diese Anwendungsbereiche sowie die Resultate sprachbiographischen Forschens, erhebt sich die Frage, was Sprachbiographieforschung insgesamt heuristisch zu leisten vermag. Dabei ist stets zu bedenken, welche methodologischen Grenzen das sprachbiographische Datenmaterial in seiner Konstruktivität und Narrativität der linguistischen Forschung setzt. Andererseits eröffnen Sprachbiographien gerade durch ihre Subjektivität der Linguistik einen besonderen Quellenwert. So ist zu ebenfalls diskutieren, an welchen Stellen neue Anwendungsfelder erschlossen werden können und welche methodologischen Erweiterungen möglich sind.

3 Fragen zur Theorie und Praxis der Sprachbiographieforschung

Frage 1:

Inwieweit begrenzen die narrative und sprachliche Konstruktivität von Sprachbiographien sowie die interaktive Kommunikationssituation eines Interviews die Objektivierbarkeit ihrer Befunde?

Die virulente Frage, inwieweit mit narrativen biographischen Interviews überhaupt objektivierbare Befunde erhoben werden können, ist zwar bereits vielfach diskutiert worden, letztlich aber bis heute offengeblieben. Ein wesentliches Merkmal von biographischen Erzählungen im Allgemeinen und Sprachbiographien im Besonderen liegt in ihrer Konstruktivität. Bereits Rosenthal (1995) unterscheidet zwischen dem Erlebten in der Vergangenheit, den Erinnerungen und den erzählten oder niedergeschriebene Erlebnissen und macht darauf aufmerksam, dass die Gegenwartsperspektive immer auch die erzählte Vergangenheit determiniert.³⁰ Übertragen auf Sprachbiographien nimmt Topfink (2002) eine ähnliche Differenzierung zwischen erlebter Geschichte, erinnelter Geschichte und deren sprachlicher Rekonstruktion vor. Bieberstedt (2017) schließlich betont, dass im Gegensatz zu sprachlichen Lebensläufen, die als soziale Tatsachen gesehen werden können, Sprachbiographien subjektive kognitive und narrative

29 Zu nennen sind die Projekte *Regionalsprache.de* (vgl. Ganswindt/Kehrein/Lameli 2015 sowie der Beitrag von Tillmann Pistor, Juliane Limper und Brigitte Ganswindt in diesem Band), *Sprachvariation in Norddeutschland* (vgl. Elmentaler [u. a.] 2015), *Deutsch heute* (vgl. Kleiner 2015), *Deutsch in Österreich* (vgl. Lenz 2023) sowie der *Schweizerdeutsche Dialektatlas SDATS* (vgl. Leemann [u. a.] 2020), für den Verfahren der virtuellen Datenerhebung genutzt wurden. Zum Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* vgl. den Beitrag von Stefan Ehrlich Papiernick in diesem Band.

30 Vgl. dazu zusammenfassend und mit einem Fallbeispiel Rosenthal 2010.

Konstrukte darstellen. Demnach bieten Sprachbiographien nur eingeschränkt und unter Zuziehung weiterer Daten die Möglichkeit, Sprachwirklichkeit zu erforschen. Vielmehr sind sie ein Instrument, mit dem Auskünfte über individuelle (Sprach-)Konzepte und Selbstbilder zu erlangen sind.³¹

Spätestens seit Schütze (1976a; 1976b) macht sich die qualitative Sozialforschung die interne Dynamik narrativer Strukturen zunutze. Jeglicher narrativen Struktur ist ein Detaillierungszwang ebenso wie ein Evaluierungszwang eigen (vgl. oben). Durch diese Strukturzwänge motivieren und evaluieren die ProbandInnen die Ereignisse aus der Perspektive der Erzählsituation und geben zusätzlich wertvolle Informationen über den situativen oder sozialen Rahmen sprachlicher Entwicklungen.³² Das Erzählte wird regelmäßig – und wiederum wertend und sinnstiftend – an die aktuelle Erzähl- und Lebenssituation des Biographieträgers, im sprachbiographischen Interview also des Befragten, angeschlossen. Zugleich führen diese Strukturzwänge zu einer Selektion des biographisch Erinnerungsfür die Erzählung unter den Gesichtspunkten etwa von dessen Wohlgeformtheit, sozialer Akzeptanz und Außergewöhnlichkeit sowie der prognostizierten Erwartungshaltung der InterviewerInnen.

Andererseits führt etwa die Strukturierung der Narration in episodische Folgen von Konflikt und Lösung tendenziell dazu, Konflikte der Vergangenheit zu verharmlosen oder aus heutiger Perspektive mit einem überzeitlichen Sinn zu unterlegen. So neigen interviewte Vertriebene, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Mecklenburg angesiedelt wurden, dazu, ihre anfängliche, mitunter gewalttätige Ablehnung durch die Alteingesessenen im Rückblick zu bagatellisieren und diese Probleme als überwundene Episoden in Erfolgsgeschichten einzubetten.

Beispiel 1: Eine 1937 geborene Vertriebene erzählt zunächst davon, dass eine Hausbesitzerin den Kindern der bei ihr zwangsweise einquartierten Vertriebenen „immer an den Haaren gezogen“ habe und auch sonst „ein bisschen sehr hart mit den Kindern umgegangen“ sei. Sie wendet ihre Erzählung abschließend zu auffallend beschwichtigenden Bewertungen, verlegt sie in eine abgeschlossene Vergangenheit und bringt schließlich aus heutiger Sicht sogar Verständnis für die Perspektive ihrer damaligen Peinigerin auf: „Und das hat sich ja dann alles bisschen geändert. Aber anfangs waren ja viele auch nicht immer begeistert, ne. Das ... das würde uns jetzt vielleicht auch so gehen.“³³

31 Vgl. dazu auch die Beiträge von Johanna Holzer und Patrick Wolf-Farré sowie von Lara Neumann und Ingrid Schröder in diesem Band.

32 Vgl. Labov/Waletzky 1973; Quasthoff 1980.

33 Zur nachträglichen Bagatellisierung von Erfahrungen verbaler und körperlicher Gewalt in den Erzählungen Vertriebener vgl. Ehlers 2022, S. 99–114. Die erzählerischen „Schwamm drüber“-Figuren als „Verfahren eingeschränkten Erinnerns“ arbeitet schon Lehmann 1991, S. 34, anhand von Interviews mit Heimatvertriebenen heraus.

Die soziale Dynamik der Interviewsituation und die teleologische Erzählhaltung bringen es nahezu zwangsläufig mit sich, dass die eigene Lebensgeschichte in der Narration zumeist als Erfolgsgeschichte³⁴ ausgebreitet wird. Seltener sind hingegen Erzählungen von Außenseiter- oder Verliererbiographien.

Hinzu kommt, dass – wie von der sprachbiographischen Forschung wiederholt herausgestellt worden ist – sprachlich-soziale Konfliktsituationen und Interaktionen bzw. Erfahrungen von den Betroffenen im Interview häufig in Form von *Extreme Case Formulations* geäußert werden.³⁵ Diese „specify a maximum case - for example, ‚all the time,‘ ‚everybody,‘ or ‚no one.“³⁶ Gewährspersonen verwenden solche *Extreme Case Formulations* gewöhnlich,

to propose the validity of an assessment. In claiming that everyone has the same assessment of a referent, the speaker both depersonalizes the assessment and bolsters the validity of it. A third use of them is to claim that some conduct is normal and ordinary. This is done by proposing maximal frequency of the conduct. In saying ‚Everyone does it‘ or ‚People do it all the time,‘ speakers counter the status of the conduct as accountable by proposing that it is normal and ordinary.³⁷

Auch der Hinweis von Tophinke/Ziegler (2002), dass sprachbiographische Narrationen keineswegs monologisch verfasst sind, sondern in der Interviewsituation von den Befragten und den ExploratorInnen im gemeinsamen Gespräch konstruiert werden, stellt letztlich die Objektivität der Befunde in Frage bzw. wirft die Frage auf, welche Art von Objektivität Sprachbiographien allenfalls beanspruchen könnten.³⁸

Dem steht freilich die Erfahrung aller großangelegten sprachbiographischen Erhebungen entgegen, dass ProbandInnen übereinstimmende Themenbereiche relevant setzen, auf dieselben Argumentationstopoi zurückgreifen und stereotype Evaluationen äußern. Franceschini (2002) ermittelt wiederkehrende „Figuren des sprachbiographischen Erzählens“.³⁹ Ähnlich überindividuelle, stereotype Figurationen sind beispielsweise auch bei Fix (2010), Arendt (2010) oder

34 Zur sprachbiographischen Erzählung als „Erfolgsgeschichte“ vgl. Neumann/Schröder 2017a, S. 238–239, mit der Selbstdarstellung eines Interviewpartners als kommunikativ erfolgreiche Person.

35 Vgl. Pomerantz 1986; Nekula 2021 sowie den Beitrag von Tamah Sherman und Jiří Homoláč in diesem Band.

36 Pomerantz 2021, S. 183.

37 Pomerantz 2021, S. 183.

38 Insbesondere die Positionierungshandlungen der Interviewten gegenüber den InterviewerInnen (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004, S. 168) belegen die Situationsverschränktheit der Äußerungen.

39 Franceschini 2002, S. 27.

Jürgens/Schröder (2016) gerade durch sprachbiographische Interviews aufgedeckt worden. Um nur ein Beispiel zu nennen: Norddeutsche InterviewpartnerInnen aller Altersstufen und der unterschiedlichsten sozialen oder regionalen Herkunft äußern beispielsweise in sprachbiographischen Studien mit überraschender Einmütigkeit, das Niederdeutsche sei in der Nachkriegszeit öffentlich „verpönt“ gewesen. Der Gebrauch des alltagssprachlich längst aus dem Gebrauch gekommenen Worts *verpönt* verstärkt dabei den stereotypen Charakter dieser Aussagen.

Beispiel 2: Ein 1936 geborener Zeitzeuge aus Mecklenburg erzählt von seiner Schulzeit:

„Plattdeutsch durften Sie da nicht reden. Das war verpönt. Um Gottes Willen.“ Nahezu wortgleich begründet noch ein erheblich jüngerer Interviewpartner aus Mecklenburg (geboren 1961), dass auch in seiner Schulzeit das Niederdeutsche keinerlei Rolle spielte: „Es war wohl verpönt, denke ich mal.“⁴⁰

Frage 2:

Welche methodischen Herausforderungen ergeben sich aus sprachbiographischen Studien, in denen die Mehrsprachigkeit der InterviewpartnerInnen fokussiert wird, etwa in Hinsicht auf die Sprachwahl im Interview und dessen sprachliche Konstruktivität?

Den meisten sprachbiographischen Untersuchungen ist gemein, dass verschiedene Formen der Zwei-, Mehr- oder Regionalsprachlichkeit bei den Gewährspersonen vorliegen. Steht die Mehrsprachigkeit der InterviewpartnerInnen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses, können neben den im Interview verhandelten Inhalte auch die Sprachwahl im Interview und die damit verbundenen Zugehörigkeitskonstruktionen von Bedeutung sein.

Naheliegend ist, dass die Wahl der Sprache im Interview durch die Sprachwahl der Forschenden beeinflusst, wenn nicht sogar bestimmt wird. Wolf-Farré (2017) führt seine sprachbiographischen Interviews mit Deutsch-Chilenen auf Deutsch, Spanisch oder in beiden Sprachen durch. Alle Interviewpartner wurden im Vorfeld darauf hingewiesen, dass beide Sprachen verstanden würden und benutzt werden könnten. Inwiefern die Sprachwahl den Verlauf der Interviews beeinflusste, lässt die Studie aber offen. Nekvapil (2004) konnte in sprachbiographischen Untersuchungen zu multiethnischen und mehrsprachigen Problemkonstellationen im deutsch-tschechischen Kontakt herausstellen, dass die Ethnizität der Interviewenden und die Wahl der Interviewsprache offensichtlich

40 Vgl. viele weitere Interview-Belege zum Stereotyp des *verpönten Niederdeutsch* in Ehlers 2022, S. 359–368. Das Stereotyp ist überregional verbreitet, es begegnet beispielsweise auch in sprachbiographischen Interviews im ländlichen Raum Ostholsteins (Scharioth 2015, S. 199) ebenso wie im großstädtischen Umfeld Hamburgs (Bieberstedt 2015, S. 233).

keinen wesentlichen Einfluss auf den Inhalt der sprachbiographischen Erzählung hat. Die sprachbiographischen Erzählungen der Interviewten erwiesen sich auch bei mehrfacher Befragung durch verschiedenen ExploratorInnen unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit und auch beim Wechsel der Interviewsprache im Großen und Ganzen als „stabil“⁴¹. Allerdings stellt sich – mit Nekvapl selbst – die Frage, ob der Einfluss der Ethnizität und der Interviewsprache auf die erzählten Sprachbiographien in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche und umkämpfter ethnischer Abgrenzungen nicht doch erhebliche Relevanz gewinnen würde.

Regionalsprachliche Beispiele zeigen, dass die mit der Sprachwahl einhergehende Konstruktion der Situation für den Gesprächsverlauf von Bedeutung ist. Der Dialekt als Interviewsprache, wie ihn Jürgen Ruge in seiner Untersuchung Hamburger Dialekt sprecherInnen aus der ehemaligen Gemeinde Altenwerder wählte,⁴² könnte als Nähesprache interpretiert werden, während die Wahl der Standardsprache auf der anderen Seite Distanz erzeugen kann. In den Interviews Ruges zeigt sich die Konstruktion von Nähe u. a. darin, dass sich die am Gespräch Beteiligten duzen und dass Scherze gemacht werden.

Im Projekt *Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH)*⁴³ nutzt die interviewte Person das Aushandeln der Interviewsprache, um sich selbst zu positionieren und passt sich der Präferenz der Interviewerin an. Durch die Betonung seiner mehrsprachigen Kompetenz zeigt sich der Interviewte zugleich als sprachlich flexibel und der Interviewerin kommunikativ überlegen.

Beispiel 3: Interview im Korpus *Niederdeutsch in Hamburg*

Gewährsperson 18 (mnl., 73 Jahre)

- I: Und vielleicht können wir ja so beginnen, dass Sie einmal Situationen schildern, die Ihnen einfallen, wenn Sie an Plattdeutsch denken. Äh was kommt Ihnen da so ((.)) als erstes in Sinn?
- GP: Als allererstes? Miene Großmutter. ((lacht)) Jaa. Äh, schall ik ma Plattdüütsch vertellen jetzt?
- I: Ähm, ja. Wir können ja mal probieren und wenn ich was nicht versteh, dann sag ich einfach Bescheid.
- GP: Oder soll ich Hochdeutsch reden? Ne, was is Ihnen lieber?
- I: Wiess Ihnen lieber/
- GP: Nee, was is Ihnen lieber? Wenn Sie/ ((.)) müssen Sie sagen.

41 Nekvapl 2004, S. 150.

42 Vgl. Bieberstedt/Ruge/Schröder 2008, S. 173; zum Niederdeutschen als Nähesprache vgl. Jürgens 2015, S. 389.

43 Vgl. Schröder/Jürgens 2017.

- I: Wie gesagt, mit Hochdeutsch tu ich mich natürlich 'n bisschen leichter, nä.
Deswegen/
GP: Nee, is gut.
I: Denn können wirs ja erstmal Hochdeutsch probieren.
GP: Is gut. ((.))

Frage 3:

Welche heuristischen Probleme ergeben sich aus der Tatsache, dass in sprachbiographischen Interviews unter Umständen sehr unterschiedliche Erzählertypen zu Wort kommen? Wie wird der Quellenwert der Interviews dadurch beeinflusst?

In der Praxis sprachbiographischer Erhebungen sind ExploratorInnen immer wieder mit unterschiedlichsten Typen von Erzählern konfrontiert, deren Narration unter Umständen eine unterschiedliche Aussagekraft zugesprochen werden muss. Die ethnologische Erzählforschung unterscheidet in Hinblick auf die Art und Weise, in der Gewährspersonen Auskunft über ihre Lebensgeschichte geben und kommunikativ interagieren, allgemein die Typen *Berichterstatter* und *Erzähler*.⁴⁴ Während sich der *Berichterstatter* auf die Beantwortung der gestellten Fragen und das Referieren biographischer Fakten konzentriert, zeichnet sich der Typ *Erzähler* durch eine detailreiche und mitunter ausschweifende Schilderung lebensgeschichtlicher Stationen und Ereignisse aus, die thematisch weit über den gesetzten Rahmen hinausreichen kann. In der Praxis zeigt sich zwischen diesen beiden Polen ein breites, facettenreiches Spektrum an begabten, verzettelten, ausschweifenden oder wortkargen ErzählerInnen.

Beiden Typen, *Berichterstatter* und *Erzähler*, lässt sich in der Tendenz ein unterschiedlich hohes Maß an Situationsreflektiertheit zusprechen. So bleibt sich der Typ *Berichterstatter* der Interviewsituation zumeist über den gesamten Gesprächsverlauf hinweg bewusst und vermeidet thematische Abschweifungen bzw. unterbindet diese durch Selbstkorrekturen („Aber das wollen Sie ja gar nicht hören!“), während sich beim Typ *Erzähler* die inhaltliche Selektion sowie Umfang und Form der Schilderung stärker durch dessen persönliches Interesse am jeweiligen Thema beeinflusst zeigen.

Analog zur Präsentation der eigenen Lebensgeschichte im Interview als Erfolgsgeschichte (vgl. Frage 1) stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage nach der Validität der Sprecheraussagen, etwa zum persönlichen Sprachgebrauch, zum Beispiel wenn sich diese als besonders kompetente SprecherInnen (vgl. Beispiel 3) oder als *Querköpfe* inszenieren, die (auch sprachlich) *gegen den Strom schwimmen* bzw. bei den Interviewenden oder auch in der Sprachgemeinschaft vermutete Erwartungshaltungen bewusst unterlaufen.

44 Vgl. Lehmann 1983, S. 64–68.

Beispiel 4: Interview im Korpus *Kirchwerder*⁴⁵; Gewährsperson 15 (mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Ein anschauliches Beispiel für die Selbstinszenierung von Erzählern als ein bestimmter Charaktertyp über die Selbstzuweisung sprachlicher Verhaltensweisen bieten die Ausführungen einer dialektkompetenten Gewährsperson aus Hamburg-Kirchwerder über ihren Spracherwerb und Sprachgebrauch in Jugend und Erwachsenenalter. Im Interview präsentiert sie sich mehrfach als antiautoritärer, humorvoller *Querkopf*, der soziale Konventionen ablehnt bzw. diese ins Lächerliche zieht. Sprachlich vermittelt wird dieses Image durch die Verwendung einer spöttisch-ironischen Tonlage und die Arbeit mit verschiedenen Stilebenen, inhaltlich durch die Schilderung eines provokativen Dialektgebrauchs in Sprachdomänen und Kommunikationssituationen, die für das Hochdeutsche reserviert sind, bzw. gegenüber hochdeutschen Gesprächspartnern.

- I: ((zusammenfassend)) Also sowohl im Unterricht, aber auch außerhalb in den Pausen oder so, ging das alles auf Hochdeutsch?
- GP: Ja! Grundsätzlich! Und das hat sich eigentlich soweit fortgesetzt bis in die Berufsschule, wo man denn auch, damit die, die die Gärtner ja sowieso für doof halten und vor allen Dingen die, die das nur lernen, um dann irgendwann ihren Fachabschluss zu haben, damit sie Biologie studieren, und sind jetzt wieder irgendwo bei Hartz4 gelandet, um die n büsschen zu ärgern.
- I: Ach, da haben Sie dann Plattdeutsch gesprochen?
- GP: Jâ! Mit den Mitschülern natürlich, die, die es beherrschen. [...] Und um sie zu ärgern, jâ! Ich mein, Sie haben das ja nicht so erlebt, so auf ner Berufsschule mit. Die Leute, die ausn Dorf kommen, die werden ja von den Leuten aus der Stadt grundsätzlich fürn büsschen doof gehalten. Das gut so. Find ich. Jâ. [...]
- I: Das ist interessant, dass Sie das so sagen, denn ich habe das von Einigen gehört, so aus der Pubertät, dass sie dann entgegengesetzt reagiert haben und bewusst überhaupt nicht mehr gesprochen haben, eben um das Image loszuwerden.
- GP: Jâ, ach, pff. Nö, nö, das is schon gut so. ((leicht spöttisch, betont ernsthaft)) Ich mein, ich würd ja nie Leute so aufn Arm nehmen. Und, das Beste war denn bei der Scheidung, vorm Richter da, „Tja,“ sach ich, „das ist jetzt der letzte Satz, und jetzt müsst Ihr nen Dolmetscher besorgen, jetzt machen wir es richtig Plattdeutsch, weil das is ja zugelassen als Sprache!“ „Hmh, hmh, hmh, hmh.“
- I: Und wie ging das dann weiter?
- GP: Jâ, die häben mich denn, alle die da gesessen haben, inständigst gebeten, denn doch... ((lacht)), weil sie wüssten aufn Schlach kein hier zu suchen. ((lacht)) Jâ, ich mein, son büsschen muss das doch. ((scherzhaft)) So, weiter im Text, sonst werden wir hier nie ferdich!

45 Das Korpus wurde im Rahmen des Projekts *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*, Teilprojekt *Kirchwerder*, von Andreas Bieberstedt erstellt; vgl. Bieberstedt/Ruge/Schröder 2016.

Frage 4:

Wie kann methodisch die Grenze zwischen der individuell-linguistischen Mikroperspektive und der soziolinguistischen Makroperspektive (überindividuelle Sprachgebrauchs- und Spracheinstellungsmuster, Sprechertypen, Spracherwerbstypen usw.) überschritten werden?

Der Ausgangspunkt der sprachbiographischen Forschung sind stets autobiographische Erzählungen einzelner Personen. Sprachbiographieforschung ist in erster Linie „Individuallinguistik“⁴⁶. Sie bemüht sich, subjektive Relevanzen, persönliche Motivationen, individuelle Sichtweisen und Wertungen zu elizitieren. Gleichwohl sind für diese Forschungsrichtung nur in Ausnahmefällen die Sprechersubjekte als solche von Interesse. Auch sehr detaillierte Einzelfallstudien beanspruchen mehr oder weniger explizit einen exemplarischen Charakter für übergreifende linguistische Problemkonstellationen:

Biographische Forschung will meist Verallgemeinerung erreichen, darin unterscheidet sie sich nicht von anderen Forschungswegen; auch die Untersuchung des Einzelfalls dient meist nicht allein der Untersuchung des Einzelfalls, sondern will Muster, generelle Strukturen, Ablauformen, Regeln, Strukturtypen, Lösungsformen herausarbeiten.⁴⁷

Die Sprachbiographieforschung überschreitet die individuelle Mikroebene meist durch generalisierende oder – weniger üblich – durch quantifizierende Auswertungsparadigmen.⁴⁸ Durch die Verwendung qualitativer digitaler Auswertungsprogramme werden zwar vergleichend quantifizierende Auswertungen sprachbiographischer Korpora nahegelegt,⁴⁹ für das Problem der Verallgemeinerbarkeit sprachbiographischer Befunde bleibt aber die Frage offen, wie hoch die Zahl der Befunde auf der Mikroebene sein müsste, um zu rechtfertigen, sie zu einem Makro-Befund zusammenzufassen.

In qualitativer Perspektive identifiziert Nekvapil (2004) überindividuell wiederkehrende sprachbiographische Erzählinhalte bei Deutschen, die, anders als der Großteil der ehemaligen deutschen Bevölkerungsgruppe, nach 1945 nicht aus der Tschechoslowakei vertrieben wurden, sondern im Land verblieben. Diese immer wieder ähnlich durchgespielten Erzählinhalte ermöglichen es „dem Analytiker [...], eine typische Sprachbiographie von tschechischen Deutschen

46 Neuland 2015, S. 18.

47 Fuchs-Heinritz 2009, S. 155–156.

48 Vgl. dazu den Beitrag von Andreas Bieberstedt in diesem Band.

49 Vgl. z. B. für vornehmlich qualitative Analysen und Mixed-Methods-Forschung die Programme MAXQDA (<https://www.maxqda.com/de>) oder ATLAS.ti (<https://atlasti.com/de>).

herauszuarbeiten⁵⁰, die von großer Aussagekraft für die Sprachsituation der deutschen Minderheit in Tschechien sind. Ganz ähnlich können Scharioth (2015) und Bieberstedt (2008) in ihren sprachbiographischen Korpora regionalspezifische Sprechertypen bzw. zeitlich gestaffelte überindividuelle Spracherwerbsmuster aufzeigen, in denen sich ihrerseits übergreifende sprachhistorische Entwicklungen und soziolinguistische Konstellationen manifestieren. Wirrer (2021) nutzt für die Typisierung der Gewährspersonen die metasprachlichen Wissensbestände, die nach den Variablen Spracherwerb, Sprachkompetenz, Sprachgebrauch, Sprachbewertung, grammatisches Wissen u. a. m. ausgewertet werden und kann auf diese Weise elf Typen identifizieren.⁵¹ Abgesehen davon, dass Typisierungen vor dem methodischen Problem stehen, individuelle Komplexität der Daten nachvollziehbar zu reduzieren, stellt sich auch die Frage, ob eine Exhaustivität der Typen in einem Beobachtungsfeld überhaupt zu gewährleisten ist.

Frage 5:

Wie lässt sich die qualitative Sprachbiographieforschung methodisch sinnvoll ergänzen? Welche neuen Möglichkeiten werden dadurch eröffnet? Wie könnten ein solcher multiperspektivischer Ansatz und ein entsprechendes Methodenbündel aussehen?

Mit dem Verhältnis von Mikro- und Makroebene in Zusammenhang steht die Frage, auf welche Weise und zu welchem Zweck sich der qualitative Ansatz der Sprachbiographieforschung mit seiner Präferenz biographischer Tiefeninterviews sinnvoll durch quantitative Erhebungsmethoden zu einem Mixed-Methods-Forschungsdesign ergänzen lässt. Neuere Untersuchungen im Bereich der Regionalsprachenforschung kombinieren qualitative und quantitative Verfahren in unterschiedlichster Weise zu komplexen Erhebungsinstrumentarien, um den rezenten Wandel regionaler Varietätengefüge und insbesondere dialektaler Basisvarietäten multiperspektivisch zu fokussieren.

Im Projekt *Einstellungen zu regionalen Sprachformen in der Großstadt. Niederdeutsch in Hamburg (NiH)*⁵² wurde parallel zu qualitativen Interviews eine schriftliche Umfrage zu denselben Fragestellungen durchgeführt, um ein breiteres Spektrum an Befragten erreichen zu können. Die quantitativen Auswertungen ermöglichen die Trennung individueller Erfahrungen und allgemein verbreiteter Wissensbestände sowie die Korrelation sozialer und sprachlicher Merkmale.⁵³

50 Nekvapil 2004, S. 165.

51 Vgl. Wirrer 2021, S.438–447 mit einem zusammenfassenden Überblick über die Sprechertypen.

52 Vgl. Schröder/Jürgens 2017.

53 Vgl. Neumann/Schröder 2023; Neumann/Schröder 2017b.

Eine Triangulation subjekt- und objektsprachlicher Daten nimmt beispielsweise Ehlers (2018; 2022) vor, indem die subjektiven Erzählungen von Varietätenerwerb und Dialektverlust bei immigrierten Vertriebenen nach 1945 unter anderem durch Kompetenztests ergänzt werden. Dadurch lassen sich Sprachkompetenzen merkmalsbezogen objektivieren und genauer gradieren, als dies die subjektiven Selbsteinschätzungen der Probanden leisten können.⁵⁴ Ähnlich kann der Abbau der *Heritage Languages* über die Generationsfolge von Immigrantenfamilien mit Tests zur Wortschatzkenntnis detailliert nachvollzogen werden.

Beispiel 5:

In den Interviews berichten ZeitzeugInnen, die 1945/46 als Schulkinder, Jugendliche oder junge Erwachsene nach Mecklenburg vertrieben wurden, immer wieder davon, wie schnell und durchgreifend in ihren Familien die Dialekte und Regiolekte ihrer mittel- und oberdeutschen Herkunftsregionen aufgegeben wurden. Eine standardisierte semasiologische Befragung zu Kenntnis und Bedeutung von dialektalen bzw. regiolektalen Testwörtern, die in ihren Herkunftsregionen vor dem Krieg ehemals weiträumig verbreitet waren (wie *Schmetten* ‚Sahne‘, *Karfiol* ‚Blumenkohl‘, *Kren* ‚Meerrettich‘ usw.) zeigt nicht nur, wie die Kenntnis dieser Wörter in der Generationsfolge ihrer Familien verblasst ist, sondern auch, dass selbst unter den damaligen Immigranten der Verlust der Herkunftssprache (*language attrition*) in bemerkenswertem Ausmaß um sich gegriffen hat.⁵⁵

Eine weitere Form der Datentriangulation stellt die Kombination von Interview- und Dokumentenanalyse dar. So kann beispielsweise Bieberstedt (2016) zeigen, dass Erzählungen Hamburger Gewährspersonen über Sprachprobleme in ihrer Schulzeit recht genau mit curricularen Entwicklungen korrespondieren, deren Verlauf den institutionellen Quellen der zeitgenössischen Bildungspolitik zu entnehmen ist.⁵⁶

Frage 6:

Auf welche Weise können die Perspektiven der Sprachbiographieforschung durch neue (empirische) Forschungsfelder erweitert werden?

Ein Blick auf die Forschungsgeschichte (vgl. oben) kann aufdecken, welche empirischen Bereiche in der (germanistischen) Sprachbiographieforschung bisher nur

54 Vgl. dazu auch den Beitrag von Charlotte Rein in diesem Band.

55 Vgl. Ehlers 2021b als ergänzende quantifizierende Wortschatzuntersuchung zur inhaltlichen Auswertung der Interviews in Ehlers 2022, S. 415–428 und S. 434–443.

56 In ähnlicher Weise korrespondieren die Erzählungen von ZeitzeugInnen aus Mecklenburg über Vorkommen und Gebrauch des Niederdeutschen an der Schule mit dem Wandel der schulischen Curricula und bildungspolitischen Richtlinien im 20. Jahrhundert; vgl. Ehlers 2021a. Diese Beispiele zeigen zugleich, wie mittels Sprachbiographien unter Zuziehung weiterer Quellen sprachliche Lebensläufe rekonstruiert werden können.

selten behandelt wurden. Zu nennen sind hier die Erforschung von deutschen Sprachinseln und auch von Minderheitensprachen im deutschen Sprachraum, die Bedingungen multimodaler Kommunikation insbesondere im Bereich der Gebärdensprachen, der Erwerb von *Literacy* (u. a. Alphabetisierung Erwachsener) sowie die Sprachtherapie im Umgang mit Aphasie und anderen sprachlichen Einschränkungen.

Im Bereich der Erforschung von deutschen Sprachinseln und Minderheitensprachen im deutschen Sprachraum bilden die Studien von Geschwill (2015) zur Sprache der Bukowiner Juden und Eller-Wildfeuer (2017) zu deutschsprachigen Auswanderern aus Böhmen Ausnahmen. In den aktuellen Forschungsprojekten zum Deutschen in Namibia beispielsweise wurden zwar per Fragebogen (sprach)biographische Daten erhoben, sprachbiographische Interviews wurden aber nicht geführt.⁵⁷ Dasselbe gilt für das Unserdeutsch-Projekt, in dem zwar Interviews geführt wurden, die auf die Geschichte der Sprachgemeinschaft und der Familien der SprecherInnen zielten, aber ebenfalls keine sprachbiographische Ausrichtung im engeren Sinne hatten.⁵⁸

Von den Minderheitensprachen im deutschen Sprachraum ist lediglich das Friesische in der sprachbiographischen Forschung vertreten.⁵⁹ Hier liegen ausführliche sprachbiographische Interviews vor, die sehr dezidierte Einblicke in die sprachlichen Verhältnisse des Nordfriesischen erlauben, der größte Teil des Materials ist jedoch noch nicht ausgewertet worden. Für das Sorbische ist ein sprachbiographisches Projekt des Sorbischen Instituts in Bautzen angekündigt, Ergebnisse daraus sind bisher nicht veröffentlicht.⁶⁰

Eine besondere Situation ist für das Romanes gegeben, dessen Erforschung im deutschen Sprachraum insgesamt sehr wenig ausgeprägt ist. Im österreichischen Burgenland hat Halwachs (2013) in einem größeren Projekt Sprachgebrauchs- und Spracheinstellungsdaten mittels Fragebogen erhoben.⁶¹ Sprachbiographische Interviews und entsprechende Analysen liegen jedoch nicht vor. Dass in der Bundesrepublik kein ähnliches Projekt existiert, mag aus der Reserviertheit der Sprechergruppe gegenüber deutschen staatlichen Institutionen resultieren.

Auch für Sondersprachen, die stark rückläufig sind und dessen Sprechergruppen teilweise stigmatisiert sind, existieren ähnliche forschungspraktische Hürden.

57 Vgl. Zimmer [u. a.] 2020, bes. S. 211.

58 Vgl. die Projektbeschreibung in Maitz/König/Volker 2016, bes. S. 95.

59 Vgl. Walker 2017.

60 Projekttitle: *Soziolinguistische Einflussfaktoren auf Sprachbiografien zwei- und mehrsprachiger Bewohner der Ober- und Niederlausitz*. Projektleitung: Jana Schulz.

61 Vgl. Halwachs 2013, S. 19.

Beispielhaft ist die Studie von Efing (2005) zum Jenischen zu nennen, deren Ziel allerdings die Dokumentation des jenischen Wortschatzes war und in die nur am Rande sprachbiographische Daten eingegangen sind, so dass sich hier eine weitere Forschungslücke offenbart. Sprachbiographische Forschungen könnten in diesen Bereichen wichtige Einblicke in das komplexe Gefüge von Mehrsprachigkeit in Gesellschaften mit einer dominierenden Amtssprache und eher in informellen privaten Situationen verwendeten Minderheitensprachen erbringen sowie das Verständnis der Bedingungen von Sprachverlust und Spracherhalt fördern.

Die Bedingungen gebärdensprachlicher Kommunikation stellen ein weiteres Feld dar, das sich gerade erst zu etablieren beginnt.⁶² Als einzige sprachbiographische Monographie liegt eine Diplomarbeit von Adlassnig (2011) vor, die Erfahrungsberichte gehörloser Menschen bezüglich des Späterwerbs der Gebärdensprache analysiert. Aktuell werden im Projekt *(Un)sichtbare Lebensgeschichten – Dokumentation des Lebens, der Kultur und der Sprache älterer tauber Menschen* Interviews mit gehörlosen Menschen geführt.⁶³ Die herausragende Bedeutung des sprachbiographischen Ansatzes auch für andere Wissenschaftszweige wird von den Projektverantwortlichen eigens hervorgehoben: „Die Lebensgeschichten in einer bedrohten Minderheitensprache bieten einen unschätzbaren Fundus für weiterführende wissenschaftliche Untersuchungen in den Sozial- und Kulturwissenschaften sowie den Sprach- und Geschichtswissenschaften.“⁶⁴

Ein weiteres, bereits angesprochenes Forschungsfeld ist der Erwerb von *Literacy*, wodurch Ursachen für die geringe Literalität von Erwachsenen herausgearbeitet werden könnten – in Deutschland lag der Anteil im Jahr 2018 bei 12,1 %, das sind ca. 6,2 Millionen Personen.⁶⁵ Gerade Studien auf Basis autobiographisch-narrativer Interviews sind geeignet, die Ursachen und Auswirkungen aufzudecken, ebenso die Strategien der Lebensbewältigung von gering literalisierten Personen (z. B. Delegieren von Schreib- und Leseaufgaben). Einzelne Ansätze

62 Zur multimodalen Kommunikation unter Einschluss von Gebärdensprache vgl. den Beitrag von Lea-Marie Kenzler in diesem Band.

63 Projektleitung: Markus Steinbach, Göttingen/Annika Herrmann, Hamburg. Die Biographien sollen auf der Internet-Plattform *The Sign-Hub* publiziert werden; vgl. dazu Brinkmann [u. a.] 2017, S. 306–308. Zu einem österreichischen Projekt, in dem Zeitzeugenberichte aus der Zeit des Nationalsozialismus aufgenommen und ausgewertet werden, vgl. Krausneker/Schalber 2009.

64 Projekt-Homepage: <https://www.uni-goettingen.de/de/544426.html> (Stand. 19.10.2024).

65 Vgl. Grotlüschen [u. a.] 2020, S. 20.

dieser Forschungsrichtung sind vor allem in den Erziehungswissenschaften erkennbar.⁶⁶

Auch exzeptionelle lebensgeschichtliche Ereignisse und Veränderungen, durch die „eine sprachbiographisch erreichte ‚Normalität‘ der Partizipation am sprachlich-kommunikativen Geschehen im Lebensumfeld nicht mehr gegeben ist“⁶⁷, lassen sich mit sprachbiographischen Methoden zugänglich machen. Dies zeigt Tophinke (1994) in ihren Fallstudien zur Textproduktion bei hirnrorganischen Erkrankungen, in deren Rahmen sie Gespräche mit sprachgestörten Personen durchführte. Auch therapeutisch wird Biographiearbeit bei Aphasie erfolgreich eingesetzt.⁶⁸

Schließlich werden die sprachbiographischen Daten nach wie vor zu wenig als objektsprachliche Daten gewürdigt. Da es sich um Aufzeichnungen gesprochener Sprache handelt, deren Metadaten in der Regel sehr sorgfältig dokumentiert sind, lassen sich sowohl von der Gesprochene-Sprache-Forschung, von der Regionalsprachenforschung, von der Sprachkontaktforschung als auch von der Gesprächslinguistik unter vielfachen strukturellen Gesichtspunkten auswerten. Hier öffnet sich ein weiteres, bisher nur punktuell genutztes Feld.⁶⁹

Frage 7:

Inwieweit lässt sich die sprachbiographische Forschungsperspektive auch auf historisch zurückliegende Zeitstufen übertragen?

Im Sinne einer *Oral Language History* können sprachbiographische Erhebungen wertvolle Einsichten zu den subjektiven Hintergründen der Sprachgebrauchsgeschichte, der Sprachwahrnehmungsgeschichte und mitunter sogar der Sprachstrukturgeschichte liefern.⁷⁰ Ein frühes, sehr gelungenes Beispiel hierfür bieten die sprachbiographischen Interviews mit deutschsprachigen Juden in Israel.⁷¹ Auch die neuen sprachbiographischen Studien von Ehlers (2018;

66 Vgl. Egloff 1997.

67 Tophinke 2002, S. 3.

68 Vgl. Corsten/Hardering 2015.

69 Im Bereich der Regionalsprachenforschung sind sprachbiographische Interviews z. B. zur Elizitierung formeller Sprechlagen genutzt worden, u. a. in den Projekten *Regionalsprache.de (REDE)* und *Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)*; vgl. Elementaler/Rosenberg 2015, S. 70–71; zum Codeswitching in sprachbiographischen Interviews vgl. Schröder/Neumann 2018; zu narrativen Interviews als gesprächsanalytische Forschungsgegenstände vgl. König 2014, bes. S. 65–116.

70 Vgl. dazu auch den Beitrag von Andreas Bieberstedt in diesem Band.

71 Betten 1995; Betten/Du-nour 2000; Betten/Du-nour 1995; vgl. auch oben.

2022) zur sprachlichen Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg in Norddeutschland zeigen das bisher nur punktuell genutzte Erkenntnispotential des Ansatzes.

Für Zeitstufen, für die keine Zeitzeugen mehr mündlich befragt werden können, stellt sich allerdings das Problem der geeigneten Quellen. Zwar ist seit der frühen Neuzeit eine große Anzahl von Ego-Dokumenten überliefert,⁷² jedoch ist es ungeklärt, in welchem Umfang darin die individuelle sprachliche Situation thematisiert wird. So stellen beispielsweise Privatbriefe gerade ungeübter SchreiberInnen wertvolle objektsprachliche Zeugnisse dar und liefern auch Informationen zur sprachlichen Situation der SchreiberInnen, sind aber nicht als sprachbiographische Quellen i. e. S. anzusehen.⁷³

Der Forschungshorizont zu sprachbiographischen Egodokumenten aus der historischen Vergangenheit ist naturgemäß nicht nur grundsätzlich auf schriftliche Texte begrenzt, sondern überdies in der Regel auf solche, die aus sozialen oder kulturellen Gründen einer dauerhaften Überlieferung für wert gehalten wurden.⁷⁴ Zufallsfunde wie die Beschreibung der Sprachsituation im Umfeld eines Autors sind rar geblieben. Ein instruktives Beispiel liefert der Hamburger Kaufmann und Senator Johann Michael Hudtwalker (1747–1818) in seinen Lebenserinnerungen, die er nach eigenem Zeugnis 1795 zu verfassen begann:

Beispiel 6:

Bei allem, was ich nun lernte, ward aber der Unterricht in meiner Muttersprache gänzlich versäumt. Niemand dachte daran; niemand hielt ihn derzeit für nothwendig. Durch meine lateinische Grammatik wurde ich auf diesen Mangel aufmerksam, merkte bald, daß viele Wörter in unserer Sprache einen anderen Casus regieren als im Lateinischen und wußte mir nicht anders zu helfen, als durch angestrengte Aufmerksamkeit beym Lesen und Zuhören, besonders in der Kirche und im Theater. Indeß blieb dieser mühselige Weg immer unsicher, und es entschlüpfte mir beim Sprechen und Schreiben noch mancher Sprachfehler, bis ich später durch eigenes Studium Meister meiner Sprache ward.⁷⁵

Prominenteres Material bieten (auto)biographische Zeugnisse von SchriftstellerInnen aus dem 20. Jahrhundert, wie es am Beispiel von Franz Kafka, Peter Weiß und Elias Canetti deutlich wird.⁷⁶ Nekula (2003) analysiert mit einer

72 Einen Überblick aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive bietet Schulze 1996.

73 Vgl. Elspaß 2005, S. 121–126.

74 Vgl. den Beitrag von Marek Nekula in diesem Band.

75 Tesdorpf 1894, S. 173.

76 Vgl. dazu auch die Sammlung von Busch/Busch 2008.

systematischen Sichtung der überlieferten Ego-Dokumente im Zusammenhang mit institutionellen Dokumenten das Verhältnis Franz Kafkas zu den ihn umgebenden Sprachen detailliert und kann auf diese Weise zugleich die Sprachentwicklungen am Ende der Habsburger Monarchie und der neugegründeten tschechoslowakischen Republik beleuchten. Elias Canettis ausführliche Darstellungen seines kindlichen Spracherwerbs in seiner Autobiographie und seine Reflexionen zur Relevanz der Sprache als *Überlebensmittel* („Nahrung“) und als sinnstiftendes Mittel für die eigene Identitätsfindung werden u. a. von Redder (1991) im Vergleich zum Sprachbegriff bei Peter Weiß erörtert. Hein-Khatib (2007) analysiert die Sprachbiographie von Peter Weiß im Vergleich zu Georges-Arthur Goldschmidt.⁷⁷ Insbesondere für den Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und Identitätsstiftung durch Sprache eignen sich literarische Werke als Analysematerial. Dabei ist stets das Verhältnis von Realität und Fiktionalität zu klären, das hier aufgrund des literarischen Anspruchs und der besonderen ästhetischen Gestaltung der Texte noch einmal anders gelagert ist als in sprachbiographischen Interviews oder in biographischen Zeugnissen von Laien.

Literaturverzeichnis

- Adamzik, Kirsten/Roos, Eva: Einleitung. In: Adamzik, Kirsten/Roos, Eva (Hrsg.): *Biografie linguistique – Biographies langagières – Biografias linguisticas – Sprachbiographien* (Bulletin VALS-ALSA: Bulletin suisse de linguistique appliquée; 76). Neuchâtel 2002, S. VII–XIV.
- Adlassnig, Katharina: Zugang zu Sprache als Voraussetzung für Identität. Der Späterwerb von Gebärdensprache und seine Auswirkungen auf die Identität Gehörloser. Diplomarbeit Wien 2011. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.25365/thesis.16998> (Stand: 11.05.2025)]
- Apel, Linde (Hrsg.): *Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben. Oral History im 21. Jahrhundert* (Forum Zeitgeschichte; 29). Berlin 2022.
- Arendt, Birte: *Niederdeutschdiskurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien und Politik* (Philologische Studien und Quellen; 224). Berlin 2010.
- Betten, Anne (Hrsg.) unter Mitarb. von Sigrid Graßl: *Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil I: Transkripte und Tondokumente* (mit CD) (Phonai; 42). Tübingen 1995.

77 Vgl. auch die Zusammenschau der Äußerungen Canettis zur Sprachbiographie in Oeschger 2006 sowie den Sammelband von Bürger-Koftis/Schweiger/Vlasta 2010.

- Betten, Anne/Du-nour, Miryam (Hrsg.) unter Mitarb. von Kristine Hecker und Esriel Hildesheimer: *Wir sind die Letzten. Fragt uns aus: Gespräche mit den Emigranten der dreißiger Jahre in Israel*. Gerlingen 1995.
- Betten, Anne/Du-nour, Miryam (Hrsg.) unter Mitarb. von Monika Dannerer: *Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente (mit CD) (Phonai; 45)*. Berlin/Boston 2000.
- Bieberstedt, Andreas: *Hochdeutsch-niederdeutsche Sprachvariation in der Hamburger Peripherie. Zum Zusammenhang von Urbanisierung und rezentem Sprachwandel in Norddeutschland*. In: Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hrsg.): *Sprechen, Schreiben, Hören: Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen*, Wien, 20.–23. September 2006. Wien 2008, S. 37–61.
- Bieberstedt, Andreas: „In meinem Elternhaus wurde nur Plattdeutsch gesprochen.“ *Sprachbiographische Konzeptionen Hamburger Dialektsprecher zum frühen Spracherwerb*. In: Langhanke, Robert (Hrsg.): *Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks*. Bielefeld 2015, S. 205–237.
- Bieberstedt, Andreas: „Das hieß dann, die können kein richtiges Deutsch in der Schule.“ *Autobiographische Äußerungen Hamburger Dialektsprecher zu ihrer schulischen Sprachsozialisation*. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch: Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 251–306.
- Bieberstedt, Andreas: *Lebenslauf und Sprachbiographie: Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive*. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews: Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 47–80.
- Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid: *Hamburgisch – Sprachkontakt und Sprachvariation im städtischen Raum. Eine Projektskizze*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 131 (2008), S. 159–183.
- Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid: *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum – eine Einführung*. In: Dies. (Hrsg.): *Hamburgisch: Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 7–19.
- Brinkmann, Sukie/Cramer, Jens-Michael/Herrmann, Annika/Hosemann, Jana/Pendzich, Nina-Kristin/Proske, Sina/Steinbach, Markus: *Unser gemeinsames Erbe: Eine Dokumentation kultureller und sprachlicher Aspekte der*

- Gebärdensprachgemeinschaft. „Sign-Hub“ – Ein europäisches Projekt. In: *Das Zeichen* 106 (2017), S. 302–309.
- Bürger-Kohtis, Michaela/Schweiger, Hannes/Vlasta, Sandra (Hrsg.): *Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität*. Wien 2010.
- Busch, Brigitta: *Mehrsprachigkeit*. 3. vollst. aktual. und erw. Aufl. Wien 2021.
- Busch, Brigitte/Busch, Thomas: *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*. Klagenfurt/Celovec 2008.
- Corsten, Sabine/Hardering, Friederike: *Biographisch-narrative Intervention bei Aphasie. Sprachtherapie aktuell. Schwerpunktthema: Aus der Praxis für die Praxis* 2 (2015): e2015-07. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.14620/stadbs-stadbs150> (Stand: 11.05.2025)]
- Cuonz, Christina (2014): Was kann die diskursive Spracheinstellungsforschung (nicht)? Methodologische und epistemologische Überlegungen. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hrsg.): *Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung* (Stauffenburg Linguistik; 81). Tübingen 2014, S. 31–64.
- Dannerer, Monika: Die Universität als Vorbild/Spiegelbild/Zerrbild für Spracheinstellungen und Sprachgebrauch heute? In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hrsg.): *Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch* (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2018). Berlin/Boston 2019, S. 121–140.
- Dobutowitsch, Friederike: *Sprachbiographie*. In: Schierholz, Stefan J./Giacomini, Laura (Hrsg.): *Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online*. Berlin/Boston 2022. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.1515/wsk> (Stand: 11.05.2025)]
- Efing, Christian: *Das Lützenhardter Jenisch. Studien zu einer deutschen Sondersprache. Mit einem Wörterbuch und Sprachproben auf CD-ROM* (Sondersprachenforschung; 11). Wiesbaden 2005.
- Egloff, Birte: *Biographische Muster „funktionaler Analphabeten“. Eine biographieanalytische Studie zu Entstehungsbedingungen und Bewältigungsstrategien von „funktionalem Analphabetismus“*. Frankfurt a. M. 1997.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: *Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Teil 1: Sprachsystemgeschichte (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 3)*. Berlin [u. a.] 2018.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: „Und wir hatten eben die Deutschlehrerin, die uns gleich mit Plattdeutsch vollgestopft hat.“ – Zeitzeugenberichte zur Behandlung des Niederdeutschen im Schulunterricht zwischen den 1920er und den 2000er Jahren. In: Arendt, Birte/Langhanke, Robert (Hrsg.): *Niederdeutschdidaktik*.

- Grundlagen und Perspektiven zwischen Varianz und Standardisierung (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 4). Frankfurt a. M. [u. a.] 2021a, S. 223–243.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: „Verliert sich alles“ – eine kurze Tradierungsgeschichte des Herkunftswortschatzes immigrierter Vertriebener im mecklenburgischen Sprachumfeld. In: Ehrismann, Otfried/Hardt, Isabelle (Hrsg.): Das Sudeten-deutsche Wörterbuch. Bilanzen und Perspektiven (DigiOst; 11). Berlin 2021b.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Teil 2: Sprachgebrauch und Sprachwahrnehmung (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 5). Berlin [u. a.] 2022.
- Eller-Wildfeuer, Nicole: Sprecherbiographien und Mehrsprachigkeit. Deutsch-basierte Minderheitensprachen in Osteuropa und Übersee (Stauffenburg Linguistik; 96). Tübingen 2017.
- Elmentaler, Michael/Rosenberg, Peter (Hrsg.): Norddeutscher Sprachatlas. Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen (Deutsche Dialektgeographie; 13.1). Hildesheim 2015.
- Elmentaler, Michael/Gessinger, Joachim/Lanwer, Jens/Rosenberg, Peter/Schröder, Ingrid/Wirrer, Jan: Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hrsg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin/Boston 2015, S. 397–424.
- Elspaß, Stephan: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert (Reihe Germanistische Linguistik; 263). Tübingen 2005.
- Fix, Ulla: Sprachbiographien als Zeugnisse von Sprachgebrauch und Sprachgebrauchsgeschichte. Rückblick und Versuch einer Standortbestimmung. In: Franceschini, Rita (Hrsg.): Sprache und Biographie (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. LiLi; 160). Stuttgart [u. a.] 2010, S. 10–28.
- Flick, Uwe (2011): Triangulation. Eine Einführung (Qualitative Sozialforschung; 12). 3. aktual. Aufl. Wiesbaden 2011.
- Franceschini, Rita: Sprachbiografien. Erzählungen über Mehrsprachigkeit und deren Erkenntnisinteresse für die Spracherwerbsforschung und die Neurobiologie der Mehrsprachigkeit. In: Adamzik, Kirsten/Roos, Eva (Hrsg.): Biografie linguistische – Biographies langagières – Biografias linguisticas – Sprachbiographien (Bulletin VALS-ALSA: Bulletin suisse de linguistique appliquée; 76). Neuchâtel 2002, S. 19–33.
- Franceschini, Rita: Language biographies. In: Sociolinguistica 36, 1–2 (2022), S. 69–83.

- Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): „Wie bin ich zu meinen verschiedenen Sprachen gekommen?“ Ein Vorwort. In: Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): *Leben mit mehreren Sprachen. Vivre avec plusieurs langues. Sprachbiographien. Biographies langagières (Transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages; 9)*. Bern [u. a.] 2004, S. VII–XIX.
- Fuchs-Heinritz, Werner: *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. 4. Aufl. Wiesbaden 2009.
- Fünfschilling, Johanna: *Spracherwerb als Teil der Biographie. Zur Versprachlichung von Erwerbserinnerungen in narrativen Interviews*. In: Mondada, Lorenza/Lüdi, Georges (Hrsg.): *Dialogue entre linguistes (Acta Romanica Basiliensia; 8)*. Basel 1998, S. 65–79.
- Ganswindt, Brigitte/Kehrein, Roland/ Lameli, Alfred: *Regionalsprache.de (REDE)*. In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hrsg.): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*. Berlin/Boston 2015, S. 425–458.
- Gergen, Kenneth J./Gergen, Mary M.: *Narrative and the Self as Relationship*. In: Berkowitz, Leonard (Hrsg.): *Social Psychological Studies of the Self. Perspectives and Programs (Advances in Experimental Social Psychology; 21)*. San Diego [u. a.] 1988, S. 17–56.
- Geschwill, Tatjana: *Sprache und Identität im Bukowiner Judentum. Eine sprachbiographische Analyse (Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften; 3)*. Heidelberg 2015.
- Grotlüschen, Anke/Buddeberg, Klaus/Dutz, Gregor/Heilmann, Lisanne/Stammer, Christopher: *Hauptergebnisse und Einordnung zur LEO-Studie 2018 – Leben mit geringer Literalität*. In: Grotlüschen, Anke/Buddeberg, Klaus (Hrsg.): *LEO 2018. Leben mit geringer Literalität*. Bielefeld 2020, S. 14–64.
- Halwachs, Dieter W.: *The Burgenland Romani experience (RomIdent Working Papers; 14)*. Manchester [u. a.] 2013.
- Hein-Khatib, Simone: *Mehrsprachigkeit und Biographie. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt*. Tübingen 2017.
- Jürgens, Carolin: *Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg (Deutsche Dialektgeographie; 119)*. Hildesheim/Zürich/New York 2015.
- Jürgens, Carolin/Schröder, Ingrid: *Sprachstereotype und ihre Realisierungen im Gespräch*. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 345–385.

- Kleiner, Stefan: „Deutsch heute“ und der Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards. In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hrsg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin/Boston 2015, S. 489–518.
- Kohli, Martin: Der institutionalisierte Lebenslauf. Ein Blick zurück und nach vorn. In: Allmendinger, Jutta (Hrsg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Teil 1. Opladen 2003, S. 525–545.
- König, Katharina: Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen (Empirische Linguistik; 2). Berlin 2014.
- Kraus, Wolfgang: Falsche Freunde. In: Straub, Jürgen/Renn, Joachim (Hrsg.): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt a. M./New York 2002, S. 159–186.
- Krausneker, Verena/Schalber, Katharina: Fassungslosigkeit, Wut und Ausschlag – Wie kann man als Forschende mit Schicksalen und Schrecken umgehen? In: Das Zeichen 82 (2009), S. 190–195.
- Krumm, Hans-Jürgen/Jenkins, Eva-Maria: Kinder und ihre Sprachen – lebendige Mehrsprachigkeit. Sprachenportraits gesammelt und kommentiert. Wien 2001.
- Labov, William/Waletzky, Joshua: Erzählanalyse. Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, Jens (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Eine Auswahl. Texte zur Theorie der Literaturwissenschaft. 2. Bd. Frankfurt a. M. 1973, S. 78–126.
- Lamnek, Siegfried/Krell, Claudia: Qualitative Sozialforschung. Mit Online-Material. 6. überarb. Aufl. Weinheim/Basel 2016.
- Leemann, Adrian/Jeszszky, Péter/Steiner, Carina/Studerus, Melanie/Messerli, Jan: Linguistic fieldwork in a pandemic: Supervised data collection combining smartphone recordings and videoconferencing. In: Linguistics Vanguard 6, 3 (2020). [Online-Ressource: <https://doi.org/10.1515/lingvan-2020-0061> (Stand: 11.05.2025)]
- Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M./New York 1983.
- Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. München 1991.
- Lenz, Alexandra N.: Korpora zur deutschen Sprache in Österreich. System- und soziolinguistische Perspektiven. In: Deppermann, Arnulf/Fandrych, Christian/Kupietz, Marc/Schmidt, Thomas (Hrsg.): Korpora in der germanistischen

- Sprachwissenschaft. Mündlich, schriftlich, multimedial (Jahrbuch des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache 2022). Berlin/Boston 2023, S. 53–69.
- Löffler, Heinrich: Sind Soziolekte neue Dialekte? Zum Aufgabenfeld einer nachsoziolinguistischen Dialektologie. In: Schöne, Albrecht (Hrsg.): Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses. Bd. 4. Tübingen. 1986, S. 232–239.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität: ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen 2002.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 5 (2004), S. 166–183.
- Macha, Jürgen: Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln/Weimar/Wien 1991.
- Maitz, Péter/König, Werner/Volker, Craig A.: Unserdeutsch (Rabaul Creole German): Dokumentation einer stark gefährdeten Kreolsprache in Papua-Neuguinea. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 44, 1 (2016), S. 93–96.
- Meng, Katharina unter Mitarb. von Ekaterina Protassova: Russlanddeutsche Sprachbiografien. Untersuchungen zur sprachlichen Integration von Aussiedlerfamilien (Studien zur deutschen Sprache; 21). Tübingen 2001.
- Nekula, Marek: Franz Kafkas Sprachen. „... in einem Stockwerk des inneren babylonischen Turmes ...“. Tübingen 2003.
- Nekula, Marek: Sprachideologien und Sprachmanagement in sprachbiographischen Interviews. Sprecher mit tschechischem Migrationshintergrund in Bayern. In: Brücken. Zeitschrift für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft 28, 2 (2021), S. 63–82.
- Nekvapil, Jiří: Sprachbiographien und Analyse der Sprachsituation. Zur Situation der Deutschen in der Tschechischen Republik. In: Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): Leben mit mehreren Sprachen. Vivre avec plusieurs langues. Sprachbiographien. Biographies langagières (Transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages; 9). Bern [u. a.] 2004, S. 147–172.
- Neuland, Eva: Sprache und Generation. Eine soziolinguistische Perspektive auf Sprachgebrauch. In: Neuland, Eva (Hrsg.): Sprache der Generationen (Sprache – Kommunikation – Kultur; 17). 2. aktual. Aufl. Frankfurt a. M. [u. a.] 2015, S. 11–34.
- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid: Identitätskonstruktionen in sprachbiographischen Interviews. Analysen zur Funktion des Niederdeutschen in Hamburg. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017a, S. 225–242.

- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid: Zur Bewertung von Niederdeutsch und lokalem Substandard in Hamburg. In: *Linguistik Online* 85, 6 (2017b), S. 227–255.
- Niethammer, Lutz unter Mitarb. von Werner Trapp: *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*. Frankfurt a. M. 1985.
- Oeschger, Johanna: Sprachen im Ohr. Canettis Sprachästhetik. In: *Cahiers de l'ILSL* 21 (2006), S. 221–240.
- Pavlenko, Aneta: Autobiographic Narratives as Data in Applied Linguistics. In: *Applied Linguistics* 28, 2 (2007), S. 163–188.
- Penya, Tomas: Sprachbiografien und sprachliche Identität in erfolgreich migrierten Familien. Vier Familienporträts. Göttingen 2017. [Online-Ressource: <http://verlag-gespraechsforschung.de/2017/penya.html> (Stand 14.04.2024)]
- Pomerantz, Anita: Extreme case formulations. A way of legitimizing claims. In: *Human Studies* 9 (1986), S. 219–229.
- Pomerantz, Anita: *Asking and Telling in Conversation*. New York 2021, S. 183–194.
- Quasthoff, Uta M.: *Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags (Kommunikation und Institution; 1)*. Tübingen 1980.
- Redder, Angelika: Fremdheit im Deutschen. Zum Sprachbegriff bei Elias Canetti und Peter Weiß. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 17 (1991), S. 34–54.
- Rosenthal, Gabriele: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a. M./New York 1995.
- Rosenthal, Gabriele: Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Griese, Birgit (Hrsg.): *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Sprachbiographieforschung*. Wiesbaden 2010, S. 197–218.
- Rosenthal, Gabriele/Loch, Ulrike: Das Narrative Interview. In: Schaeffer, Doris/Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern [u. a.] 2002, S. 221–232.
- Scharioth, Claudia: *Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern (Deutsche Dialektgeographie; 120)*. Hildesheim/Zürich/New York 2015.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim/Kehrein, Roland/Lameli, Alfred (Hrsg.): *Regionalsprache.de (REDE III). Forschungsplattform zu den modernen Regionalsprachen des Deutschen*. Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas. Marburg 2020 ff.
- Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin: *Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH). Eine Projektskizze*.

- In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 11–46.
- Schröder, Ingrid/Neumann, Lara: „Denn hebt wi ok mal Platt schnackt.“ Codeswitching in sprachbiographischen Interviews. In: Lenz, Alexandra N./Plewnia, Albrecht (Hrsg.): Variation – Norm(en) – Identität(en) (Germanistische Sprachwissenschaft um 2020; 4). Berlin/Boston 2018, S. 41–62.
- Schulze, Winfried (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin (Selbstzeugnisse der Neuzeit; 2). Berlin 1996.
- Schütze, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. Dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Weymann, Ansgar (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln. Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung (Kritische Information; 48). München 1976a, S. 159–260.
- Schütze, Fritz: Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In: Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie 10 (1976b), S. 7–41.
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3 (1983), S. 283–293.
- Tesdorpf, Oscar L.: Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlaß des Senators Johann Michael Hudtwalker, geboren am 21. September 1747, gestorben 14. Dezember 1818. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 9 (1894), S. 150–181.
- Thoma, Nadja: Sprachbiographien in der Migrationsgesellschaft. Eine rekonstruktive Studie zu den Bildungsverläufen von Germanistikstudent*innen. Bielefeld 2018.
- Tophinke, Doris: Sprachbiographie und Sprachstörung. Fallstudien zur Textproduktion bei hirnorganischen Erkrankungen. Wiesbaden 1994.
- Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: Adamzik, Kirsten/Roos, Eva (Hrsg.): Biografie linguistique – Biographies langagières – Biografias linguisticas – Sprachbiographien (Bulletin VALS-ALSA: Bulletin suisse de linguistique appliquée; 76). Neuchâtel 2002, S. 1–14.
- Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn: Plädoyer für eine kontextsensitive Modellierung von Spracheinstellungen. In: Wiesinger, Peter (Hrsg.) unter Mitarb. von Hans Derkits: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. „Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“, Band 3: Aufgaben einer zukünftigen Sprachgeschichtsforschung – Gesprochene

Sprache in regionaler und sozialer Differenzierung – Sprache in der Öffentlichkeit (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A; 55). Bern [u. a.] 2002, S. 187–193.

Veronesi, Daniela: „Zu wem gehör i jetzt?“ bzw. „due lingue che sono entrambe mie“. Sprachbiographien ein- und zweisprachiger Sprecher aus einem Grenzgebiet. In: Franceschini, Rita (Hrsg.): Sprache und Biographie (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. LiLi; 160). Stuttgart [u. a.] 2010, S. 83–106.

Walker, Alastair: Sprachliche Sozialisierungsprozesse in Nordfriesland. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 105–123.

Wirrer, Jan: Sprecherbiographie, soziales Alter und kommunikative Netzwerke. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 81–104.

Wirrer, Jan: Sprachwissen – Spracherfahrung. Untersuchungen zum metasprachlichen Wissen sprachwissenschaftlicher Laien (Deutsche Dialektgeographie; 116). Hildesheim/Zürich/New York 2021.

Wolf-Farré, Patrick: Sprache und Selbstverständnis der Deutschchilenen. Eine sprachbiografische Analyse (Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften; 6). Heidelberg 2017.

Zimmer, Christian/Wiese, Heike/Simon, Horst J./Zappen-Thomson, Marianne/Bracke, Yannic/Stuhl, Britta/Schmidt, Thomas: Das Korpus Deutsch in Namibia (DNam): Eine Ressource für die Kontakt-, Variations- und Soziolinguistik. In: Deutsche Sprache 48, 3 (2020), S. 210–232.

Patrick Wolf-Farré/Johanna Holzer

Was sind Sprachbiographien?

Zu Fragen von Definition, Validität und Vergleichbarkeit

Abstract: Language biographies have been increasingly popular as both a method and a paradigm of research in recent years. This is, among other reasons, due to their relative openness both in theoretical and practical terms: To this day, there is no detailed theory of the research of language biographies. While we do think that this openness should be maintained, in this paper, we argue that a common theoretical ground of what language biographies are (i. e., how they are achieved and what they usually consist of) and how they can best be analyzed is necessary in order to work towards a comparative study of language biographies. We draw on the history of sociological analysis of biographies as well as current language biography research to point out some key aspects and propose a model for comparative research.

Keywords: Mehrsprachigkeit, Migration, Flucht, Spracherwerb, DaZ/DaF

1 Einleitung

Sprachbiographien als Methode und Untersuchungsgegenstand (sozio-)linguistischer Forschung erfreuen sich in den letzten Jahren zunehmender Beliebtheit. Die Gründe dafür sind naheliegend: Sprachbiographische Interviews sind vergleichsweise einfach zu erheben und bieten viel Material zur Interpretation und Analyse, selbst wenn nur wenige Einzelpersonen interviewt werden. Dass sprachbiographische Forschung keine standardisierte Methode darstellt, bietet zugleich Vor- und Nachteile; Vorteile insofern, als die Methode somit leicht zugänglich ist, wenig Vorkenntnisse erfordert und u. a. bereits im Rahmen von Studienarbeiten dazu eingesetzt werden kann, Daten zu generieren und Studierende an die qualitative Forschung heranzuführen. Nachteile weist diese Uneinheitlichkeit vor allem im Hinblick auf die Vergleichbarkeit von Forschungsergebnissen auf, die häufig nur eingeschränkt gegeben ist.

Im vorliegenden Beitrag werden einige wesentliche Punkte sprachbiographischer Forschung herausgearbeitet, die uns für die Entwicklung einer vergleichenden Perspektive wichtig erscheinen. Wir beziehen uns dabei auf unsere eigenen

Projekte¹ ebenso wie auf die verfügbare Literatur, in der die sprachbiographische Forschung auch theoretisch betrachtet wird. Zentral sind die folgenden Punkte:

- Zur Definition: Was sind Sprachbiographien?
- Zur Frage der Validität: Welchen wissenschaftlichen Wert hat das Einzelinterview bzw. die einzelne Biographie?
- Zur Vergleichbarkeit: Wie könnte ein Modell für die Analyse von Sprachbiographien aussehen?

Im Folgenden gehen wir dazu zunächst auf die Ursprünge der Sprachbiographie als Untersuchungsgegenstand und Methode ein.

2 Geschichte

Die Entstehung sprachbiographischer Forschung und die grundlegenden Arbeiten hierzu werden vielfach zitiert, für einen Überblick über bisherige Arbeiten verweisen wir an dieser Stelle auf die Darstellungen in Busch², Fix³, Peña⁴ und Pavlenko⁵. Letzterer Beitrag ist insbesondere im Hinblick auf englischsprachige Forschung von Bedeutung, die im deutschsprachigen Raum häufig noch zu wenig Rezeption erfährt⁶. In diesem Abschnitt soll daher keine ausführliche Beschreibung der Entwicklung sprachbiographischer Forschung stattfinden. Vielmehr wollen wir hier zwei Kernpunkte aus der Entstehung bzw. Wiederentdeckung biographischer Forschung aufzeigen, die für die Entwicklung einer vergleichenden Sprachbiographieforschung maßgeblich sind.

2.1 Aufwertung des Individuums

Aus wissenschaftshistorischer Perspektive lässt sich nachvollziehen, dass die Entstehung der Sprachbiographie als Forschungsmethode und Untersuchungsgegenstand auf dem gesellschaftlichen ‚Werteumbruch‘ von 1968 und dem darauffolgenden *narrative* bzw. *discursive turn* basiert, durch den in den 1970er Jahren Erzählungen als wissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand in den Geistes- und

1 Wolf-Farré 2017; Holzer 2025.

2 Busch 2021, S. 18–19.

3 Fix 2010.

4 Peña 2017, S. 13–31.

5 Pavlenko 2007, S. 164–171.

6 Ähnliches gilt für die Forschung im slawischsprachigen Raum, vgl. die Beiträge von Sherman und Nekula in diesem Band.

Sozialwissenschaften etabliert wurden.⁷ Wie die meisten (mittlerweile sehr zahlreichen⁸) wissenschaftlichen *turns* war dies kein abrupter und kurzzeitiger, sondern vielmehr sich schrittweise vollziehender Vorgang, der auch ein Jahrzehnt später noch nicht abgeschlossen war, was auch Bertaux und Kohli (1984) feststellen: „Empirical sociology is emerging from a long period when a single method of data collection – the survey – was the focus of scientific effort and legitimacy.“⁹

Innerhalb der Soziologie geschah diese mehrere Jahre dauernde Entwicklung hin zu biographischen Erzählungen als Analysegegenstand gleichzeitig mit einem Zuwachs an qualitativer Forschung:

Als sich [sic] in den 1970er Jahren die soziologische Forschung auf der Suche nach Alternativen zum positivistischen Forschungsbetrieb der empirischen Sozialforschung und auf der Grundlage neuer handlungstheoretischer und wissenssoziologischer Konzepte die „biographische Methode“ revitalisierte, kam es schnell zu einer methodologischen Diskussion über den sozialen Status von Biographie selbst, schließlich zur Entwicklung soziologischer Biographieforschung.¹⁰

Im Hinblick auf die Entstehung von sprachbiographischer Forschung gibt es in dieser Entwicklung einen impliziten, aber zentralen Aspekt, auf den hier hingewiesen werden soll, nämlich die Verschiebung des Interesses von sozialen Gruppen hin zur Einzelperson. So schreibt Schütze, dessen „Narratives Interview“ bis heute Grundlage für sprachbiographische Interviews ist¹¹, bereits 1976 über „Neue Verwendungsmöglichkeiten der Geschichtenanalyse in der Soziologie“ und nennt hierbei neben den „sozialen Aggregaten“ auch „das Interesse am Erzählen von Geschichten, um Auskunft über den Wissensbestand, die Einstellungen und/oder die Interessen des/der Erzähler(s) zu erhalten“.¹² Das Bemerkenswerte hierbei ist, dass damit die Einzelperson nicht mehr nur als Vertreter einer übergeordneten Klasse, Schicht oder sonstigen Gruppierung interessant ist, sondern auch als einzelner Mensch mit seinen individuellen Erfahrungen und Wahrnehmungen. Dies enthält auch Implikationen für die Auswertung der Daten und die Frage nach der Repräsentativität, auf die weiter unten eingegangen wird.

7 Pavlenko 2007, S. 164–165.

8 Mark Carrigan listet über 45 *turns* in den Geistes- und Sozialwissenschaften auf, vgl. Carrigan 2014.

9 Bertaux/Kohli 1984, S. 216.

10 Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 135–136.

11 Schütze 1983.

12 Schütze 1976, S. 26–28.

Der Fokus auf Biographien einzelner Personen findet sich in jener Zeit auch in wissenschaftlichen Disziplinen wie der Geschichtswissenschaft und Psychologie¹³, aber auch außerhalb der Wissenschaft bspw. in der Literatur.¹⁴ Eine ähnliche Umorientierung zeichnet sich später in der Spracherwerbsforschung ab, die sich von der Vorstellung eines linearen Spracherwerbs hin zu einer sprecherfokussierten Erwerbssituation, die soziale, ethnische, geschlechtsspezifische und emotive Kontexte berücksichtigt, entwickelte.¹⁵ Weiterhin können auch Methoden wie die autoethnographische Forschung, die ebenfalls in den 1970er Jahren aufkommt, als Teil dieser Entwicklung genannt werden.¹⁶

2.2 Brüche

Um zu einer sprachbiographischen Forschung zu gelangen, musste also zunächst die Einzelperson und damit deren Einzelbiographie in ihrer Bedeutung und Aussagekraft aufgewertet werden. Den starken Zuwachs an biographischer Forschung im deutschsprachigen Raum führen Bertaux und Kohli (1984) auch auf die „massive disruptions and crises“ zurück, welche die Bevölkerung Westeuropas im 20. Jahrhundert erfahren hat.¹⁷ Wie Breckner beschreibt, wird hierdurch die Einzelbiographie als sinnstiftende Einheit ins Zentrum menschlicher Erfahrung gerückt:

Es stehen keine gesellschaftlich übergreifenden Sinnsysteme mehr bereit – wie etwa die Religion, die Familie, die Nation oder Klasse –, mit deren Hilfe Erfahrungen über verschiedene Lebensbereiche und -phasen oder über mehr oder weniger tiefgreifende Kontinuitätsbrüche hinweg integriert werden könnten. Vielmehr haben Biographien als sozial bestimmte ebenso wie subjektiv sinnhaft konstituierte Form der Erfahrungsorganisation und Handlungsorientierung diese Aufgabe übernommen.¹⁸

Bertaux und Kohli verweisen damit auf einen zweiten zentralen Punkt, welcher die sprachbiographische Forschung auf methodologischer und inhaltlicher Ebene bis heute beschäftigt, nämlich das Thema der Brüche und Krisen in Lebensläufen. Wie wir bereits an anderer Stelle dargelegt haben¹⁹, stellen „Brüche“

13 Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 135.

14 S. hierzu die „Lebensläufe“ Alexander Kluges oder das zunächst autobiographisch geprägte, später auf gesammelten Biographien und Tagebüchern basierende Gesamtwerk Walter Kempowskis.

15 Pavlenko 2007, S. 164.

16 Adams/Ellis/Bochner/Ploder/Stadlbauer 2020.

17 Bertaux/Kohli 1984, S. 221.

18 Breckner 2009, S. 122.

19 Holzer/Wolf-Farré 2023.

in verschiedenen Formen ein häufiges Motiv in Sprachbiographien dar. Dies ist auf zwei Ebenen der Fall: Zunächst gibt es eine narratologische Motivation des Erzählers, da biographische Erzählungen bestimmten v. a. kulturell vermittelten Mustern folgen und sich häufig auf besondere Ereignisse im Leben konzentrieren: Längere Lebensphasen ohne besondere Vorkommnisse, d. h. auch ohne „Brüche“ in den üblichen Abläufen, werden in der Regel als nicht interessant und erzählenswert wahrgenommen und stehen daher zumeist auch nicht im Zentrum von biographischen Erzählungen. So werden besondere Wendepunkte automatisch stärker betont als Phasen ohne Veränderungen. Auf dieser Ebene spielen Brüche – König spricht hier von „Ereignissen“, „Vorfällen“ und „Wendepunkten“²⁰ – sicherlich in allen Sprachbiographien eine Rolle.

Zum anderen macht ein Blick auf die bisherige sprachbiographische Forschung auch deutlich, dass diese prinzipiell an Personen oder Gruppen interessiert ist, die einen solchen „Bruch“ im Laufe ihrer sprachlichen Entwicklung erlebt haben. Häufig spielen hier Migrationserfahrungen eine Rolle, die aus unterschiedlichsten Gründen erfolgt sind. Zu den Gruppen, die in diesem Sinne bereits untersucht wurden, zählen etwa russlanddeutsche Aussiedler bzw. Spätaussiedler²¹, junge Italiener in München²², geflüchtete Jugendliche aus Afghanistan und Syrien²³ oder Deutsch-Vietnamesen²⁴; aber auch Gruppen, deren Migrationserfahrung nicht oder nicht immer unmittelbar ist, wie bei der zweiten Generation deutscher Auswanderer in Israel²⁵ oder unterschiedlichen Generationen von Deutschchilenen²⁶. Andere Beispiele für Brüche als Ausgangslage für sprachbiographische Projekte finden sich in den Arbeiten zum Sprachgebrauch in der DDR bzw. ehemaligen DDR vor und nach der Wende²⁷ oder zur Verdrängung des Niederdeutschen als städtische Umgangssprache in Hamburg²⁸, Bremen²⁹ und Rostock³⁰.

20 König 2018.

21 Meng 2001; Roll 2003.

22 Ingrosso 2019.

23 Holzer 2021.

24 König 2014.

25 Betten 2013.

26 Wolf-Farré 2017.

27 Fix/Barth 2000.

28 Schröder/Jürgens 2017.

29 Wildgen 1988.

30 Ehlers 2017.

Sicherlich ist die Bruch-Metapher flexibel genug, dass die Gefahr besteht, sie bei entsprechender Dehnung auf nahezu alle Themengebiete, die aus sprachbiographischer Perspektive untersucht werden, anwenden zu können; daher sei an dieser Stelle angemerkt, dass es durchaus Arbeiten gibt, bei denen kein unmittelbarer „Bruch“ Ausgangspunkt der Forschung ist, wie etwa im Falle der Untersuchung sprachlicher Sozialisierungsprozesse in Nordfriesland³¹ oder auch im Bereich der sprachbiographischen Erforschung von Spracherwerbsprozessen, wie sie vor allem im englischsprachigen Raum stattfinden³². Die „Brüche“ sind somit kein unabdingbarer Bestandteil der Themenfindung für sprachbiographische Untersuchungen, verweisen aber doch auf forscherseitige Präferenzen hierbei.

3 Was sind Sprachbiographien?

Nachdem die Aufwertung der Einzelbiographie und die Bedeutung von „Brüchen“ für sprachbiographische Forschung dargestellt wurden, soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, was Sprachbiographien eigentlich sind. Dies geschieht nicht mit der Absicht, eine alle Varianten umfassende Auflistung zu erarbeiten, sondern einen möglichst kleinen, aber wissenschaftlich fundierten „gemeinsamen Nenner“ zu finden, um auch hier auf eine vergleichende Sprachbiographieforschung hinwirken zu können.

3.1 Zum Begriff „Sprachbiographie“

Im deutschsprachigen Raum ist „Sprachbiographie“ die gängigste Bezeichnung³³, im englischsprachigen Raum finden sich Bezeichnungen wie „linguistic biographies“ und „language memoirs“³⁴, eine genaue Entsprechung für „Sprachbiographien“ gibt es nicht.

Auch das *signifié* des Begriffs weist Varianz auf, da dieser sowohl zur Bezeichnung der Methode („sprachbiographische Forschung“) als auch des Ergebnisses („die Sprachbiographie“) verwendet wird. Hinsichtlich der Methode gibt es wiederum eine Vielzahl an Herangehensweisen: Sprachbiographien können schriftlich

31 Walker 2017.

32 Pavlenko 2007, S. 165.

33 S. Bieberstedt 2017, S. 60; daneben gibt es einzelne Alternativen wie die von Jan Wirrer 2017 vorgeschlagene „Sprecherbiographie“ oder die „Sprachenbiographie“, die sich mit der Bezugnahme auf die Richtlinien des Europäischen „Sprachenportfolios“ vor allem in der Tertiärsprachenforschung etabliert hat.

34 Pavlenko 2007, S. 165.

verfasst oder mündlich erfasst werden; schriftliche Sprachbiographien können literarische (wie Memoiren oder literarische Autobiographien) oder nicht-literarische Texte (Sprachlern-Tagebücher) sein; mündliche Sprachbiographien können auf unterschiedliche Art elizitiert werden (fokussierte Interviews, Sprachbiographie als ‚Nebenprodukt‘ eines anderen thematischen Interviews).³⁵ Weitere Optionen sind denkbar. Insgesamt aber wird der Begriff überwiegend mit autobiographischen mündlichen Erzählungen in Verbindung gebracht, die von sprachwissenschaftlich Forschenden in narrativen Interviews evoziert und aufgenommen werden.³⁶

Abgesehen von der begrifflichen Definition gibt es einige inhaltliche Kernpunkte, die für eine Definition von Sprachbiographien im Hinblick auf vergleichende Forschung von Bedeutung sind und in verschiedenen theoretischen Ansätzen bereits erarbeitet wurden. Diese werden im Folgenden zusammengetragen und ergänzt.

3.2 Sprachbiographien als Konstruktionen

Sprachbiographien entstehen in aller Regel als Momentaufnahmen und stellen somit in der momentanen Interaktion beispielsweise einer Interviewsituation notwendigerweise Konstruktionen dar. Dies ist im Hinblick auf ihre Rolle als Untersuchungsgegenstände von zentraler Bedeutung und wurde schon von Tophinke herausgearbeitet: Sie beschreibt diese Tatsache in ihrer Unterscheidung zwischen Sprachbiographien als gelebter Geschichte, erinnelter Geschichte und sprachlicher Rekonstruktion derselben.³⁷ Diese Typisierung sprachlicher Rekonstruktionen wurde in diversen Arbeiten aufgegriffen.³⁸ Weniger breit rezipiert wurde der Ansatz von Nekvapil, der im Prinzip dieselbe Aufteilung vornimmt, daraus aber andere Analysemöglichkeiten ableitet:

35 Vgl. Franceschini 2002; Busch 2021.

36 Eine weitere Methode, welche direkt mit der sprachbiographischen in Verbindung steht, sind die Sprachenporträts, s. Krumm 2001; Busch 2018. Da diese vorrangig in der Arbeit mit Kindern eingesetzt werden und dabei nicht unmittelbar Sprachbiographien im Sinne von Narrationen des Lebensweges evoziert werden sollen bzw. können, gehen wir auf diese Methode nicht weiter ein. Prinzipiell können aber, zumal bei der Verwendung von Sprachenporträts mit Jugendlichen und Erwachsenen, diese auch als Auslöser für sprachbiographische Narrationen verwendet werden.

37 Tophinke 2002, S. 2.

38 König 2014; Penya 2017; Ingrosso 2019.

Basically, three types of findings, corresponding to three approaches to the biographical narrative, can be gained from the respondents' narratives [...], viz. information on the following:

1. what "things" were like, how events occurred (findings from the sphere of the reality of life),
2. how "things" and events were experienced by the respondents (findings from the sphere of reality of the subject),
3. how "things" and events are narrated by the respondents (findings from the sphere of reality of the text).³⁹

Im Gegensatz zu Tophinke sieht Nekvapil die drei Ebenen nicht unbedingt als gestuft, sondern prinzipiell parallel existierend an: Tophinke zufolge können wir als Forschende nur auf die dritte Ebene, die sprachliche Rekonstruktion der erinnerten Geschichte von Sprachbiographien, zugreifen. Nekvapil sieht darin primär eine Frage der epistemologischen Herangehensweise, die nicht abschließend zu klären sei.⁴⁰ Sein Ansatz sieht die drei Ebenen als miteinander verwoben an. Darüber hinaus fordert er, dass typische Erzählmuster, die sich mit einiger Regelmäßigkeit in Sprachbiographien finden, Teil der Analyse sein sollen:

I suggest these patterns of language-biography narrative should be included in the description of language situations. I propose three diverse arguments to support this view:

1. the way that, for example, German, Italian, or Chinese informants speak about language acquisition and use is interesting in itself;
2. we often approach the "reality of life or [sic] the subject," in our case the aspects of the language situation, through the "reality of the text" (cf. the above-mentioned investigation of language attitudes); and sometimes we have no other possibility (cf. the language situation of the Germans after World War II alone);
3. the textual representation of the "reality of life" itself is the "reality of life" (cf. section 2).⁴¹

Hier scheint uns ein Kompromiss nötig und möglich zu sein, da sich Tophinke und Nekvapil nur teilweise widersprechen: Da Sprachbiographien wie beschrieben immer Konstruktionen darstellen, muss Tophinke insofern zugestimmt werden, als Forschende nie die erste Ebene („gelebte Geschichte“ oder „the reality of life“) oder die zweite Ebene („erinnerte Geschichte“ oder „the reality of the subject“) *unmittelbar* untersuchen können. Zugleich muss sicherlich nicht jede Äußerung eines Interviewpartners als reine Konstruktion betrachtet und damit

³⁹ Nekvapil 2003, S. 69.

⁴⁰ Nekvapil 2003, S. 70: „It is not the point to adopt some of these approaches and assume a specific epistemological attitude.“

⁴¹ Nekvapil 2003, S. 81.

potentiell in Zweifel gezogen werden, da viele Äußerungen auch durch Analyse entsprechender Dokumente überprüft werden können, wie Nekvapil anmerkt.⁴² Wenn aber die zweite und die erste Ebene an und für sich als dieselbe angesehen werden, wie Nekvapil abschließend vorschlägt, wird die Unterscheidung der Ebenen insgesamt abgelehnt und damit der zuvor genannten Möglichkeit zur Überprüfung widersprochen: Es kann z. B. anhand externer Dokumente abgeglichen werden, ob einzelne biographische Stationen zum genannten Zeitpunkt stattgefunden haben; wie die Person sie jeweils wahrgenommen hat, entzieht sich aber der externen Überprüfung. Die textliche Repräsentation der Lebensrealität ist somit zwar nur schwer von der Lebensrealität zu trennen, mit ihr gleichgesetzt werden kann sie allerdings auch nicht.

3.3 Zur Rolle der Forschenden im Interview

Sprachbiographien sind Konstruktionen, die nie nur einseitig entstehen. Selbst bei schriftlich verfassten Sprachbiographien gibt es ein Gegenüber, das zumindest mitgedacht wird: Im Falle von Texten, die für Forschungsprojekte verfasst werden, sind dies die wissenschaftlich Forschenden, welche Informanten um die Abfassung der Sprachbiographie bitten. Es kann aber auch ein literarisches Publikum sein, wie im Falle von Elias Canettis Biographie, die sich auch als Sprachbiographie lesen lässt.⁴³

Ein deutlich größerer Einfluss des Gegenübers entsteht bei mündlich aufgezeichneten Sprachbiographien in der Interviewsituation, die im Zentrum unseres Interesses steht:

We have seen the way the informants produce their language biographies as well as the fact that this happens in a research situation, that is, basically in coproduction with the researcher. However, we have also seen the way the researchers devise their informants' language biographies as a result of their research.⁴⁴

Vom Interviewer mitabhängig sind u. a. die im Gespräch verwendete Sprache, die damit verbundenen Sprachgebrauchsmuster sowie die inhaltliche Ausrichtung bzw. Schwerpunktsetzung. Dabei wird die Sprachbiographie in einer dialogischen Erhebungsform einerseits inhaltlich konstruiert, andererseits basiert sie auf individuellen Erfahrungen und Einstellungen. Sprachbiographien sind somit eine im Gespräch kooperativ ausgehandelte Kommunikationsleistung, die aber später fast ausschließlich als Produkt des Interviewten gelesen wird. Wir gehen im

42 Nekvapil 2003, S. 70.

43 Canetti 2014.

44 Nekvapil 2003, S. 80.

Folgenden auf einige Aspekte ein, die für das Verständnis von Sprachbiographien als kooperativ ausgehandelte Narrationen von Bedeutung sind.

3.3.1 *Einstellungen des Interviewers*

Sprachbiographische Forschung stellt in aller Regel ein qualitatives Verfahren dar, weshalb die Interpretation und Analyse der Daten eine gezwungenermaßen subjektive ist. Ein Problem, auf das bereits Pavlenko hinweist, ist, dass die forscherseitigen Voreinstellungen häufig wenig reflektiert werden:

I also encourage analysts to reflect on their conceptual lens and to formulate their theoretical assumptions prior to analysis, even though subsequent analysis might modify the nature of these assumptions. In doing so, researchers no longer have to pretend that their categories are ‘emerging’ and their analysis is extemporaneous and objective, instead they make their assumptions clear, conceptual constructs explicit, and analyses replicable. Considering what framework they adopt allows researchers to decide: What do we read the narratives for?⁴⁵

Dies spielt insofern eine wichtige Rolle, als die Daten zumeist von denselben Personen erhoben und analysiert werden. Schließlich weichen durch die Offenheit der Methode nicht nur Erhebungsmethoden und Forschungsziele, sondern auch die grundlegenden Definitionen von dem, was „Sprachbiographie“ bedeutet, mitunter stark voneinander ab.

Für sprachbiographische Datenerhebung sollten somit Möglichkeiten gefunden werden, die Erhebung und Analyse forscherseitiger Daten – d. h. Daten, die die forschende Person selbst betreffen – miteinzuschließen und diese bei der Interpretation der eigentlichen Sprachbiographien zu berücksichtigen. Ein konkretes Beispiel hierfür stellt das Vorgespräch dar, das bereits von den Einstellungen der Forschenden wie der Interviewpartner abhängig ist bzw. beeinflusst wird.

3.3.2 *Das Vorgespräch als Teil sprachbiographischer Datenerhebung*

Die Rolle des Interviewers bei der Konstruktion der Sprachbiographie beginnt nicht erst mit dem Interview, sondern bereits beim ersten Kontakt mit dem Interviewpartner, der häufig in einem Vorgespräch stattfindet: Hier spielen sowohl der persönliche Eindruck, den beide voneinander gewinnen, als auch die Einstellung, die sie den jeweiligen sozialen Gruppen (im weitesten Sinne) gegenüber haben, eine Rolle. Forschende kommen beispielsweise häufig nicht umhin, vorrangig als Akademiker oder Wissenschaftlerinnen wahrgenommen zu werden,

⁴⁵ Pavlenko 2007, S. 175.

denen gegenüber die Wortwahl vielleicht gewählter ausfällt oder manche Themen gar nicht erst erwähnt werden. In der Feldforschung zu Wolf-Farré (2017) wurde beispielsweise deutlich, dass ein *priming* bereits durch den Umstand gegeben war, dass ein Doktorand aus Deutschland sich für die deutschchilenische Minderheit interessiert. Trotz der Bemühungen um möglichst ergebnisoffene und neutrale Interviews lässt sich somit kaum verhindern, dass einige Aspekte (wie etwa der häufig deutlich gemachte Bezug zur deutschen Sprache und Kultur) stärker betont werden, während andere (wie etwa weitere Sprachen, welche die Personen sprechen oder für die sie sich interessieren) teilweise nur zögerlich und manchmal gar nicht zur Sprache kommen.

Das Vorgespräch kann sich also auch auf den Inhalt der Sprachbiographie auswirken. Daher sind bspw. Feldnotizen zu Vorgesprächen als erste Kontakte nicht als vorwissenschaftliches Material zu betrachten, sondern können als wichtige Ergänzungen oder sogar Korrektiv zu im Interview getroffenen Äußerungen gesehen werden. Eine Beschreibung des Vorgesprächs findet sich bspw. in der Arbeit von Ingrosso.⁴⁶

4 Analyse und Interpretation von Sprachbiographien

Nachdem Sprachbiographien als Konstruktionen bestimmt wurden, die in Aushandlungsprozessen zwischen Befragten und Forschenden entstehen, sollen im Folgenden erste Schritte zu einer vergleichenden Analyse gegangen werden. Hierbei lassen sich zunächst zwei Ebenen unterscheiden, auf denen Sprachbiographien analysiert werden können: Die ausdrucksseitige und die inhaltliche Ebene. Es kann also analysiert werden, *was* gesagt wird und *wie* es gesagt wird. Diese Unterscheidung ist nicht trivial, zumal die Ebenen nicht ohne weiteres voneinander getrennt werden können: Wenn die interviewte Person über den Spracherwerbsverlauf spricht – also auf der inhaltlichen Ebene nachverfolgt wird, wann und unter welchen Umständen sie welche Sprache erworben hat, – kann dies nicht unabhängig von der jeweils verwendeten Sprachform untersucht werden: Wird aktiv oder passiv formuliert; welche Zeitform wird gewählt; welchen Sprachstand weist die Person auf sprachlicher Ebene auf; welchen attestiert sie sich auf inhaltlicher Ebene, etc. Dass diese Ebenen nicht voneinander zu trennen sind, wird bereits in den integrativen Ansätzen in Jürgens/Schröder (2016), König (2017) und Neumann/Schröder (2017) deutlich.⁴⁷ Darüber hinaus legen jedoch die meisten sprachbiographischen Arbeiten ihren Schwerpunkt auf eine Ebene.

46 Ingrosso 2019, S. 81–83.

47 Wir danken den Gutachtern für diese Hinweise.

Ein größeres Problem der Analyse stellt das übergeordnete Erkenntnisinteresse dar. Die Frage, die häufig nur implizit bleibt, ist, ob mit den erhobenen Sprachbiographien qualitative Ergebnisse als solche erzielt werden sollen, oder ob man eigentlich repräsentative Aussagen über die beforschte Gruppe treffen will.⁴⁸ Diese sich wiederholende Frage nach der Repräsentativität sprachbiographisch erhobener Ergebnisse prägt die Sprachbiographieforschung. Dannerer kritisiert, dass es nicht das

[...] Ziel sein [kann], Einzelbiographien *ad infinitum* aneinanderzureihen, so sehr der jeweilige Fall auch Interesse weckt und fasziniert. Es interessiert also nicht der Einzelfall, sondern die Reflexion des kollektiven Erlebens, der überindividuellen Erfahrungen, die Einsicht, dass es keine monokausalen Erklärungen für Spracherwerbsprozesse geben kann. Der Vergleich von Sprachbiographien lässt „biographische Sememe“ erkennen, kleine Einheiten, kurze Sequenzen, Teilaspekte, die in den Biographien ähnlich sind. Sie sollen herausgearbeitet werden [...]. Damit gewinnt die Auswahl aus dem Datenkorpus eine zentrale Rolle. Sie wird durch unser Bild vom Spracherwerb geprägt und umgekehrt prägt sie dieses Bild weiter. Das erfordert ein reichhaltiges Datenmaterial und eine offene, am Material orientierte Herangehensweise.⁴⁹

Während wir dem Interesse an der „Reflexion des kollektiven Erlebens“ prinzipiell zustimmen, scheint uns die Aussage, dass der Einzelfall nicht interessiert, insofern problematisch als sie die Erkenntnismöglichkeiten, die sprachbiographische Forschung bietet, zu einem Teil ablehnt.

4.1 Einzelfälle und Repräsentativität

Wie in Kapitel Zwei bereits beschrieben, ist die Aufwertung der Einzelbiographie als Forschungsgegenstand der Soziologie in zweifacher Hinsicht ein zentraler Schritt zur Entstehung der sprachbiographischen Forschung: Erstens stellt diese Entwicklung eine wesentliche Erweiterung der Untersuchungsgegenstände dar, denen wissenschaftliche Aussagekraft zugesprochen wird: Die subjektiven Erzählungen eines einzelnen Menschen sind hier *an sich* und *für sich* aussagekräftig. Zweitens aber bedeutet es, dass „wissenschaftliche Aussagekraft“ selbst anders verstanden wird: Die einzelne Biographie kann zunächst nur als solche gelesen und analysiert werden und naturgemäß nicht auf die gesamte Gruppe verallgemeinert werden – oder nur unter sehr besonderen Bedingungen, wie Bieberstedt bemerkt:

48 Vgl. dazu auch den Beitrag von Bieberstedt in diesem Band.

49 Dannerer 2014, S. 298, Hervorhebungen im Original.

Aber auch der sprachbiographische Einzelfall an sich kann bei gezielter Probandenauswahl, wengleich in eingeschränktem Maße, exemplarisch für eine Gruppe sein, an der das Sprecherindividuum teilhat.⁵⁰

Besonders schwierig ist hierbei allerdings die „gezielte Probandenauswahl“: Zum einen, da sie Kenntnisse über die Gruppe voraussetzt, die in der Regel durch ebensolche Forschung erst gewonnen werden soll. Zum anderen, da mit einer solchen Auswahl die genannte Aufwertung der Einzelbiographie wieder rückgängig gemacht wird: Eine Einzelbiographie ist in solch einem Fall nur dann von Relevanz, wenn sie die Vorbedingungen erfüllt.

Gleichwohl bedeutet dies nicht, dass die Einzelbiographie keine Aussagen über die jeweilige übergeordnete Gruppe enthielte, vielmehr lassen sich beide kaum voneinander trennen (was auch Bieberstedt unter Verweis auf Fix anmerkt⁵¹): In der Tiefe der einzelnen Biographie lassen sich biographische und soziale Zusammenhänge erkennen, die in der klassischen soziologischen *Survey*-Forschung nicht auftauchen können. Die statistische Aussagekraft, auch im Sinne einer Sättigung der Daten, ist also als Maßstab biographischer Forschung immer mindestens problematisch, da sie deren eigentlichem *Ziel* zuwiderläuft.

Dennoch ist, um zu Dannerers pointierter Aussage zurückzukehren, das Interesse an den „biographischen Sememen“ ein wichtiger Punkt, der zu einer Vergleichbarkeit verschiedener sprachbiographischer Erzählungen führen kann.⁵² Ein Beispiel hierfür sind die oben beschriebenen „Brüche“. Dannerer formuliert allgemeine Kategorien, die in Interviews mit einem spracherwerbstheoretischen Interesse vorkommen können:

- die *individuelle Sicht auf die Sprachen*, die eine Person spricht, das Verhältnis dieser Sprachen zueinander, wann welche Sprache gesprochen wurde oder wird, wo sie sich ergänzen, wo sie sich gegenseitig blockieren etc.;
- die *emotionale Haltung* gegenüber den Sprachen, die man spricht, bzw. der eigenen Mehrsprachigkeit;
- die Sicht auf den *Verlauf des Spracherwerbs*;
- *Hypothesen über Einflussfaktoren* auf den eigenen Spracherwerb bzw. auf Spracherwerb generell;
- *Wünsche und Ziele* im Hinblick auf die eigenen sprachlichen Kompetenzen zu unterschiedlichen Zeitpunkten.⁵³

50 Bieberstedt 2017, S. 72. Vgl. dazu auch den Beitrag von Bieberstedt in diesem Band.

51 Bieberstedt 2017, S. 72.

52 Dannerer 2014, S. 297.

53 Dannerer 2014, S. 297

Im Folgenden stellen wir ein Auswertungsmodell vor, anhand dessen die inhaltlich relevanten, sprachbiographischen Aspekte sowie die sprachbiographische Formulierungsarbeit miteinander in Bezug gesetzt werden können.⁵⁴ Ziel dieser inhaltlichen und sprachlichen Konstruktionen soll sein, eine Systematisierung innerhalb der Analyse sprachbiographischer Daten, auch über Sprechergruppen hinweg, vorzunehmen. Wir demonstrieren das Modell anhand von Interviewausschnitten.

5 Das sprachbiographische Analysemodell

Für dieses Modell betrachten wir den Forschungsgegenstand Sprachbiographie als zeit- und kontextsensible Struktur, die als Kommunikationsleistung im Gespräch kooperativ ausgehandelt wird. Sie basiert auf Erfahrungen, die jedem Individuum inhärent sind und die mittels sprachbiographischer, semi-strukturierter Interviews dokumentiert werden können.

5.1 Sprachbiographische Erzählfiguren

Im Rahmen des sprachbiographischen Analysemodells liegen fünf Ebenen dem sich wechselseitig beeinflussenden Verhältnis von Sprachbiographie und sprachbiographischem Interview – als eine der möglichen Erhebungsmethoden – zugrunde. Die erste Ebene der *Propositionen (1)* greift den propositionalen Gehalt von Interviewsegmenten auf. Unter dem propositionalen Gehalt wird „der den Wahrheitswert bestimmende Kern der Bedeutung eines Satzes [verstanden], wobei die spezifische syntaktische Form und lexikalische Füllung der jeweiligen Äußerungsform unberücksichtigt bleiben“⁵⁵. Es geht hier also darum, *was* im sprachbiographischen Interview gesagt wird, wie das nachfolgende Beispiel (1) zeigt:

(1) P9_Erste Datenerhebung⁵⁶

```

211 P9: mja (.) äh (-) normalerweise wenn ich (-- ) in die
212 schule geh (.)
213 ja wir sprechen (.) deutsch (.)
214 aber in der pause/ (.) es gibt so (-) in unsere
215 klasse/
216 es gibt neun afghaner ja dann ich spreche mehr
217 persisch

```

54 Holzer 2025.

55 Bußmann/Gerstner-Link/Laufer 2008, S. 558.

56 Die Transkriptionskonventionen der Beispiele (1) und (2) sind angelehnt an GAT2, Selting et al. 2009. Die Beispiele stammen aus dem Dissertationsprojekt *Sprachbiographien. Junge Geflüchtete aus Afghanistan, Iran und Syrien*, Holzer 2025.

P9 spricht über seinen kontextspezifischen Sprachgebrauch im Schulalltag. So ist das Schulleben nicht nur durch die deutsche Sprache geprägt, sondern auch durch das Persische (Dari), das P9 in seiner Peergroup auch in der Schule gebraucht. Durch den semi-strukturierten bzw. narrativen Ansatz sprachbiographischer Interviews werden nicht nur sprachbezogene Erlebnisse innerhalb dieser Interviews wiedergegeben. Der erste Analyseschritt besteht darin, die auf die Gesamtbiographie bezogenen Propositionen von denjenigen mit jedwedem Bezug zu Sprache zu extrahieren. Diese auf Sprache bezogenen Aussagen der Sprecher und Sprecherinnen werden – in Anlehnung an Franceschini's „Figuren des sprachbiographischen Erzählens“⁵⁷ – als *sprachbiographische Erzählfiguren (2)*⁵⁸ bezeichnet. Das Beispiel (1) kann unter der sprachbiographischen Erzählfigur des (kontextspezifischen) *Sprachgebrauchs in der Öffentlichkeit* zusammengefasst werden. Die Summe dieser sprachbiographischen Erzählfiguren (die sowohl argumentativ als auch narrativ rekonstruiert werden können) ergibt dann die sprecherindividuelle Sprachbiographie bzw. den *Forschungsgegenstand Sprachbiographie* und bietet gleichzeitig den ersten Anhaltspunkt, die verschiedenen sprachbiographischen Erzählfiguren von Sprecherinnen und Sprechern (in einem bestimmten gemeinsamen Kontext, z. B. Flucht) zu vergleichen.

5.2 Bedeutungsregulierungen und Antwortmodalitäten

Die aus den Interviews selektierten, sprachbiographischen Erzählfiguren, die beispielsweise mit Themen wie Sprachgebrauch, Sprachlernmotivation, Spracheinstellungen oder Sprachlernopportunitäten zusammenhängen, werden darauffolgend hinsichtlich ihrer sprachlichen (Re-)Konstruktion untersucht. Es steht also nun im Vordergrund, *wie* diese sprachbiographischen Erzählfiguren sprachlich (re-)konstruiert werden. Dabei wird eine Dreiteilung dieser Formulierungsarbeit vorgenommen: Die Segmentierung der Interviewausschnitte in sprachbiographische Erzählfiguren wird, basierend auf der Untersuchung der *mikrostrukturellen Bedeutungsregulierung (3)* – damit gemeint sind beispielsweise Konnektoren, Diskurspartikel aber auch die Verwendung der direkten Rede –, durch die sprachliche Analyse der *makrostrukturellen Antwortmodalitäten (4)* erweitert. Diese Unterteilung orientiert sich im Rahmen der dritten und vierten Ebene an den aus den Erzählwissenschaften stammenden Überlegungen

57 Franceschini 2002, S. 27.

58 Holzer 2025.

von Rehbein⁵⁹ und Roll⁶⁰. Die in (sprach)biographischen Interviews erfolgenden mündlichen Ereignisdarstellungen können demzufolge aus Perspektive verschiedener *Modalitäten des Antwortens* betrachtet werden. Je nachdem, welche Antwortmodalitäten in einer bestimmten Häufigkeit und in Abhängigkeit zur Thematik sprecherindividuell beziehungsweise sprachgruppenspezifisch eingesetzt werden, können *Antwortmuster* festgestellt werden, wie es gegen Ende dieses Kapitelsabschnitts verdeutlicht wird.⁶¹

Zu den Antwortmodalitäten gehören: *Erzählen* (mit *Erzähletablierungen*, die im Deutschen beispielsweise mit der Konjunktion *als* oder dem Temporaladverbial *damals* den Beginn einer narrativen Ereignisdarstellung markieren), *Schildern*, *Berichten*, *Auskunft geben*, *Illustrieren*, *Chronologische Darstellungen* und *Rechtfertigungen*. Diese Einteilung erfolgt auf Basis der einzelnen mikrostrukturellen Bedeutungsregulierungen und der damit verbundenen Funktionen des sprachlichen Handelns, wie z. B. Affektmarkierungen (typisch für Erzählungen) oder das Belegen/Widerlegen von Behauptungen (typisch für illustrierende Antworten)⁶². Wie die dritte und vierte Ebene zusammenhängen, wird anhand des nachfolgenden Beispiels genauer erklärt.

(2) P1_Erste Datenerhebung

401 P1: zum beispiel (.) also ich konnte englisch (.)
 402 schon unterricht bekommen aber das habe ich nie:
 403 benutzt (.)also ich konnte auch nicht so: perfekt/
 404 aber unterwegs/(.)weil ich hatte keine andere sprache
 405 gekonnt (.)und dann die leute waren keine afghanen und
 406 so (-) dann ich musste mich irgendwie mit den leuten
 407 unterhalten
 408 dann hab ich so versucht mein englisch/also:(-)
 409 I: anzuwenden=
 410 P1: =genau °hh ich hab mein bestes getan dass mein beste
 411 englisch rauskommt (.) dann mit denen reden dann da
 412 hab ich da unterwegs/ich hab mein englisch
 413 verbessert (-)
 414 als ich in deutschland war (.) ich konnte kein wort
 415 auf deutsch(.)
 416 deswegen hab ich so meine probleme mit diesem
 417 englisch was ich unterwegs verbessert habe so ein
 418 bisschen gelöst und dann (.) am ersten tag als ich in

59 Rehbein 1989.

60 Roll 2003.

61 Die Verwendung des Begriffs *Antworten* bezieht sich auf jede Äußerung der Interviewpartner und -partnerinnen.

62 Holzer 2025.

419 deutschland war ähm habe ich angefangen (.) die
 420 sprache zu lernen deswegen habe ich immer mit
 421 betreuerin auf englisch gefragt (.) hh° was das heißt
 422 und so (.)
 423 dann die haben mich übersetzen dann aufgeschrieben
 424 dann habe ich immer die ganze zeit geübt und so (.)
 425 dann/(.) ja es hat/(.) es hat viel geholfen
 426 eigentlich

P1 *schildert*, dass Englisch ihr auf der Flucht im Kontakt zu anderen Geflüchteten weitergeholfen hat und sie in Deutschland gezielt damit angefangen hat, Deutsch über die erste Fremdsprache Englisch zu erlernen. Dafür nutzt sie die *indirekte Interaktionsstrategie*⁶³ (Sprachbiographische Erzählfigur 1) mit einer ihrer Wohnheimbetreuerinnen. Diese Schilderung zu den Anfängen des Sprachaneignungsprozesses im Sinne des veränderten Sprachgebrauchs durch die Fluchtmigration beginnt P1 mit der Phrase *zum Beispiel*, die einen *illustrativen* Moment markiert (= Beispiel für *mikrostrukturelle Bedeutungsregulierungen*). Durch das anschließende, restrukturierende Gliederungssignal *also*, das zu den Simplizia der prototypischen Diskursmarker gehört beziehungsweise auch als „unproduktives Wortparadigma“⁶⁴ verstanden wird, beginnt P1 einen gemeinsamen Vorstellungsrahmen mit der daran anschließenden näheren Beschreibung ihrer Englischkenntnisse vor ihrer Flucht zu schaffen. Die reparaturinitiierende Konnektivpartikel *also* wird genutzt, um „das Reparaturandum und das Reparans in eine erläuternde und folgernde Relation zu stellen“⁶⁵. In der daran anknüpfenden Erläuterung berichtet P1 die äußeren Umstände ihrer Flucht, in der P1 überwiegend Kontakt zu anderen Herkunftssprachen hatte und sie deshalb auf Englisch zurückgreifen muss, trotz der Tatsache, dass sie Englisch bis dahin nicht im Alltag verwendet hat (402). Die Affektmarkierung in dieser Schilderung wird durch das nicht lexikalisierte Suchen eines Wortes ausgelöst (408), mit der P1 ihre Bemühungen hinsichtlich ihrer kommunikativen Fähigkeiten, die sie *unterwegs* – wie sie die Flucht umschreibt – gebrauchte, betont. Dazu verwendet sie die bildhafte Paraphrase *dass meine beste englisch rauskommt* (411) und gibt gleichzeitig mit dieser Umschreibung den Grund für ihre verbesserten Englischkenntnisse in Deutschland an.⁶⁶

63 Holzer 2025.

64 Blühdorn/Foolen/Loureda 2017, S. 17.

65 Blühdorn/Foolen/Loureda 2017, S. 277.

66 Der Einsatz von Umschreibungen wird als Mittel kommunikativer Strategien verstanden, die im anschließenden Unterkapitel besprochen werden.

Die beginnenden Sprachaneignungsprozesse in Deutschland strukturiert P1 durch die erneute Erzähletablierung mit *als ich in Deutschland war*, die sie in Opposition zum in Afghanistan stattgefundenen, gesteuerten Erlernen des Englischen (402) und zur „Fluchtssprache“ Englisch stellt (406–407). Der oppositionelle Charakter dieser Antwortmodalität wird vor allem durch die unterschiedliche, mikrostrukturelle Bedeutungsregulierung verdeutlicht: So hält P1 ihren auf das Herkunftsland und die Flucht bezogenen Bericht vage und gebraucht dafür überwiegend argumentative Konjunktionen (401–413), die sie in temporal unstrukturierte Satzgefüge (dies zählt ebenfalls zu den sprachlichen Markierungen von Schilderungen) einbindet. Die zurückhaltende Beschreibung der Unterrichtssituation wird durch die fälschlicherweise im Vorfeld stehende Modalpartikel *schon*, durch welche die Aussage relativiert wird, betont. Die Darstellung des Sprachlernens in Deutschland hingegen markiert P1 durch wiederholte Erzähletablierungen *als ich in deutschland war* (414) und *am ersten tag als ich in deutschland war* (418). Der dadurch entstehende, narrative Charakter wird durch das szenische Präsens (420) verstärkt. Die chronologisch-berichtende Reihung der Lernschritte erfährt durch den Gebrauch von *immer* als Intensitätspartikel ebenfalls einen affektiven Charakter (420). Mit dieser Antwortsequenz positioniert sich P1 gleichzeitig als autonome Lernerin (Sprachbiographische Erzählfigur 2), die in der Lage ist, die bisher wenig erlernte Sprache Englisch in das Zentrum ihrer Sprachkontaktsituationen zu rücken. Eine Verbindung verschiedener Antwortmodalitäten innerhalb einer sprachbiographischen Erzählfigur ist möglich, wie es das oben erläuterte Beispiel gezeigt hat. Die Schilderung der Erzählfigur wird mit narrativen und illustrativen Markierungen kombiniert. Diese Einteilung basiert auf der Analyse mikrostruktureller Bedeutungsregulierungen.

5.3 Kommunikative Strategien

Neben dem diskursiven *Wie* (3) steht auch das kommunikativ-strategische *Wie* im Vordergrund und wird als fünfte Ebene der *kommunikativen Strategien* (5) in das sprachbiographische Analysemodell aufgenommen. In Abhängigkeit von der Interviewsprache (ggf. auch von der Wahl der Interviewsprache durch den Interviewten) kann sich der Bereich der kommunikativen Strategien auf verschiedene sprachliche Aspekte konzentrieren, die für das vorliegende Interview und die Formulierungsarbeit des Interviewten charakteristisch sind. So untersuchten beispielsweise Bučková/Nekula mittels sprachbiographischer Interviews Musterentlehnungen von Immigrantinnen und Immigranten aus

der Tschechoslowakei in Deutschland.⁶⁷ Eines der typischen „Anzeichen für Spracherosion sind Wortfindungsprobleme“⁶⁸, für die (kommunikative) Strategien auf lexikalischer, semantischer, morphosyntaktischer und phonetischer Ebene analysiert wurden und die musterhafter Bestandteil der „Bilingualen-Sprache“⁶⁹ der befragten Immigrantinnen und Immigranten ist. Als eine der lexikalisch-semantischen Strategien wurde der von „Restarts, Häsitationsgeräuschen und Unterbrechungen“ begleitete Wechsel von einer Sprache in die andere Sprache (*flagged code-switching*) genannt (Beispiel 3):⁷⁰

(3) (LS_ZEI_SP_CZ) *flagged code-switching*

a já jsem dělala ## ## # _ uklidit ne **Zimmermädchen** jo ?
 und 1SG AUX mach.3SG.PST aufräum.INF NEG Zimmermädchen ja
*und ich machte # # # _ aufräumen nicht **Zimmermädchen** ja ?*
 (LS_ZEI_SP_CZ)

Bučková/Nekula stellen fest, dass „sich die Latenz der deaktivierten, sekundär gewordenen Erst- oder der einstigen primären Sprache bemerkbar [macht]“⁷¹. Code-Switching als kommunikative Strategie im Rahmen sprachbiographischer Interviews kann jedoch auch aufgrund affektiver Motive entstehen, so wie es im Korpus von Betten zu *Sprachbiographien der 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel* zu finden ist (Beispiel 4).⁷²

(4) **Tom L. (*1935 in Berlin), Theaterwissenschaftler. Interview Tel Aviv 2006.**

TL: [...] Das ist das Tragische * von der * zweiten Generation. * Die Frage ist, bin ich zweite Generation oder ich bin,
 [wenn ich /]
 AB: [Erste.] (LACHT)
 TL: Die erste bin ich nicht, aber * vielleicht gibt es so etwas wie die Anderthalbsten?
 (LACHT) Äh * *I belong nowhere*. Ich / * Wirklich, * wirklich, wirklich, ah **
 wenn ich [...] ⁷³

67 Bučková/Nekula 2022, S. 193.

68 Bučková/Nekula 2022, S. 211.

69 Bučková/Nekula 2022, S. 212.

70 Bučková/Nekula 2022, S. 211.

71 Bučková/Nekula 2022, S. 211.

72 Betten 2010, S. 34.

73 Sowohl das Beispiel von Bučková/Nekula (2022) als auch das Beispiel von Betten (2010) würde im Verständnis des sprachbiographischen Analysemodells nicht unter den Bereich sprachbiographischer Erzählfiguren fallen, da in beiden Ausschnitten kein direkter Bezug zum Forschungsgegenstand Sprache erwähnt wird.

Tom L., der Hebräisch, Deutsch und Englisch spricht, wechselt für die Beschreibung seiner generationalen Zugehörigkeit in seine Drittsprache Englisch (*I belong nowhere – ich gehöre nirgendwohin*). Die Unsicherheit in der Beschreibung (*vielleicht gibt es so etwas wie Anderthalbsten? (LACHT) Äh **) kann auch als Grund für den (*flagged*) Wechsel in der ansonsten auf Deutsch wiedergegebenen Antwort vermutet werden. So stehen nicht nur Deutsch und Hebräisch im Fokus der Sprachbiographie eines deutschsprachigen Emigranten der zweiten Generation in Israel im Fokus, auch Englisch erhält damit eine sprachbiographische Relevanz.⁷⁴

Neben Code-Switching können auch weitere kommunikative Strategien Relevanz in sprachbiographischen Interviews erfahren, wie es die nachfolgenden Überlegungen skizzieren werden. Im Hinblick auf den lernersprachlichen Kontext der nachfolgenden Interviewausschnitte des Gesprächs mit P9 wird auf die lexikalischen und grammatikalischen L2-Problemlösungsmechanismen (im Folgenden L2-PLM genannt) nach Dörnyei/Kormos zurückgegriffen.⁷⁵ Es existieren zahlreiche Definitionen zu Kommunikationsstrategien (KS), die sich bezüglich des Strategiebegriffs unterscheiden, wie es unter anderem folgende Beispiele zeigen:⁷⁶

1. Communication strategies are potentially conscious plans for solving what to an individual presents itself as a problem in reaching a particular communicative goal.⁷⁷
2. Compensatory strategies which a language user employs in order to achieve his intended meaning on becoming aware of problems arising during the planning phase of an utterance due to his own linguistic shortcomings.⁷⁸
3. Communication strategies (CS) are generally defined as strategies used to overcome problems resulting from an inadequate knowledge of the second (L2) lexicon.⁷⁹

74 Betten (2010, S. 31) stellt fest, dass bei der Gruppe deutschstämmiger *semi speakers* in Israel häufiges Code-Switching und Entlehnungen aus dem Englischen in den auf Deutsch geführten Interviews vorgekommen sind. Die hier vorgestellten Überlegungen zu diesem Interviewausschnitt von Betten verstehen sich als mögliche Ergänzung zu ihrer Analyse.

75 Dörnyei/Kormos 1998.

76 Reich 2011, S. 22.

77 Faerch/Kaspar 1983, S. 36.

78 Poulisse/Bongaerts/Kellermann 1984, S. 72.

79 Poulisse/Schils 1995, S. 283.

Allen drei Definitionen gemeinsam ist der Zusammenhang zwischen der lernsprachlichen Kompetenz und dem Kommunikationsziel, das es seitens von Lernerinnen und Lernern zu erreichen gilt. Uneinigkeit herrscht darüber, wie bewusst diese Strategie eingesetzt und durch welche Mechanismen das Kommunikationsziel erreicht wird.

Wie Fredriksson beschreibt, äußern sich die Verhaltensarten in der Sprachproduktion durch „formale Reduktion (Vermeidung von L2-Regeln) oder funktionale Reduktion (Vermeidung von Themen, Sprachakten, Markierung von Modalität)“.⁸⁰ Demgegenüber stehen die kommunikationsfördernden Strategien zur Erreichung des Kommunikationsziels durch das kreative Einsetzen von L2-Wissen (Generalisierung, Wortbildungen, Analogiebildungen etc.). Diese Zweiteilung findet in Kombination mit den lexikalischen und grammatikalischen Problemlösungsmechanismen von Dörnyei/Kormos Anwendung im sprachbiographischen Analysemodell. Im Rahmen des vorliegenden Textes kann nicht vollumfänglich auf theoretische und methodologische Fragestellung bezüglich der KS-Forschung bzw. der L2-PLM eingegangen werden, sie sollen exemplarisch im Folgenden gezeigt werden (Beispiele 5 und 6).⁸¹

(5) Lexikalische PLM (Typ 1: Vermeidung)

– *Inhaltliche Reduktion*

a) Informationsabbruch:

Eine Information wird aufgrund von Sprachschwierigkeiten unvollendet gelassen.

P22: halt verschiedene (.) berufe halt (.) natürlich es war schon mal damals (.)

ham wir schon auf der straße was verkauft/ **und** (.) **äh** (.) **ja**

b) Informationsreduktion:

Reduktion der Botschaft durch das gezielte Vermeiden sprachlich herausfordernder Strukturen oder Themen sowie durch das Auslassen intendierter Inhalte infolge begrenzter sprachlicher Ressourcen.

P9: weil in afghanistan gibts hh° (--) **viel** (.) **schlimmes**

(6) Lexikalische PLM (Typ 2: Beibehaltung)

– *Mikro-Rekonzeptualisierung*

a) Semantische Wortprägung:

Die Bildung nicht vorhandener L2-Lexeme erfolgt durch kreative Zusammensetzung vorhandener Wortbestandteile.

80 Fredriksson 2014, S. 19.

81 Holzer 2025.

P1: ich bin extra eine stunde jeden tag mit mein betruerin gesessen äh ich hab sie immer gefragt (.) hast du für mich zeit dass du bisschen mir helfen (.) dann hab ich zum beispiel gesagt/ (.) dann ich hab gesagt bitte sag immer alle (-) **verbwörter**

b) Paraphrase:

Eigenschaften von Zielobjekten oder Handlungen werden durch Veranschaulichung, Illustration oder Beschreibung sprachlich vermittelt.

P14: und zum beispiel **die kleine blätter** (-)

I: (-) karteikarten=

P14: =ja karteikarten

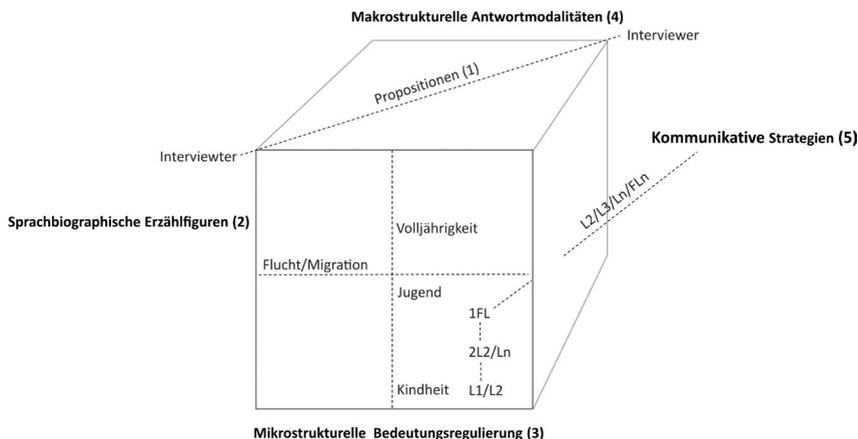
I: okay

5.4 Zusammenfassende Modellbildung

Bei der Analyse der insgesamt fünf Analyseparameter *Propositionen* (1), *sprachbiographische Erzählfiguren* (2), *mikrostrukturelle Bedeutungsregulierungen* (3), *makrostrukturelle Antwortmodalitäten* (4) und *kommunikative Strategien* (5) treffen der *sprachbiographische Inhalt* und die *mündlichen Formulierungsarbeit* aufeinander (vgl. Abb. 1): Zusammengefasst bedeutet dies, dass zuerst die *inhaltsanalytische Selektion* (damit ist die Selektion der sprachbiographischen Erzählfiguren von allen im Interview vorkommenden Propositionen gemeint) erfolgt. Im Anschluss daran werden die *Bedeutungsregulierungen* und *Antwortmodalitäten* untersucht und zuletzt die *kommunikativen Strategien* analysiert. So wird die narrativ-argumentative Rekonstruktion autobiographischen Erlebens von Sprache (von der Kindheit bis zum Zeitpunkt der Erhebung) in diskursanalytische, makrostrukturelle und kommunikative Analyseansätze eingebettet. Erlebnisse, die den Bereich des Spracherlebens betreffen, beziehen sich dabei auf Spracherwerbskontexte in der Kindheit, Jugend und im Erwachsenenalter, aber auch auf lebens- und sprachverändernde Bereiche, wie es beispielsweise in der Migration beziehungsweise bei der Fluchtmigration der Fall ist. Im Fokus stehen sprachbezogene Themen, wie z. B. ein mögliches bilinguales Aufwachsen oder auch der sukzessive Zweitspracherwerb beziehungsweise der Erwerb weiterer Fremdsprachen und andere Sprachkonstellationen, die evtl. erst durch sprachbiographische Interviews ersichtlich werden (vgl. Abb. 1).

Allgemein ausgedrückt, fasst das Modell bisherige Untersuchungsgegenstände der sprachbiographischen Forschung zusammen und erweitert sie gleichzeitig um theoretische und methodische Aspekte: Die visuelle Darstellung des sprachbiographischen Analysemodells stellt einerseits die sprachliche (Re-)Konstruktion von Sprachbiographien dar, andererseits zeichnet es die unterschiedlichen Perspektiven auf Auswertungsmöglichkeiten von transkribierten sprachbiographischen Interviews nach.

Abbildung 1: Sprachbiographisches Analysemodell.



6 Fazit und Ausblick

Wie eingangs erwähnt, hat das Interesse für Sprachbiographien, gerade im Zusammenhang mit unterschiedlichen Migrationskontexten, in den letzten Jahren stetig zugenommen. So gewinnt die Sprachbiographieforschung einerseits an Aktualität, andererseits stellt sich auch immer mehr die Frage nach theoretischen und methodischen Konzepten für das Erfassen sprecherindividueller Einzelbiographien und soziolinguistischer, gruppenspezifischer Wandlungsprozesse, die beispielsweise in den Zusammenhang mit Spracherwerbskontexten gesetzt werden können. Wir hoffen, in dieser Hinsicht einige Anregungen gegeben und (teilweise vernachlässigte) Ansatzpunkte aufgezeigt zu haben.

Im Hinblick auf die weitere Entwicklung der Sprachbiographieforschung wird eine zentrale Herausforderung darin liegen, theoretische Konzepte zur Vergleichbarkeit zu erarbeiten, wie wir sie im fünften Kapitel dieses Beitrags vorschlagen, ohne dabei die Offenheit und Niedrigschwelligkeit zu verlieren, die zu Beginn des Beitrags betont wird. Weiterhin hat die Sprachbiographieforschung das Potential, gesellschaftliche Wandlungsprozesse im Kontext von Migration, einem der bestimmenden Themen unserer Zeit, abzubilden. Dafür sollte auch die nicht-deutschsprachige Forschung verstärkt in den Fokus einer (germanistischen) Migrationslinguistik gerückt werden. Schließlich muss sich die zukünftige, vergleichende Sprachbiographieforschung auch mit einem geeigneten Erhebungsinstrument und der damit verbundenen Reflektion der Interviewer-Rolle auseinandersetzen. Gemeinsam mit den anderen in diesem Buch versammelten

Beiträgen können die in diesem Text behandelten Fragen zur Definition, Validität und Vergleichbarkeit von Sprachbiographien eine Grundlage für weiterführende Diskussionen bilden.

Literaturverzeichnis

- Adams, Tony E./Ellis, Carolyn/Bochner, Arthur P./Ploder, Andrea/Stadlbauer, Johanna: Autoethnografie. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. 2., erw. und überarb. Aufl. Wiesbaden 2020, S. 471–491.
- Bertaux, Daniel/Kohli, Martin: The Life Story Approach: A Continental View. In: *Annual Review of Sociology* 10 (1984), S. 215–237.
- Betten, Anne: Sprachbiographien deutscher Emigranten. Die „Jeckes“ in Israel zwischen Verlust und Rekonstruktion ihrer kulturellen Identität. In: Deppermann, Arnulf (Hrsg.): *Das Deutsch der Migranten* (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 2012). Berlin/Boston 2013, S. 145–191.
- Betten, Anne: Sprachbiographien der 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel. Zur Auswirkung individueller Erfahrungen und Emotionen auf die Sprachkompetenz. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 40/160 (2010), S. 29–57.
- Bieberstedt, Andreas: Lebenslauf und Sprachbiographie. Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge* (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 47–80.
- Blühdorn, Hardarik/Foolen, Ad/Loureda, Óscar: Diskursmarker: Begriffsgeschichte – Theorie – Beschreibung. Ein bibliographischer Überblick. In: Blühdorn, Hardarik/Deppermann, Arnulf/Helmer, Henrike/Spranz-Fogasy, Thomas (Hrsg.): *Diskursmarker im Deutschen. Reflexionen und Analysen*. Göttingen 2017, S. 7–47.
- Breckner, Roswitha: *Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*. 2. Aufl. Wiesbaden 2009.
- Bučková, Aneta/Nekula, Marek: Immigrantinnen und Immigranten aus der Tschechoslowakei in Deutschland: Musterentlehnungen in ihren sprachbiographischen Interviews. In: Hansen, Björn/Zielińska, Anna (Hrsg.): *Soziolinguistik trifft Korpuslinguistik. Deutsch-polnische und deutsch-tschechische Zweisprachigkeit*. Heidelberg 2022, S. 193–143.
- Busch, Brigitta: Das Sprachenportrait in der Mehrsprachigkeitsforschung. In: Roth, Kersten Sven (Hrsg.): *Phänomen ‚Mehrsprachigkeit‘. Einstellungen, Ideologien, Positionierungspraktiken* (Osnabrücker Beiträge zur

- Sprachtheorie (OBST); 93). Unter Mitarbeit von Karen Schramm und Jürgen Spitzmüller. Duisburg 2018, S. 53–70.
- Busch, Brigitta: Mehrsprachigkeit. 3., vollst. akt. und erw. Aufl. Wien/Stuttgart 2021.
- Bußmann, Hadumod (Hrsg.): Lexikon der Sprachwissenschaft. Unter Mitarbeit von Claudia Gerstner-Link und Hartmut Lauffer. 4., durchges. und bibliogr. erg. Aufl. Stuttgart 2008.
- Canetti, Elias: Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend. 35. Aufl. Frankfurt a. M. 2014.
- Carrigan, Mark: Can we have a ‘turn’ to end all turns? [Online-Ressource: <https://markcarrigan.net/2014/07/13/can-we-have-a-turn-to-end-all-turns/> (zuletzt aktualisiert: 21.01.2015; Stand: 19.03.2023)].
- Dannerer, Monika: Sprachbiographische Äußerungen und Erzählerwerb im Längsschnitt als Zugangswege zur Beschreibung von Zweitspracherwerb. In: Ahrenholz, Bernt/Grommes, Patrick (Hrsg.): Zweitspracherwerb im Jugendalter (DaZ-Forschung; 4). Berlin/Boston 2014, S. 295–317.
- Dörnyei, Zoltán/Kormos, Judit: Problem-solving mechanisms in L2 communication. A Psycholinguistic Perspective. In: Studies in Second Language Acquisition 20/3 (1998), S. 349–385.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Von der Sprachbiografie zur Sprachgebrauchsgeschichte. Die Rekonstruktion des Varietätengebrauchs auf den Rostocker Werften. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 143–166.
- Färch, Claus/Kasper, Gabriele (Hrsg.): Strategies in Interlanguage Communication. London 1983.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Hitler, Ronald/Hone, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Wiesbaden 1997, S. 133–164.
- Fix, Ulla: Sprachbiographien als Zeugnisse von Sprachgebrauch und Sprachgebrauchsgeschichte. Rückblick und Versuch einer Standortbestimmung. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 40/160 (2010), S. 10–28.
- Fix, Ulla/Barth, Dagmar: Sprachbiographien. Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR. Inhalte und Analysen narrativ-diskursiver Interviews (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte; 7). Unter Mitarbeit von Franziska Beyer. Frankfurt a. M. [u. a.] 2000.
- Franceschini, Rita: Sprachbiographien: Erzählungen über Mehrsprachigkeit und deren Erkenntnisinteresse für die Spracherwerbsforschung und die

- Neurobiologie der Mehrsprachigkeit. In: Bulletin VALS-ASLA (Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz) 76 (2002), S. 19–33.
- Fredriksson, Christine: Strategien im L2-Erwerb. Eine kritische Diskussion. In: *Moderna Språk*, 108/2 (2014), S. 17–44. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.58221/mosp.v108i2.7993> (Stand: 18.08.2024)]
- Holzer, Johanna: Sprachbiographien. Junge Geflüchtete aus Afghanistan, Iran und Syrien. Berlin/Heidelberg 2025.
- Holzer, Johanna: Language biographies and multilingual language use: A sociolinguistic study of young refugees from Syria, Iran, and Afghanistan living in Germany. In: *Open Linguistics* 7/1 (2021), S. 342–351.
- Holzer, Johanna/Wolf-Farré, Patrick: Vergleichende Sprachbiographieforschung: Migrationsbedingte Brüche in unmittelbarer, erinnelter und vererbter Migration. In: *JournaLIPP* 8 (2023), S. 54–70.
- Ingresso, Sara: Sprachbiographische Erzählungen junger Italiener in München. Phil. Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München 2019.
- Jürgens, Carolin/Schröder, Ingrid: Sprachstereotype und ihre Realisierungen im Gespräch am Beispiel des Niederdeutschen. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch: Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 345–385.
- König, Katharina: Das sprachbiographische Interview als Interaktion. Eine gesprächsanalytische Perspektive auf ein Forschungsinstrument. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 199–223.
- König, Katharina: *Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen*. Berlin/Boston 2014.
- König, Katharina: Ereignisse, Vorfälle und Wendepunkte – Erzählmuster bei der narrativen Rekonstruktion der Sprachbiographie migrationsbedingt mehrsprachiger SprecherInnen in Deutschland. In: Krefß, Beatrix/Grigorieva, Ioulia/Da Silva, Vasco (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit, Sprachkontakt und Bildungsbiografie (Hildesheimer Schriften zur Interkulturellen Kommunikation; 9)*. Berlin [u. a.] 2018, S. 15–42.
- Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Kinder und ihre Sprachen – lebendige Mehrsprachigkeit. Sprachenporträts*. Wien 2001.
- Meng, Katharina: *Russlanddeutsche Sprachbiografien. Untersuchungen zur sprachlichen Integration von Aussiedlerfamilien (Studien zur deutschen Sprache; 21)*. Tübingen 2001.

- Nekvapil, Jiří: Language biographies and the analysis of language situations: on the life of the German community in the Czech Republic. In: *International Journal of the Sociology of Language* 162 (2003), S. 63–83.
- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid: Identitätskonstruktionen in sprachbiographischen Interviews. Analysen zur Funktion des Niederdeutschen in Hamburg. In: Schröder, Ingrid/ Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 225–242.
- Overstreet, Maryann: *And stuff und so*: Investigating pragmatic expressions in English and German. In: *Journal of Pragmatics* 37/11 (2005), S. 1845–1864.
- Pavlenko, Aneta: *Autobiographic Narratives as Data in Applied Linguistics*. In: *Applied Linguistics* 28/2 (2007), S. 163–188.
- Penya, Tomas: *Sprachbiografien und sprachliche Identität in erfolgreich migrierten Familien*. Phil. Dissertation PH Freiburg 2017. [Online-Ressource: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-2019082017220529894800> (Stand: 20.03.2023)]
- Poullisse, Nanda/Bongaerts, Theo/Kellermann, Eric: *On the Use of Compensatory Strategies in Second Language Performance*. In: *Interlanguage Studies* 8, (1984), S. 70–105.
- Poullisse, Nanda/Schils, Erik: *The Influence of Task- and Proficiency-Related Factors on the Use of Compensatory Strategies. A Quantitative Analysis*. In: Harley, Birgit (Hrsg.): *Lexical Issues in Language Learning. Research Club in Language Learning: Ann Arbor, Mich.* 1995, S. 283–312.
- Reich, Astrid: *Lexikalische Probleme in der lernersprachlichen Produktion. Communication Strategies Revisited*. Tübingen, 2010.
- Rehbein, Jochen: *Biographiefragmente. Nicht-erzählende rekonstruktive Diskursformen in der Hochschulkommunikation*. In: Kokemohr, Rainer/Marotzki, Winfried (Hrsg.): *Biographien in komplexen Institutionen. Studentenbiographien I*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1989, S. 163–254.
- Roll, Heike: *Jugendliche Aussiedler sprechen über ihren Alltag. Rekonstruktionen sprachlichen und kulturellen Wissens (Studien Deutsch; 32)*. München 2003.
- Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin: *Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH). Eine Projektskizze*. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 11–46.
- Schütze, Fritz: *Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen*. In: Dux, Günter/Luckmann, Thomas (Hrsg.): *Contributions to the Sociology of Knowledge/Contributions to the Sociology of Religion (Internationales*

- Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie/International yearbook for sociology of knowledge and religion; 10). Wiesbaden 1976, S. 7–41.
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13/3 (2003), S. 283–293.
- Selting, Magret/Auer, Peter/Barth-Weingarten, Dagmar/Bergmann, Jörg/Bergmann, Pia/Birkner, Katrin/Couper-Kuhlen, Elisabeth/Deppermann, Arnulf/Gilles, Peter/Günthner, Susanne/Hartung, Martin/Kern, Friederike/Mertzluft, Christine/Meyer, Christian/Morek, Miriam/Oberzaucher, Frank/Peters, Jörg/ Quasthoff, Uta/ Schütte, Wilfried/ Stukenbrock, Anja/Uhmann, Susanne: Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 10 (2009), S. 353–402. [Online-Ressource: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf> (Stand: 20.08.2024)]
- Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: Bulletin VALS-ASLA (Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz) 76 (2002), S. 1–14.
- Walker, Alastair: Sprachliche Sozialisierungsprozesse in Nordfriesland. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 105–124.
- Wildgen, Wolfgang: Bremer Sprachbiographien und die Verdrängung des Niederdeutschen als städtische Umgangssprache in Bremen. In: Lesle, Ulf-Thomas (Hrsg.): Niederdeutsch und Zweisprachigkeit: Befunde – Vergleiche – Ausblicke. Beiträge zum Symposium des Instituts für Niederdeutsche Sprache an der Universität Bremen, 29.–31.10.1986 (Schriften des Instituts für Niederdeutsche Sprache; 15). Leer 1988, S. 115–135.
- Wirrer, Jan: Sprecherbiographie, soziales Alter und kommunikative Netzwerke. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 81–104.
- Wolf-Farré, Patrick: Sprache und Selbstverständnis der Deutschchilenen. Eine sprachbiografische Analyse (Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften (EZS); 6). Heidelberg 2017.

Lara Neumann/Ingrid Schröder

Sprachbiographie, Spracheinstellung und sprachbezogene Identität. Zwei Fallbeispiele zum Niederdeutschen in Hamburg

Abstract: While its communicative relevance in everyday life has been declining for years, Low German is increasingly taking on a symbolic function and can be perceived in public in urban areas (e. g. in culture and the media). By analyzing two language biographical interviews of the project *Attitudes to regional languages in urban areas: Low German in Hamburg (NiH)*, the aim of this article is to show the way in which language-related identity is expressed during the interviews. The reconstruction of the three interrelated aspects (1) language biography, (2) language concept (language knowledge and attitudes) and (3) self-concept (individual roles and positioning) exposes the specific function of Low German. As a result, two different profiles of speakers can be defined.

Keywords: Narrative Identität, Niederdeutsch, (sprachbiographische) Interviews, Spracheinstellung, Sprachkonzept, Selbstkonzept

1 Einleitung

Schon seit einigen Jahren ist Niederdeutsch in Hamburg zunehmend in der Öffentlichkeit präsent, wird mündlich in Kultur und Medien verwendet und schriftlich als positiver Imagefaktor sowie als Werbemittel genutzt.¹ Zeigt sich solcherart ein Sprachausbau², ist dieser nur scheinbar, da mit der Erweiterung der Gebrauchsdomänen auch ein Rückgang der Sprachkompetenz einhergeht. Denn die Zahl der Niederdeutsch-Sprecher:innen ist in den vergangenen

-
- 1 Vgl. dazu die Linguistic-Landscape-Studien von Jürgens 2016 und Elemental/Niebuhr 2017 für die Verwendung des schriftlichen Niederdeutschen im öffentlichen Raum mit Beispielen aus der Marketing-Kommunikation und Werbung, aus der Namengebung von Institutionen, Geschäften und Zeitschriften und der Beschriftung von Produkten.
 - 2 Zu Ausbausprachen vgl. Kloss 1987, S. 304.

Jahrzehnten dramatisch gesunken.³ Neben wenigen Sprecher:innen mit aktiver Kompetenz finden wir Sprachnutzer:innen, die ausschließlich eine passive oder keine Kompetenz besitzen,⁴ sich dennoch aktiv mit dem Niederdeutschen auseinandersetzen und der Sprache insgesamt Wertschätzung entgegenbringen. So verliert das Niederdeutsche zwar an Bedeutung in der alltäglichen Kommunikation, wandelt sich jedoch gleichzeitig zu einem Mittel der Selbstdarstellung und stellt vornehmlich ein Identifikationsobjekt dar. Wenn beispielsweise die Hamburger Sparkasse ein Online-Magazin *kiekmo* nennt, dürfte es eine Reihe von Leser:innen geben, die diesen Namen nicht übersetzen können, ihn aber mit Plattdeutsch und Hamburg in Verbindung bringen und daher das Angebot positiv aufnehmen.

Ausgehend von diesen Beobachtungen widmet sich das Projekt *Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH)*⁵ der Frage, welche Rolle das Niederdeutsche im Spannungsfeld zwischen alltäglichem Kommunikationsmittel und sozialsymbolischem Abzeichen spielt. Im Einzelnen gilt es herauszuarbeiten, ob dem Niederdeutschen mehr und mehr eine identitätsstiftende Funktion zukommt, wie eine solche sprachbezogene Identität ausgeprägt ist und auf welche Weise sie sich in den Äußerungen von Sprecher:innen konstituiert. Als Analysematerial wurden sprachbezogene biographische Interviews verwendet, die eigens im Projekt geführt wurden. Mit ihrer Hilfe kann ermittelt werden, ob Niederdeutsch noch Teil des kommunikativen Alltags ist, in welchen Bereichen es gesprochen wird, welche Restriktionen dabei gelten und für welche Zwecke und mit welcher Motivation es eingesetzt wird, wenn nicht zur Kommunikation. Auch die mit dem Niederdeutschen verbundenen Eigenschaften und Werte lassen sich durch sprachbezogene biographische Interviews aufdecken. Ferner zeigen sie, wie (genau) Niederdeutsch von Sprecher:innen verwendet wird, um sich selbst zu positionieren und welchen

-
- 3 Vgl. die Gegenüberstellung der Umfrageergebnisse zur Kompetenz und zum Gebrauch des Niederdeutschen aus den Jahren 1984, 2007 und 2016 in Adler/Ehlers/Goltz/Kleene/Plewnia 2016, S. 15. Während 1984 noch 35 % der Befragten sich eine sehr gute oder gute aktive Niederdeutschkompetenz zuschrieben, waren es 2016 nur noch 15,7 %, in Hamburg ging der Anteil von 29 % auf 9,5 % zurück; vgl. Stellmacher 1987, S. 21; Adler/Ehlers/Goltz/Kleene/Plewnia 2016, S. 15.
 - 4 Eine sehr gute oder gute passive Kompetenz trauten sich 2016 47,8 % der Befragten zu, im Jahr 1984 jedoch noch 66 %, vgl. Adler/Ehlers/Goltz/Kleene/Plewnia 2016, S. 11. In Hamburg sank der Anteil von 73 % im Jahr 1984 auf 42,3 % im Jahr 2016, vgl. Stellmacher 1987, S. 23; Adler/Ehlers/Goltz/Kleene/Plewnia 2016, S. 11.
 - 5 DFG-gefördert, Projektnummer: 252571381.

Anteil das Niederdeutsche an den Rollen hat, die ein Individuum in verschiedenen Kontexten einnimmt.

Erste Analysen (vor allem Neumann/Schröder 2017a, Schröder 2019) haben bereits ergeben, dass Niederdeutsch Teil eines traditionellen Hamburg-Konzepts ist und zur Konstruktion des *echten Hamburgers* gehört. Niederdeutsch wird einerseits als kultureller Bezugspunkt in Hamburg aufgefasst und dient andererseits als Mittel zur Herstellung von Gemeinschaft. Es wird insbesondere in informellen und privaten Kontexten eingesetzt, kann aber umgekehrt auch dafür benutzt werden, um das Gefühl von Zusammengehörigkeit hervorzurufen. Aufgrund ihrer Niederdeutschkompetenz präsentieren sich manche Sprecher:innen zudem als kommunikativ erfolgreich und überlegen.

Niederdeutsch wird von vielen Interviewten als Sprache des Hamburger Hafens konzeptualisiert und dabei positiv bewertet. Das stereotype Weltwissen *Niederdeutsch spricht man im Hafen* speist sich aus früheren Erlebnissen, die zu erzählenswerten Anekdoten geronnen sind, und steht dem eigenen Erfahrungswissen gegenüber, dass der Gebrauch des Niederdeutschen im Hafen aktuell nur noch als randständiges Phänomen und keineswegs mehr als Berufssprache erlebbar sei.

Im Folgenden soll untersucht werden, welchen Beitrag sprachbezogene biographische Äußerungen und sprachbezogene Einstellungsäußerungen zur Herstellung sprachbezogener Identität leisten. Dabei soll auf der Folie einer Rekonstruktion des sprachbezogenen Lebenslaufs betrachtet werden, auf welche Weise Niederdeutsch individuell konzeptualisiert wird und welche Selbstpositionierungen damit verknüpft werden. Als Ergebnis lassen sich Profile zweier Sprecher beschreiben, die solche Konzepte und Positionierungen auf höchst unterschiedliche Weise gestalten. In einem ersten Schritt wird das Design des Projekts in aller Kürze vorgestellt (Kap. 2), und die wesentlichen Grundkategorien Identität, Biographie und Einstellung werden geklärt (Kap. 3). Weiterhin sind die Methoden zur Analyse sprachbiographischer Interviews zu erläutern (Kap. 4). Anhand von sprachbezogenen biographischen Interviews sollen zwei Sprecherprofile exemplarisch vorgestellt werden. Um beschreiben zu können, wie das Niederdeutsche in die jeweiligen Identitätskonstruktionen integriert wird, werden die individuellen sprachbezogenen Lebensläufe, Sprachkonzepte sowie Selbstkonzepte aufeinander bezogen (Kap. 5).

2 Projektdesign

Im Projekt *Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH)* soll die Hypothese überprüft werden, dass gegenüber der kommunikativen Funktion die sozialsymbolische und damit

die identitätsstiftende Funktion der Sprache an Bedeutung gewonnen hat⁶ und Niederdeutsch in Hamburg als ein besonderes, positives Ortsmerkmal wahrgenommen wird. Das Projekt besteht aus einer qualitativen und einer quantitativen Teilstudie.⁷ Die Datengrundlage der qualitativ angelegten Teilstudie bilden 36 narrative sprachbezogene biographische Interviews mit insgesamt 39 Personen aus fünf Untersuchungsfeldern der Hamburger Öffentlichkeit, nämlich Kultur, Medien, Institutionen, Freizeit und Politik. Die Proband:innen sind zwischen 1932 und 1982 geboren und stammen überwiegend aus Hamburg bzw. Norddeutschland. Sie weisen sich selbst eine gute passive Niederdeutschkompetenz zu und sind mehrheitlich auch als aktive Sprecher:innen des Niederdeutschen anzusehen. Alle Befragten sind entweder als Performant:innen⁸ im Kultur- und Medienbereich oder in der Sprachförderung aktiv und/oder sind Rezipient:innen von Niederdeutsch-Angeboten.

Auf Grundlage eines Interviewleitfadens wurden der Gebrauch des Niederdeutschen und des Hochdeutschen in verschiedenen Lebensphasen sowie sprachliche Wissensbestände und Einstellungen thematisiert (vgl. Kap. 4 zur Methode). Die sprachbiographischen Daten geben Auskunft über die Entwicklung von Sprachkompetenz und -gebrauch sowie über den Einfluss von biographischen Veränderungen und von Spracherfahrungen auf die Sprachwahrnehmung und -bewertung. Äußerungen zum Sprachwissen und zu Spracheinstellungen sowohl in Bezug auf das Niederdeutsche als auch in Bezug auf das lokale Hochdeutsch offenbaren, welche Zuschreibungen und Bewertungen mit dem Niederdeutschen und ferner auch mit dem hamburgischen Hochdeutsch verbunden werden. Die von den Befragten vorgenommenen Selbstpositionierungen lassen den Zusammenhang von individueller Rolle und Sprachnutzung hervortreten. Um Äußerungen von Einstellungen zu elizitieren, wurde die Erzählaktivität der

6 Zum Projektdesign insgesamt vgl. Schröder/Jürgens 2017; zur sozialsymbolischen Funktion von Sprache Hess-Lüttich 2004; Bößhenz 2011; Jürgens 2015, S. 363–374.

7 Zur quantitativen Fragebogenerhebung des Projekts vgl. Neumann/Schröder 2017b, S. 228–229; erste Ergebnisse auch bei Neumann/Schröder 2023. Im Rahmen dieser Teilstudie wurden 636 Fragebögen erhoben, um die qualitativen Analyseergebnisse mit einer größeren Kontrollgruppe vergleichen zu können. Auch hier werden Sprachverhalten, Sprachbewertungen und Sprachwissen hinsichtlich der in Hamburg verwendeten lokalen Varietäten untersucht. Die quantitativen Daten werden in die vorliegende Analyse nicht einbezogen. Eine detaillierte Auswertung erfolgt im Rahmen der Dissertation von Lara Neumann (Universität Hamburg).

8 Als Performant:innen gelten sowohl Sprecher:innen als auch Nutzer:innen einer Sprache, insbesondere solche Personen, die Niederdeutsch im öffentlichen Raum sowie in medialen und kulturellen Kontexten verwenden bzw. sich damit auseinandersetzen.

Befragten stets gefördert. Damit wurde ihnen die Möglichkeit gegeben, individuell bedeutsame Themen anzusprechen, sodass das Relevanzsystem der Befragten ermittelt werden kann, ohne es durch eine strikte Interviewführung zu konterkarieren.

3 Grundkategorien Identität, Biographie, Einstellung

Für die genannten Fragestellungen sind als Grundkategorien Identität, Biographie und Einstellung von zentraler Bedeutung. Identität kann zunächst ganz allgemein als das „je spezifische Selbst- und Weltverhältnis sozialer Subjekte“, als „ihr Selbstbild und Selbstverständnis“⁹ aufgefasst werden. Darauf nehmen soziale, regionale und kulturelle Aspekte und zu einem bedeutenden Teil auch die Sprache Einfluss,¹⁰ sodass in solchem Fall von sprachbezogener Identität gesprochen werden kann.¹¹

Ein geeignetes Mittel, Identitätskonstruktionen zum Ausdruck zu bringen, sind autobiographische Erzählungen,¹² wie es auch in der linguistischen Narrationsforschung betont wird: „Erzählungen fungieren als Ressourcen, durch die wir unser Selbst präsentieren und unsere Identität als soziale Wesen etablieren.“¹³ In der Erzählung dienen Positionierungsverfahren als Mittel der Selbstdarstellung. Sie können als diskursive Praktiken bestimmt werden,

9 Rosa 2007, S. 47.

10 Vgl. dazu die Studien von Betten 2000 u. ö. zu deutsch-jüdischen Migranten der ersten Generation in Israel, die ihre kulturelle Identität – trotz der erlittenen Verfolgung – auch nach einem halben Jahrhundert über die deutsche Sprache konstruieren.

11 Thim-Mabrey beschreibt „Identität durch Sprache“ als „die Identität von Personen, soweit diese durch Sprache und Sprachverwendung konstituiert oder mitkonstituiert wird“ (Thim-Mabrey 2003, S. 2).

12 Das Konzept der narrativen Identität ist in unterschiedlichen Wissenschaftsgebieten verankert. Einen wesentlichen Bezugspunkt bildet das Werk des französischen Philosophen Paul Ricœur, der argumentiert, dass die Lebensgeschichte nur durch narrative Vermittlung zugänglich sei, da nichts im Leben eines Menschen unveränderlich ist und dadurch alle Erfahrungen der Veränderung ausgesetzt sind. Narrative Identität definiert Ricœur als „jene Art von Identität, zu der das menschliche Wesen durch die Vermittlung der narrativen Funktion Zugang haben kann“ (Ricœur 1987, S. 57). Diesem Grundgedanken folgt der sozialpsychologische Ansatz der narrativen Psychologie, wie er hier dargestellt wird.

13 Günthner 2012, S. 67, mit Bezug auf Schiffrin 1996, S. 170; vgl. auch Hoffmann 1984, S. 62: „[D]er Sprecher bringt sich selbst, seine Bewertungen und Schlüsse, seine Involviertheit, seine subjektiven Erfahrungen und seine Vorstellungen so mit ein, daß es ‚seine Geschichte‘ wird: Die Geschichte ist Ausdruck der Identität des Sprechers“; vgl. ferner Stempel 1982.

mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen aufeinander bezogen als Personen her- und darstellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben, die ihrerseits funktional für die lokale Identitätsher- und -darstellung im Gespräch sind [...].¹⁴

Mithilfe von Positionierungen konstruieren die Sprecher:innen ihre eigene Rolle sowohl im Verhältnis zu anderen Personen in der erzählten Situation als auch im Verhältnis zu den Kommunikationspartner:innen in der aktuellen Gesprächssituation.

Sprachbezogene Biographien sind nicht mit realen Lebensläufen zu verwechseln. Während Lebensläufe als soziale Tatsachen Lebensphasen und soziale Rollen abbilden, stellen sprachbezogene Biographien vielmehr subjektive kognitive Konstrukte dar,¹⁵ in denen der sprachbezogene Lebenslauf verarbeitet wird. Diesen Verarbeitungsprozess bezeichnet Kohli (2003) als „Biographisierung“¹⁶, die insbesondere in autobiographischen Erzählungen realisiert wird, beispielsweise in sprachbiographischen Interviews. Zentrale Elemente sind der Spracherwerb, der sich wandelnde Sprachgebrauch und die persönlichen Erfahrungen mit Sprache, die immer an biographische Stationen mit altersspezifischen sozialen Netzwerken¹⁷ gebunden sind. Bieberstedt (2017) definiert „Sprachbiographie“ als

eine spezielle Form von Biographie [...], die den sprachlichen Lebenslauf eines Individuums, d. h. seine essentiellen sprachprägenden, sprachverändernden und sprachbezogenen Aktivitäten, Erlebnisse und Statusübergänge, verarbeitet und ihnen retrospektiv einen kohärenten Sinnzusammenhang zuschreibt.¹⁸

Eine Einstellung kann generell als eine psychische (Prä-)Disposition angesehen werden, die dadurch zum Ausdruck gebracht wird, dass ein Subjekt auf eine bestimmte Weise auf ein Objekt reagiert respektive es bewertet.¹⁹ Damit bilden die Subjekte (die Einstellungsträger:innen) und die Einstellungsobjekte

14 Lucius-Hoene/Deppermann 2004, S. 168. Spitzmüller/Flubacher/Bendl 2017, S. 10, bestimmen Positionierungen ähnlich als „kommunikationsreflexive Bewertungshandlungen“.

15 Vgl. Bieberstedt 2017. Tophinke 2002 unterscheidet zwischen erlebter Geschichte, erinnelter Geschichte und deren sprachlicher Rekonstruktion; zur Wechselwirkung von erlebter, erinnelter und erzählter Lebensgeschichte vgl. bereits Rosenthal 1995.

16 Kohli 2003, S. 526.

17 Zur Bedeutung von Netzwerken vgl. Wirrer 2017, S. 88–91.

18 Bieberstedt 2017, S. 60.

19 Zur grundlegenden Begriffsbestimmung vgl. Allport 1935, S. 810; Rosenberg/Hovland 1960, S. 1. Mit einem Schwerpunkt auf der Bewertungstendenz vgl. Eagly/Chaiken 1993, S. 1; Eagly/Chaiken 1998, S. 269.

(die Bezugsэлеmente, auf die sich die Einstellung richtet) zentrale Faktoren, welche die Ausprägung einer Einstellung bedingen. In der Struktur von Einstellungen lassen sich eine kognitive, eine affektive und eine konative Komponente unterscheiden, die in Wechselwirkung zueinander stehen. Die kognitive Komponente umfasst das Wissen, welches das Subjekt in Bezug auf das Einstellungsobjekt hat. Unter die affektive Komponente fallen die Emotionen gegenüber dem Einstellungsobjekt. Mit der konativen Komponente wird die Verhaltensabsicht des Subjekts bezeichnet. Die drei Komponenten stellen die spezifische Reaktionsweise auf ein Bezugsэлеment dar.²⁰

Spracheinstellungen lassen sich als Sprachkonzepte²¹ beschreiben, in denen sich insbesondere sprachbezogenes Wissen (Erfahrungswissen wie auch erlerntes Wissen) manifestiert. Wird die eigene Person zum Bezugsэлеment, so kann nach Mummendey (2006) die darauf gerichtete Einstellung als Selbstkonzept bestimmt werden, als „*die Gesamtheit (die Summe, das Ganze, der Inbegriff usw.) der Einstellungen zur eigenen Person* [Hervorhebung im Original].“²² Einstellungen bieten Orientierung, bringen Wertvorstellungen zum Ausdruck und begründen die Identifizierung mit bestimmten sozialen Gruppen.²³ Daher sind sie wichtige Faktoren für die Identitätsstiftung. Besonders deutlich werden Einstellungen in Form von Stereotypen, die als „empirisch mehr oder weniger fundierte, in der Regel übergeneralisierte Zuschreibungen“²⁴ aufgefasst werden können.

20 Vgl. Fischer/Wiswede 2009, S. 285; Lasgabaster 2004, S. 400; Albarracín/Johnson/Zanna 2005, S. 3; Cuonz 2014, S. 34; Rosenberg/Hovland 1960, S. 3.

21 Schlobinski 2022, S. 86–87, führt Spracheinstellungen als ein klassisches Beispiel für Konzepte an und bestimmt diese als „elementare strukturelle Grundeinheiten von Wissensbeständen, die im Langzeitgedächtnis abgespeichert und in der Tendenz bewusst abgerufen werden können.“ Zu Sprachkonzepten allgemein und in Bezug auf die Konzeptualisierung von *Deutscher Sprache* in der Öffentlichkeit vgl. auch Hoffmeister 2021.

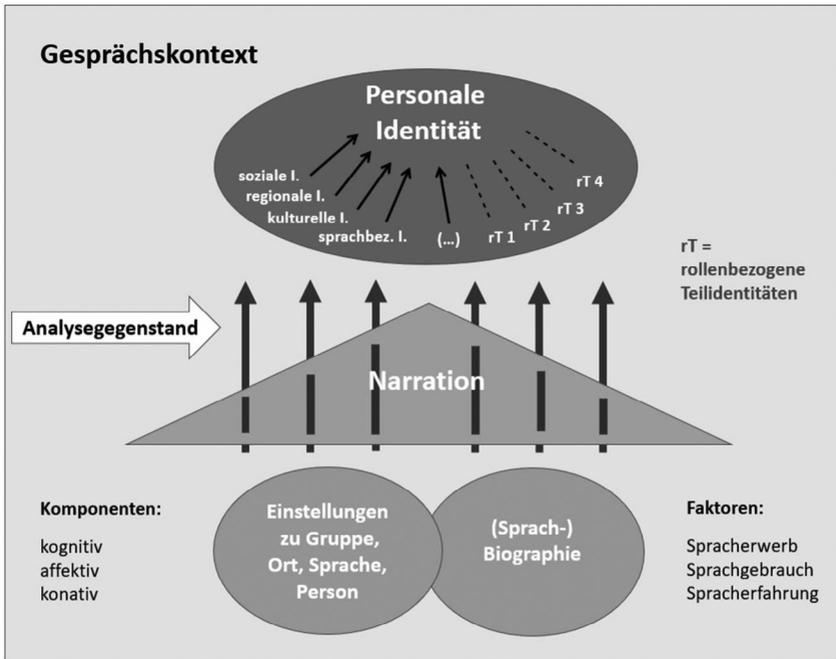
22 Mummendey 2006, S. 38. Im Einklang damit kann Selbstdarstellung „sowohl [als] die Präsentation von Beurteilungen und Bewertungen der eigenen Person als auch [...] die Kontrolle von Urteilen und Bewertungen anderer Individuen über die eigene Person“ angesehen werden (Mummendey 1995, S. 18).

23 Vgl. Haddock/Maio 2014, S. 209.

24 Schröder 2019, S. 103. Zum Stereotypen-Begriff vgl. auch Reisigl 2008, S. 231, der Stereotype allgemein „als sozialisatorisch erworbene und zumeist massenmedial verbreitete, gleichförmige, starre, reduktionistisch übergeneralisierende Schemata respektive schematische Abläufe mit hohem Wiedererkennungswert“ bestimmt. Zu sprachlichen Realisierungsformen und einer Kategorienliste für die Analyse von Stereotypen vgl. Jürgens/Schröder 2016, S. 352–354, S. 356.

Ebenso wie Identität und Biographie sind Einstellungen nicht direkt der Analyse zugänglich. Sie lassen sich indirekt in sprachbezogenen biographischen Interviews durch Erzählungen elizitieren. Den Erzählungen kommt damit eine doppelte Funktion zu, indem sie Einstellungen und Positionierungen transportieren und damit der Analyse zugänglich machen und indem sie als Mittel sprachlicher Identitätsstiftung dienen, da Identität beim Erzählen der Lebensgeschichte immer wieder neu verfertigt wird.²⁵ Das folgende Modell verdeutlicht den Zusammenhang von sprachbezogener Biographie, sprachbezogenen Einstellungen und sprachbezogener Identität sowie die vermittelnde Stellung der Narration.

Abbildung 1: Sprachliche Identitätskonstruktion.²⁶



25 Vgl. Hügli 2010, S. 141.

26 Das Modell wird ausführlich in Schröder 2019 vorgestellt. Hier wurde es leicht modifiziert.

Die sprachbiographischen Interviews als Formen der Narration im weiteren Sinne²⁷ sind Gegenstand der Analyse, im Modell das Dreieck in der Mitte. Durch die Narration werden Biographie und Einstellungen versprachlicht und somit der Analyse zugänglich gemacht. Zugleich wird die personale Identität nicht nur narrativ ausgedrückt, sondern auch narrativ gestaltet, insbesondere durch entsprechende Positionierungen. Das Modell stellt folglich in erster Linie eine Momentaufnahme der aktuellen Gesprächssituation dar.

Die sprachbezogene Identität ist Teil der personalen Identität im Überschneidungsbereich der sozialen, der regionalen und der kulturellen Identität. Sie ist mit den verschiedenen Rollen verbunden, im Modell als Teilidentitäten beschrieben, in denen eine Person agiert (z. B. der „Bürgermeister“; vgl. Kap. 5.1.3 und 5.2.3).

Identität wird also von biographischen Erfahrungen wie auch von Einstellungen gespeist. Biographische Faktoren, z. B. der Spracherwerbsmodus oder die Sprachgebrauchsdomänen, erklären die von den Proband:innen aktuell gewählten Verhaltensoptionen (also Sprachgebrauch, Sprachnutzung und Engagement). Einstellungen werden durch Daten zu Sprachwissen (kognitive Komponente) und zu Sprachbewertungen (affektive Komponente) reflektiert, die Zuschreibungen zum Niederdeutschen und ferner auch zum lokalen Hochdeutschen hervortreten lassen.

4 Sprachbiographische Methode und Gesprächsanalyse

Im *NiH*-Projekt wird durch die Aufzeichnung sprachbezogener biographischer narrativer Interviews methodisch an einen Ansatz der *Oral Language History*²⁸ angeknüpft, wodurch es möglich ist, neben Daten zum Spracherwerb, zur

27 Vgl. dazu Ehlich 1983, der zwei Formen des Erzählens unterscheidet: „Erzählen₁“ als Narration im weiteren Sinne und „Erzählen₂“ als Narration im engeren Sinne: „Das Erlebnis, das (im Sinn des Erzählens₂) erzählenswert ist, ist also erzählenswert durch eine Divergenzerfahrung zwischen Ereignis und vorgängigem Wissen. Hier zeigt sich ein wichtiger Unterschied zum Erzählen₁: Dort wird die Erfahrung von Normalität selbst zum Erzählenswerten. Die Objekte dieses Erzählens sind in sich selbst nichts Unerwartetes“ (Ehlich 1983, S. 141).

28 Terminus bei Fix 2010, S. 10; vgl. für niederdeutsche Sprachbiographien auch Ehlers 2017.

Sprachkompetenz und zum Sprachgebrauch auch Sprachbewusstseinsinhalte zu erfassen. Für die Analyse werden zwei Ansätze miteinander kombiniert. Auf der einen Seite steht ein sprachbiographischer Ansatz im engeren Sinne²⁹, indem der spezifische sprachbezogene Lebenslauf und die damit verbundenen subjektiven Einstellungen mithilfe von Inhaltsanalysen rekonstruiert werden,

29 Vgl. generell den Forschungsüberblick in Franceschini 2022. Innerhalb der germanistischen Forschung sind mehrfach die russlanddeutschen Aussiedler:innen als Migrant:innengruppe und die generationenspezifischen Mehrsprachigkeitskonstellationen thematisiert worden (Meng 2001; Berend 1998; Ackermann-Boström 2018). Der Erwerb von Mehrsprachigkeit steht auch bei der Untersuchung von Sprachminderheiten im Mittelpunkt; vgl. zu deutschen Sprachbiographien in Tschechien Nekvapil 2004; zu Sprachminderheiten in Osteuropa und Übersee Eller-Wildfeuer 2017. Eine weitere Gruppe bilden die Studien zur Rolle der Sprache für Identitätskonstruktionen in deutsch-jüdischen Gemeinschaften (zur Bukowina Geschwill 2015) und deutsch-jüdischer Migrant:innen in Israel (Betten/Du-nour 2000) mit einem Fokus auf kulturelle Identität. Fragen der Identitätsstiftung und der Konstruktion von Wirklichkeit werden im *Leipziger Sprachbiographien-Projekt* (vgl. Fix 2010) und im *Berliner Wende-Korpus* (vgl. Dittmar 2019) bei Interviews mit Zeitzeug:innen aus der DDR erörtert. Auch König 2014 und Peña 2017 fokussieren den Aspekt der Identitätsstiftung. Eine regionale Perspektive eröffnen die Untersuchungen zu Varietätengebrauch und -bewertungen (zum Niederdeutschen Arendt 2010; Bieberstedt 2016; Ehlers 2022) oder zur Rolle von Varietäten für die Identitätsbildung (zum Niederdeutschen von Scharioth 2015 und die Studien des *NiH*-Projekts Jürgens 2015; Neumann/Schröder 2017a; Schröder 2019).

Vielfach werden – wie auch im *NiH*-Projekt – sprachbiographische Analysemethoden genutzt, mittels derer der spezifische sprachliche Lebensweg und die damit einhergehenden subjektiven Einstellungen inhaltsbezogen rekonstruiert werden, um das aktuelle Sprachhandeln zu erklären; vgl. Betten 2000; Franceschini 2002; Geschwill 2015; für das Niederdeutsche Scharioth 2015; Bieberstedt 2016; Bieberstedt 2017. Die Ausprägung sprachbezogener Stereotype wurde am Material des Berliner Wende-Korpus untersucht (Roth 2005), Stereotype zum Niederdeutschen auf Basis des *NiH*-Korpus (Jürgens/Schröder 2016; Schröder 2019). Gesprächs- und diskurslinguistische Ansätze fokussieren Argumentationsmuster zum Gebrauch- bzw. Nichtgebrauch des Niederdeutschen (Arendt 2010) wie auch Identitätskonstruktionen durch Positionierungen in Narrationen (Neumann/Schröder 2017a).

um das aktuelle Sprachhandeln zu begründen.³⁰ Analytische Basiskategorien sind Spracherwerb, Sprachgebrauch, Sprachpflege, Sprachwissen und Sprachwandel. Im Zuge der Datenaufbereitung wird das Material kodiert, nach den Basiskategorien in Konkordanzen geordnet, verschlagwortet und in Form von Kernaussagen zusammengestellt. Diese Kernaussagen bilden die Basis für eine systematische Beschreibung des Sprachkonzepts.³¹ Auf der anderen Seite fokussiert ein gesprächs- und diskurslinguistischer Ansatz Kategorisierungen und Konzeptualisierungen sowie Bewertungs- und Begründungsmuster für den Gebrauch bzw. Nichtgebrauch des Niederdeutschen³² sowie auch Identitätskonstruktionen durch Positionierungen in Narrationen. Hier steht die narrative Selbstdarstellung, d. h. die Gestaltung der eigenen Person in einer spezifischen Rolle, im Mittelpunkt. Solche Selbstkonzeptualisierungen können explizit durch deklarative Aussagen oder implizit durch verschiedene sprachliche Handlungsmuster, u. a. Narrationen, formuliert werden.

Für die vorliegende Untersuchung wurden zwei Interviews ausgewählt, die sehr unterschiedliche Sprach- und Selbstkonzepte wiedergeben. Sie sind gesondert inhalts- und gesprächsanalytisch ausgewertet worden, um eine Kontrastierung von individuellen Einstellungsmustern und Identitätskonstruktionen zu ermöglichen.

30 Im Rahmen der Interviewanalysen werden Elemente der Inhaltsanalyse (Mayring 2007) mit dem thematischen Kodieren (Hopf [u. a.] 1995), ergänzt durch die Kodierung von Bewertungen (vgl. Kuckartz 2007, S. 61–62), und der *Grounded Theory* (Glaser/Strauss 2010), verknüpft. Die Auswahl der annotierten Topoi lehnt sich an Arendt 2010 an. Als Kategorien der Inhaltsanalyse werden *Sprache allgemein*, *Spracherwerb*, *Sprachgebrauch*, *Sprachpflege*, *Sprachwissen*, *Sprachwandel*, *Ort* und *Außersprachliches* genutzt; Subkategorien variieren nach den Grundkategorien, z. B. werden für *Spracherwerb*, *Sprachgebrauch* und *Sprachpflege* Gebrauchsdomänen differenziert, im Einzelnen *Primärbereich*, *Bekanntschaftsbereich*, *Lokalbereich*, *institutioneller Bereich*, *Kulturbereich*, *Arbeitsbereich* und *Allgemein*, für die Kategorie *Sprachwissen* die Unterkategorien *Wissen über Strukturen*, *Wissen über Gebrauch* und *Wissen über Spracheinstellungen anderer*. Als *Lebensphasen* werden *Kindheit*, *Schulzeit*, *Ausbildung/ Studium*, *Berufsleben* und *Rente* unterschieden.

31 Zur Analyse von Wissensbeständen sprachlicher Lai:innen über das Niederdeutsche vgl. auch Wirrer 2021 mit einer ausführlichen Bestimmung von laikalem metasprachlichem Wissen (Wirrer 2021, S. 46–89).

32 In der Gesprächsanalyse spielen insbesondere Kategorisierungen und Zuschreibungen, Wissensstrukturen, Vertextungsmuster/Topoi, semantisch-pragmatische Operationen, epistemische und evaluative Einstellungen, Formulierungsmuster, syntaktische Konstruktionen, lexikalische Mittel und Interaktionsformen eine Rolle; vgl. dazu Jürgens/Schröder 2016, S. 356, mit Bezug auf die zugrundeliegenden Stereotypen. Zur Verwendung von Topoi vgl. auch die Studie von Arendt 2010.

Auf diese Weise können zwei Sprecherprofile einander gegenübergestellt werden, die zeigen, auf welchen biographischen Erfahrungen und auf welcher Wissens- und Bewertungsbasis Sprach- und Selbstkonzepte unterschiedlich konturiert und aufeinander bezogen werden.

5 Konturierung zweier Sprecherprofile: Sprachkonzepte und Selbstkonzepte

Der Zusammenhang von Sprachbiographie, Spracheinstellung und sprachbezogener Identität wird anhand zweier sprachbiographischer Interviews aus dem Korpus des *NiH*-Projekts untersucht.³³ Um die spezifischen Sprecherprofile zu beschreiben, wird wie folgt vorgegangen: Zunächst wird der sprachliche Lebenslauf rekonstruiert, indem dafür relevante Lebensphasen mit ihren kommunikativen Netzwerken abgehoben werden. Dadurch können der individuelle Spracherwerb, der Sprachgebrauch sowie ein möglicher Sprachwandel beschrieben werden. Daran anschließend wird das jeweilige Sprachkonzept zum Niederdeutschen untersucht, das sich in sprachbezogenem Wissen und sprachbezogenen Bewertungen manifestiert. Die betreffenden Interviewpassagen werden in Bezug auf die enthaltenen Kernaussagen analysiert. Zuletzt werden Positionierungen in den Blick genommen, die verschiedene Rollen der Gewährspersonen betreffen und Einblicke in ihr zugrundeliegendes Selbstkonzept gewähren. Sie werden ebenfalls in Bezug auf relevante Kernaussagen ausgewertet. Die Zusammenschau wird zeigen, dass die

33 Für die Analyse werden die Interviews zweier Performanten (GP29 und GP35) herangezogen, die im Jahr 2009 durchgeführt wurden. Die Abkürzungen GP und I stehen für Gewährsperson und Interviewer:in. Die Sprecher sind den beiden Untersuchungsfeldern *Institutionen* (GP29) und *Freizeit* (GP35) zugeordnet; vgl. Kap. 2.

Die Interviews wurden mithilfe des EXMARaLDA Partitur-Editors nach projekteigenen Konventionen und in aussprachenaher Form transkribiert und annotiert. Die nachfolgend zitierten Stellen wurden (insbesondere hinsichtlich der Pausenangaben) nach HIAT-Konventionen (= Halbinterpretative Arbeitstranskriptionen; vgl. Rehbein [u. a.] 2004) retranskribiert. Betonte Wörter oder Wortteile werden durch Unterstreichung markiert, bei lachender Sprechweise wird eine wellenförmige Unterstreichung verwendet. Nicht klar verständliche Teile sind in einfache runde Klammern gesetzt. Sowohl simultane als auch sukzessive Beiträge und Hörerrückmeldungen, die keine *Turn-Übernahme* zur Folge haben, werden nach dem Lexem, mit dem die Simultaneität endet, bzw. nach Angabe der Pausenlänge in eckigen Klammern angeführt. Zitiert wird die Nummer der Events in der Transkription.

drei Aspekte sprachbezogener Lebenslauf, Sprachkonzept und Selbstkonzept auf spezifische Weise eng miteinander verknüpft sind, wodurch sich deutlich voneinander abhebbare Sprecherprofile konturieren lassen.

5.1 Sprecherprofil GP29

5.1.1 *Rekonstruktion des sprachbezogenen Lebenslaufs*

Gewährsperson GP29 ist männlich, 1938 in Hamburg geboren und zum Zeitpunkt des Interviews 70 Jahre alt. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder. Zum Befragungszeitpunkt ist er nicht mehr berufstätig und wohnt im Hamburger Stadtteil Finkenwerder. GP29 hat im frühen Kindesalter Niederdeutsch ungesteuert und annähernd symmetrisch erworben. Im Alter von vier Jahren ist er von Hamburg nach Elmshorn umgezogen, wo im neuen verwandtschaftlichen und lokalen Umfeld (vor allem mit Cousins und Cousins, in der familienbetriebenen Gastwirtschaft) Niederdeutsch gesprochen wurde. Seine Eltern waren ebenfalls niederdeutschkompetent. Die Mutter nutzte die Sprache mit ihrer Elmshorner Familie, mit GP29 sprach sie bis ins hohe Alter nur sporadisch und situationsbedingt Niederdeutsch. Der Vater hingegen war „sehr • sehr streng und korrekt“³⁴ und sprach ausschließlich Hochdeutsch, um für die Kinder mögliche Schwierigkeiten in der Schule zu minimieren. Solche Komplikationen konnte GP29 während der Schulzeit allerdings nicht wahrnehmen. Bereits in seiner Kindheit habe er zudem damit angefangen, Niederdeutsch zu lesen. Retrospektiv schätzt sich der Sprecher als „ein wenig sprachbegabt“³⁵ ein und betont, dass ihm das Lernen von Fremdsprachen grundsätzlich leichtfiel.

Nachdem die Familie in der Jugendzeit des Sprechers wieder zurück nach Hamburg gezogen war, spielte das Niederdeutsche in seinem Sprachalltag zunächst keine Rolle mehr, weder in der weiterführenden Schule noch bei privaten Kontakten. In allen nachfolgenden biographischen Stationen hatte GP29 die Möglichkeit, Niederdeutsch zu praktizieren, und nutzte sie auch. Niederdeutsch wurde in der Seefahrtsschule, vor allem aber in den neun Jahren als Schiffsjunge bzw. Seemann als Umgangssprache in sämtlichen Situationen verwendet. Auch bei den anschließenden Tätigkeiten als Berufsfeuerwehrmann, als politischer Abgeordneter und als Ortsamtsleiter in Finkenwerder wurde punktuell bis regelmäßig Niederdeutsch gesprochen.

34 NiH, GP29, Teil 1, 22.

35 NiH, GP29, Teil 1, 14.

Also ich war immer also eigentlich in Bereichen tätig hier in Hamburg, in denen
 • zu der Zeit noch viel Plattdeutsch gesprochen wurde. • So konnt ich das immer
 • • • äh [I: Hmh̃m.] verwenden. [...] Un das is, glaub ich, ganz wesentlich öh für die
 Beherrschung einer Sprache, dass man's auch praktizieren kann. _Un so gings mir halt
 mit dem [I: Hmh̃m.] Plattdeutschen. ((holt Luft 0,9s)) Und äh ((1s)) deswegen is das/ äh
 is das immer beigeblieben.³⁶

In seinem gegenwärtigen Alltag spricht GP29 überwiegend Hochdeutsch, z. B. mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, die Niederdeutsch nur wenig beherrschen. Mit seinen Enkeln dagegen nutzt GP29 manchmal ganz gezielt die Sprache. Im Stadtteil Finkenwerder ergeben sich häufiger niederdeutsche Gespräche mit Bekannten oder an öffentlichen Orten wie dem Marktplatz, ebenso in einem lokalen Verein, der einen historischen Fischkutter betreibt.

GP29 setzt sich in mehreren Bereichen für die Förderung der Sprache ein. Seit einigen Jahren schreibt er eine wöchentliche niederdeutsche Kolumne für eine lokale Zeitung, hat den Verein Plattdeutsch in Hamburg e. V. gegründet, ist seit seiner Pensionierung Mitglied im Plattdeutschen Rat³⁷ und engagiert sich im Bundesrat für Niederdeutsch³⁸. Auch in diesen Kontexten spricht er mit einzelnen Personen Niederdeutsch. GP29 nutzt niederdeutsche Kulturangebote, indem er z. B. Lesungen besucht, und organisiert selbst Veranstaltungen zum Niederdeutschen.

In Bezug auf sein Niederdeutsch konstatiert der Sprecher einen individuellen Wandel, der mit seinen Wohnorten (und folglich seinen Berührungspunkten mit unterschiedlichen niederdeutschen Dialekten) korreliert:

Ja. • Bestimmt. • Also äh ((1,6s)) mehr/ also ich/ ich glaub, auch mehrfach. Also • • •
 ich glaube, ((1,2s)) also vom/ von Elmshorn • • • eher zum Hamburger Platt zu/ öh
 zu den [I: Hmh̃m.] Geschichten. Un dann • • • ä-äh eher auch • • • so in Richtung des
 Finkenwerder Platts.³⁹

36 NiH, GP29, Teil 1, 31–40.

37 Der Plattdeutsche Rat für Hamburg überwacht die Umsetzung der in der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen festgelegten Ziele zur Förderung des Niederdeutschen in Hamburg und bündelt niederdeutschbezogene Aktivitäten (u. a. Vereine, Veranstaltungen) in der Stadt. Weitere Informationen unter: <https://www.platt.hamburg/>.

38 Der Bundesrat für Niederdeutsch (BfN) wurde im Jahr 2002 mit dem Ziel gegründet, die sprachpolitischen Interessen von Niederdeutsch- und Plautdietschsprecher:innen bundeslandübergreifend und gleichermaßen auf nationaler und internationaler Ebene zu vertreten. Weitere Informationen unter: <https://www.niederdeutschsekretariat.de/ueber-den-bunnsraat-foer-nedderdueetsch/> und https://www.niederdeutschsekretariat.de/wp-content/uploads/2023/04/Geschaeftsordnung_BfN_2022-2.pdf.

39 NiH, GP29, Teil 1, 709–711.

5.1.2 Sprachkonzept: Sprachwissen und Sprachbewertungen

Parallel zur Sprachbiographie wurden in den Interviews auch Äußerungen zu Wissen und Bewertungen gegenüber dem Niederdeutschen elizitiert. Anhand dieser lässt sich das spezifische Sprachkonzept von GP29 rekonstruieren, wofür sieben Kernaussagen identifiziert werden können.

Kernaussage 1:

Der Gebrauch des Niederdeutschen ist prinzipiell in allen Kontexten möglich, aber dennoch häufig situativ gesteuert.

Die Frage nach bestimmten Gesprächssituationen oder Gesprächsthemen, die typisch für den Niederdeutschgebrauch sind, wird von GP29 allgemein verneint: „Seh ich nicht. • Glaub ich nicht.“⁴⁰ Dennoch bestätigt GP29 gegenüber der Interviewerin, dass es Situationen gebe, in denen er zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch wechselt („Kommt vor. • Kommt vor, ja.“⁴¹). Auf Nachfrage benennt er keine konkrete Situation, betont aber, dass die emotionale Aufladung einer Situation keinen Einfluss auf die Sprachwahl habe, womit er zugleich das weit geläufige Stereotyp abwehrt, dass Niederdeutsch besondere emotive Qualitäten habe.⁴²

Hm. Kann ich jetzt nich. ((holt Luft 0,8s)) Könnt ich Ihnen so jetzt nicht sagen, ohne... ((2s)) Nö. • • Wüsst ich nicht. ((3s)) ((holt Luft 0,5s)) Also das sind eher/ ich/ ich glaube, so eher öh ((1,7s)) öh/ es wär falsch zu sagen, emotional gepreichte oder emotional ((2,6s)) bestimmte Situationen.⁴³

In seiner Ausbildungszeit als Schiffsjunge hat GP29 die Verwendung des Niederdeutschen auch in Arbeitskontexten erlebt:

Also bei der/ das ging auch bei der Arbeit/ das ging auch mit öh • • • also öh/ • • • es sei denn, das warn Stresssituationen, so was gibt's ja [I: Hmhñ.] an Bord dann auch mal. [I: Hmhñ.] • • • Äh • • • öhm aber eigentlich ((1,2s)) äh nicht/ de/ der (gab)/ also wemman am Ruder saß, dann sacht er: ‚Goh mol 'n beten wieder nach Stüerboord,‘ nech. Un [I: Hmhñ.] ‚twee Strich Stüerboord/ nich ‚zwei Strich Steuerbord,‘ sondern ‚twee Strich‘ • • [I: Hmhñ.] oder so, ne? Ja. ((1,6s)) Das war da noch öh/ das war noch ganz üblich.⁴⁴

Dementsprechend distanziert sich GP29 von der Vorstellung, dass die Verwendung des Niederdeutschen einem professionellen beruflichen Umgang

40 NiH, GP29, Teil 1, 731.

41 NiH, GP29, Teil 1, 647.

42 Zu den Stereotypen *Plattdeutsch ist gemütlich/angenehm/sympathisch* und *Plattdeutsch stiftet Vertrautheit* vgl. Jürgens/Schröder 2016, S. 358–373.

43 NiH, GP29, Teil 1, 736–737.

44 NiH, GP29, Teil 1, 408–420.

entgegenstehe, was er anhand seiner eigenen Erfahrungen als Ortsamtsleiter weiter veranschaulicht (vgl. Kernaussage 8). Auch wenn die prinzipielle Eignung des Niederdeutschen für alle möglichen Kommunikationskontexte postuliert wird, zeigt die Schilderung der Bordsprache, dass in Situationen, in denen eine eindeutige Verständigung („Stresssituationen“) notwendig war, das Hochdeutsche, das für die gesamte Besatzung verständlich war, bevorzugt wurde.

Kernaussage 2:

Der Gebrauch des Niederdeutschen ist nicht auf bestimmte Themen beschränkt, wird aber dennoch häufig thematisch gesteuert.

GP29 bestreitet insgesamt, dass es bestimmte Dinge gibt, die er selbst besser oder lieber auf Niederdeutsch ausdrückt („Nee. Das • wüsst ich nicht.“⁴⁵), und grenzt sich somit explizit vom verbreiteten stereotypen Image des Niederdeutschen ab, das den Sprachgebrauch auf einzelne, insbesondere positive und lustige Inhalte oder Situationen beschränkt, wie es auch die Ausführungen zu seiner niederdeutschen Zeitungskolumne verdeutlichen:

Mein/ ((1,5s)) mein äh/ • mein Motto da f-für diese • Kolumnen is ((1,1s)) eigentlich, dass man • • ö-öh das Plattdeutsch für jede Lebenssituation verwenden kann und auch alles beschreiben kann und/ • • un so. • Ün dass es • sowohl ernste wie auch • • • lustige Geschichten sein können [I: Ja.] äh. Ich finde Plattdeutsch muss son bisschen von dem Image weg, dass es • • nur immer für die/ • • für/ • • na ja, • für die ((holt Luft 1s)) Hochzeitsfeiern un für die lustigen Be/ Begebenheiten is, ne. • Das [I: Hmhñ.] war ja früher auch nich so, das war ja 'ne Alltagssprache.⁴⁶

Analog zur früheren Verwendung („das war ja 'ne Alltagssprache“) nehme er sich in seiner wöchentlich erscheinenden Kolumne jeglicher Themen an, nicht zuletzt, um einen Beitrag zu leisten, die Sprache von ihrem gegenwärtigen Image loszulösen.

In politischen oder rechtlichen Kontroversen werde das Niederdeutsche seinem Eindruck nach allerdings insgesamt weniger genutzt:

Man kann eher sagen, was/ ((1,5s)) was keine Situation wär, also es/ wo es auf gar keinen Fall (dann) passte. [I: Oke.] Das wärn/ ((holt Luft 0,7s)) das wärn also äh • • so eher öh öh ((holt Luft 0,7s)) öhm politische, rechtliche, wie auch immer Ausinandersetzungen. • Exkurse [I: Ja.] oder so. • • [I: Hmhñ.] Wo es um/ • • um • • Kontroversen geht. • • • Ich glaube, da würde man das Plattdeutsche eher nicht verwenden, [I: Hmhñ.] ((1,4s)) sondern • • öh man verwendet Plattdeutsch vielleicht eher da, • • • wo man von vornherein weiß, • dass man ((1s)) Konsens hat oder Konsens erzielen kann.⁴⁷

45 NiH, GP29, Teil 1, 671.

46 NiH, GP29, Teil 1, 655–659.

47 NiH, GP29, Teil 1, 739–747.

GP29 bringt durch die gewählten sprachlichen Mittel („glaube“, „würde“, „man“, „eher“) nicht nur seine Unsicherheit über den epistemischen Status der Aussage zum Ausdruck, sondern distanziert sich auch selbst von der geschilderten Einstellung, was durch eine erneute Kontrastierung mit der Vergangenheit verstärkt wird und wodurch er die prinzipielle Eignung des Niederdeutschen auch für diese Themen präsupponiert („Also das is/ • das is wohl wirklich im Gegensatz zu/ • zu ganz früher, wo die Leute sich ja auch in Plattdeutsch gestritten habm oder so. • • Das/ das gibt's wohl heute nicht mehr so.“⁴⁸).

An anderer Stelle wird ebenfalls deutlich, dass ein themenbezogener Sprachwechsel für andere Sprecher:innen ggf. aufgrund der Komplexität des Gegenstands notwendig sein könne, er selbst aber aufgrund seiner ausgebauten Kompetenz auch schwierige Zusammenhänge auf Niederdeutsch darstellen könne: „Also i/ öh ich glaub nich, dass ich ähm äh/ dass ich äh ((holt Luft 1,5s)) zwischen Plattdeutsch und Hoch-•-deutsch wechseln muss, weil das äh • • schwierige Sachverhalte sind“⁴⁹ bzw. „Un das/ das • • hängt von andern Dingen ab, nicht/ nich von/ • • • von Gesprächsthemen oder so oder... ((2,4s)) Es hängt eher von Situationen ab.“⁵⁰

Kernaussage 3:

Niederdeutsch weist keine spezifischen Eigenschaften auf.

Die Nachfrage der Interviewerin, ob GP29 das Niederdeutsche mit spezifischen Eigenschaften verbinde, weist der Sprecher unmittelbar zurück, indem er entgegnet: „Nö. ((1,4s)) Weiß ich nicht. Fragen Sie den Falschen.“⁵¹ Auch in dieser Reaktion zeichnet sich ab, dass GP29 das Niederdeutsche im Sinne einer unmarkierten Alltagssprache konzeptualisiert. Seine Zurückweisung könnte die Annahme implizieren, dass die Interviewerin von ihm eine andere Antwort erwarte und/oder GP29 dem Niederdeutschen vermeintliche Eigenschaften zuschreibe, die andere Personen mit dem Niederdeutschen verknüpfen bzw. nennen würden.

Kernaussage 4:

Niederdeutsch konstituiert Gemeinschaft und Nähe.

Anhand konkreter Situationen aus seinem beruflichen Leben schildert GP29 die gemeinschaftskonstituierende Wirkung des Niederdeutschen. Bereits während seiner neun Jahre auf See, in denen Niederdeutsch unter den kompetenten

48 NiH, GP29, Teil 1, 751–753.

49 NiH, GP29, Teil 1, 649.

50 NiH, GP29, Teil 1, 733.

51 NiH, GP29, Teil 1, 763.

Sprecher:innen gewöhnlich Verwendung fand, konnte GP29 die Erfahrung machen, dass sich „die Plattdeutschen an Bord immer relativ schnell gefunden“⁵² und „so was wie ’n plattdeutschen Tisch aufgemacht“⁵³ hätten. Durch die gemeinsame Sprache entstand eine exklusive Gruppe, für deren Konstituierung der Austausch auf Niederdeutsch maßgeblich war.

Auch im Rahmen seiner politischen Tätigkeit wurde das Niederdeutsche als gruppenbildendes Abzeichen verwendet:

Also ••• öh das war so un da ham wir uns natürlich ’n Spaß draus gemacht manchmal,
 • also so öh um auch ((1,1s)) äh gegenüber den andern •• zu demonstrieren, gegenüber den Schwaben [I: Ja.] un Bayern [I: ((lacht 0,9s))] und wie auch immer, • dass wir eben auch ’ne eigene Sprache habm, ne?⁵⁴

Die Kompetenz und der Sprachstatus des Niederdeutschen fungieren hier als Gruppenmerkmal, das demonstrativ zur Abgrenzung gegenüber Abgeordneten aus Süddeutschland genutzt wurde.

Darüber hinaus betont GP29, dass Niederdeutsch Nähe und Vertrautheit stiften könne, wie er im Zuge seiner Tätigkeit bei der Berufsfeuerwehr, bei Krankentransporten älterer Menschen, beobachten konnte:

Also da war’s häufig ’n Vorteil, dass man mit den ((holt Luft 1s)) Menschen, äh äh mit denen man zu tun hatte, Plattdeutsch sprechen konnte. [I: Ja.] Ne. [I: Ja.] ••• Das öh/
 • das/ das is/ ((holt Luft 0,5s)) hat irgendwie • Vertrautheit oder Nähe geschaffen oder [I: Hmhñ.] so, ne.⁵⁵

GP29 erklärt der Interviewerin, dass er seine Niederdeutschkompetenz als Vorteil empfunden habe, da durch den Gebrauch „irgendwie • Vertrautheit oder Nähe [...] oder so“ geschaffen wurde. Dass es sich dabei um persönliches Erfahrungswissen handelte, wird durch die Unschärfemarker „irgendwie“ und „oder so“ gestützt, die GP29 in seiner Beschreibung gebraucht.

Im Verlauf des Interviews kristallisiert sich heraus, dass diese Funktion augenscheinlich zu seinem Sprachkonzept gehört. So stuft GP29 das Niederdeutsche generell als hilfreich ein, „[w]eil es also mir in vieln Situationen Türen geöffnet hat oder ((holt Luft 0,6s)) eine öh öh ver/ öh vertrautere Gesprächsatmosphäre schuf [I: Hmhñ.] als ähm • äh das • so normalerweise der Fall is.“⁵⁶ Ein Beispiel dafür ist seine Schilderung der Zeit als Leichtmatrose, in der GP29 als

52 NiH, GP29, Teil 1, 358.

53 NiH, GP29, Teil 1, 360.

54 NiH, GP29, Teil 1, 471–477.

55 NiH, GP29, Teil 1, 432–437.

56 NiH, GP29, Teil 1, 705–707.

Niederdeutschsprecher das Privileg genoss, beim Auslaufen des Schiffes am Ruder stehen zu dürfen: „der [der Kapitän] hadde spitz gekricht, dass ich Plattdeutsch kann. ((2,5s)) Und äh ((1s)) seither ((holt Luft 1,1s)) musste ich immer/ also wenn wir Hambuch ausliefen, dann musste ich ans Ruder.“⁵⁷ Gestützt wird diese Darstellung durch ein weiteres positiv erinnertes Erlebnis aus dieser Zeit, das GP29 im Rahmen einer narrativen Einheit veranschaulicht. GP29 habe mit dem Kapitän während begleitender Fernsehaufnahmen am Ruder gestanden und ein belangloses Gespräch auf Niederdeutsch geführt: „Wo geiht di dat? Wat hest makt? ((1,2s)) Hest dien Deern drohn? • • Ne? ((1,5s)) [I: ((lacht leicht 1s))] ‚Sünd ji ok bi ’n Kino weden?‘⁵⁸ Anstatt auf Fragen des Fernsehteams einzugehen, wies der Kapitän den Reporter auf Niederdeutsch zurecht, ihn nicht bei seinen vermeintlich wichtigen Dienstgesprächen zu stören: „Se seht doch dat ik mi mit den Mann ünnerholn do (seht Se) hier! Dat sünd wichtige nautische Gespräche! • • • Ik heff [I: ((lacht 1s))] keen Tiet, wenden Sie sich an den ersten Offizier!“⁵⁹ Das Nichtverstehen wurde vom Kapitän ausgenutzt, um den anwesenden Reporter vom Gespräch auszuschließen und ihn an einen anderen Ansprechpartner zu delegieren.

Kernaussage 5:

Niederdeutsch wird (von Außenstehenden) einer Hamburger Identität zugeordnet und insgesamt mit Norddeutschland assoziiert.

Bezogen auf die Außensicht hält GP29 fest, dass das Niederdeutsche „ein/ ein bisschen fü/ für Hamburg identitäts- • • • äh- stiftend ist“.⁶⁰ Dies sei insbesondere dem Ohnsorg-Theater geschuldet, dessen im Fernsehen ausgestrahlten Inszenierungen von Außenstehenden irrtümlich für Niederdeutsch gehalten werden, obwohl eine regionale Form des Hochdeutschen verwendet wurde. GP29 nimmt vielmehr an, dass es „wohl eher das Hamburgische oder der/ der/ der/ ((2,3s)) der hamburgische Klang an der Sprache“ sei, der mit der Stadt assoziiert werde, sodass „die Menschen ((holt Luft 0,4s)) einen sofort als Hamburger [erkennen].“⁶¹ Inwieweit die Sprachlage zum Niederdeutschen gerechnet werden könne, wird vom Sprecher angezweifelt („Aber, ob das nun mitzählt mit dem Plattdeutsch/ vielleicht hat’s ’n bisschen was mit Platt zu tun, ja.“⁶² Er kommt zu dem Schluss, dass Niederdeutsch eher allgemein

57 NiH, GP29, Teil 1, 378.

58 NiH, GP29, Teil 1, 381–384.

59 NiH, GP29, Teil 1, 386–389.

60 NiH, GP29, Teil 1, 802.

61 NiH, GP29, Teil 1, 810.

62 NiH, GP29, Teil 1, 814.

mit Norddeutschland verbunden werde: „Ich glaube, Plattdeutsch • • • wird eher assoziiert mit Norddeutschland. • • • [I: Hmh̄m.] Un nich speziell mit Hambuich. [I: Hmh̄m.]“⁶³

Kernaussage 6:

Niederdeutsch wird vornehmlich im Süderelbe-Gebiet und in den Vier- und Marschlanden gesprochen und ist speziell die Sprache Finkenwerders.

GP29 verortet das Niederdeutsche hauptsächlich im Süderelbe-Bereich in landwirtschaftlich dominierten Gebieten und nennt als Sprachräume die Vier- und Marschlande sowie das Alte Land vor allem mit den Orten Francop und Neuenfelde. Eine besondere Stellung nimmt der Stadtteil Finkenwerder ein, in dem GP29 privat, sozial und beruflich fest verwurzelt ist:

Und Finkenwerder • äh is äh noch so eine kleine öh öh plattdeutsche Sprachinsel. • • • Also zum einen ((1s)) habm die Finkenwerder ihr eigenes Platt, auf das sind sie auch stolz, ((holt Luft 1s)) aber zum andern • • • öh öh wird hier also alltäglich auch noch Plattdeutsch gesprochen.⁶⁴

Mit der Bezeichnung „plattdeutsche Sprachinsel“ beschreibt GP29 nicht nur den Sprachgebrauch in Finkenwerder, sondern auch den Umstand, dass das Niederdeutsche seines Wissens im übrigen Hamburger Stadtgebiet keine wesentliche Rolle mehr spiele. Die Betonung des Adverbs „noch“ deutet an, dass der Sprachgebrauch jedoch auch in Finkenwerder rückläufig sei bzw. dass GP29 eine solche Entwicklung in Zukunft erwarte. Zwar werde Niederdeutsch nach wie vor „alltäglich“ gesprochen, vornehmlich aber von der älteren Generation, „so ab ((1,3s)) fümunvierzig, fünfzig Lebensjahrn jetz so, dann • is das/ • is es (wohl) vorbei, es (is) [I: Ja.] wie abgeschlossen.“⁶⁵ Zudem wird als Erfahrungswissen angeführt, dass die Finkenwerder:innen eine eigene Varietät besäßen, auf die sie stolz seien. So wurde die Sprechweise von GP29 nach seinem Zuzug aus Elmshorn zunächst kritisiert („Ja, dat/ du sch/ du schnackst doch keen richtiges Platt.“⁶⁶), was sich nach eigenen Angaben aber inzwischen gelegt habe.

Auch die bereits diskutierte Episode mit GP29 als Leichtmatrose im Gespräch mit dem Kapitän beim Auslaufen des Schiffes (vgl. Kernaussage 4) wird explizit mit Finkenwerder in Verbindung gebracht. Nach einer kurzen Unterbrechung des Interviews⁶⁷ resümiert GP29: „Das war dann auch

63 NiH, GP29, Teil 1, 814–817.

64 NiH, GP29, Teil 1, 42–43.

65 NiH, GP29, Teil 1, 45–47.

66 NiH, GP29, Teil 1, 566.

67 Das Gespräch wurde kurzzeitig durch den Lärm eines vorbeifliegenden Flugzeugs beeinträchtigt.

wieder 'n Stück Finkenwerder-Begegnung, nech, [I: Hmhñ.] ähm • • mit dem [Name Kapitän].⁶⁸ Diese Einordnung als eine „Finkenwerder-Begegnung“, die durch den ausschließlichen Einsatz des Niederdeutschen bestimmt wird, expliziert die Relevanz der Sprache für die lokale Gemeinschafts- und zugleich Identitätsstiftung als Bewohner:in Finkenwerders.

Kernaussage 7:

Niederdeutsch spielt im heutigen internationalen Hamburg keine Rolle mehr.

GP29 beschreibt Hamburg sowie die dort lebenden Menschen generell als weltoffen. Neben dem Hafen und der Seefahrt sei diese Einschätzung auch mit Betrieben mit internationalen Geschäftspartner:innen und Mitarbeiter:innen wie Airbus zu begründen. Dass Mehrsprachigkeit dort zum Alltag gehört, verdeutlicht GP29 anhand folgender Anekdote:⁶⁹

Ich war • • kürzlich mit eim ((1,1s)) Künstler • äh da. ‚Mensch‘, der sacht, ‚Das is ja hier wie/ • • • hier is ja Europa‘, hat der gesacht, ne. Weil ((lacht leicht 0,5s)) [I: Hñ.] ((unverständlich 1,1s)) vor som Bistro/ die ham da auf dem Gelände so Bistros, nech, • • da • • hörte man dann Französisch, Spanisch, Englisch, • nech. Das ging alles durcheinander. [I: Hmhñ.] Kein Plattdeutsch. [I: Ok.] Ja. ((GP29 und I lachen gemeinsam 1,6s)).⁷⁰

Der Sprecher berichtet von einem Besuch auf dem Airbus-Gelände, das bei seiner Begleitung aufgrund der vielen wahrzunehmenden Fremdsprachen Erstaunen („Mensch“) hervorrief. Der zitierte Vergleich mit Europa („Das is ja hier wie/ • • • hier is ja Europa“) wird von GP29 durch eine Auflistung der vernommenen Sprachen erläutert und mit den Worten „Das ging alles durcheinander“ kommentiert. Seine abschließende Feststellung, dass Niederdeutsch nicht darunter war, wird nicht weiter ausgeführt, jedoch stimmen GP29 und die Interviewerin in ein gemeinschaftliches Lachen ein, das Einigkeit darüber signalisiert, dass Niederdeutsch nicht in den Erwartungshorizont für Sprachen in einem internationalen Betrieb passt.

5.1.3 Selbstkonzept: Individuelle Rollengestaltung und Positionierungen

In das Selbstkonzept von GP29 fließen neben seinen beruflichen Rollen auch Positionierungshandlungen mit ein, die an seine sprachpflegerischen Aktivitäten gekoppelt sind. Sie hängen eng mit seiner Sprachkompetenz und seinem

68 NiH, GP29, Teil 1, 402–404.

69 Das Werk des Flugzeugherstellers Airbus liegt zwar im Stadtteil Finkenwerder, ist als separates Gelände aber nicht repräsentativ für den Stadtteil.

70 NiH, GP29, Teil 1, 872–879.

Sprachgebrauchswissen zusammen, wie an den folgenden drei Kernaussagen sichtbar wird:

Kernaussage 8:

Niederdeutsch ist eine geeignete Sprache in einer leitenden öffentlichen Position – GP29 als niederdeutschsprechende Persönlichkeit des öffentlichen Lebens.

Eine erste Positionierung von GP29 kristallisiert sich bereits zu Beginn des Interviews heraus, als er darum gebeten wird, Situationen zu schildern, die ihm einfallen, wenn er ans Niederdeutsche denkt. GP29 präsentiert sich in seiner Rolle als Ortsamtsleiter oder „Bürgermeister“ des Ortes. Er berichtet von einer Begegnung zu Beginn seiner Amtszeit, als zwei Bürger ihn auf das „Problem“ aufmerksam machten, dass sie ihn als „Bürgermeister“ duzen müssten, wenn sie Niederdeutsch mit ihm sprächen:

Und ähm ••• dann hab ich gesacht: ‚Ja, wo is denn nu dat Problem?‘ ((holt Luft 0,6s)) ‚Ja, du bist der Bürgermeister‘, nech. Und dann hab ich gesagt: [I: ((lacht 1,2s))] • ‚So, also denn hebb wi keen Problem.‘ Ne? So. ((holt Luft 0,6s)) [I: ((lacht 1,4s))] Und äh fortan war das klar und es hat sich dann auch schnell rumgesprochen un da ham se gesacht: ‚Also ((1,2s)) mit dem kannst Platt schnacken und da kånst auch du to seggen‘, ne. [I: Hmhám.]⁷¹

GP29 betont, dass es für ihn durch den Niederdeutschgebrauch und trotz des damit einhergehenden Duzens möglich war, einen bürgernahen und gleichzeitig professionellen und positiv zu bewertenden Umgang mit den Bürger:innen zu pflegen:

„Und es is, • ich war dann hier ja ((holt Luft 0,8s)) äh fast fümfzehn Jahre lang als Ortsamtsleiter, oder wie die hier sagen Bürgermeister, ((holt Luft 0,8s)) und äh ich hab nie ein Problem damit gehabt. Also nie auch ’n Problem bekommen, dass es auch nie zu/ •• zu nahe gewesen.“⁷²

Das an ihn herangetragene Stereotyp „Dann ham die Leute keine Distanz zu dir und kein [I: Hmhám.] Respekt“⁷³ weist er ausdrücklich zurück: „Das stimmt alles nicht. Sondern das ging ganz vernünftig und äh/ • und gut ((holt Luft 0,6s)) [I: Hmhám.] ähm äh zu.“⁷⁴

71 NiH, GP29, Teil 1, 62–73.

72 NiH, GP29, Teil 1, 74–75.

73 NiH, GP29, Teil 1, 75–77.

74 NiH, GP29, Teil 1, 77–79.

Kernaussage 9:

Niederdeutsch wird als Sprache in leitenden beruflichen Positionen (von anderen nicht akzeptiert – GP29 als hochdeutschsprechender Vorgesetzter in der Behörde.

Mit den Effekten des o. g. Stereotyps (vgl. Kernaussage 8) wurde GP29 auch im Kontakt mit seinen Bediensteten konfrontiert. Als Reaktion auf die Frage, ob die Verwaltungsmitarbeiter:innen mit ihm auch Niederdeutsch gesprochen hätten, weist GP29 auf das wahrgenommene Fremdbild hin, dass seine Führungsposition ein Hindernis darstellte:

Weniger. Ja. Dann/ da gab's dann so 'ne • • (erhöhte) Distanz, ne. [I: Hmhñ.] • Dann is es/ dann is man auf einmal/ is man der Chef oder so, nech. [I: ((lacht 1s))] • • In der Verwaltung • is [I: Ja.] das so dann. [I: Ja.] (Ja.) • • Dann hätten die auch ‚Du‘ sagen müssen. • • [I: Hmhñ.] Das wollten sie wohl nicht. Und äh • • ne? • Un da (hab) ich äh/ ((holt Luft 0,7s)) das kann man aber niemandem aufzwingen.⁷⁵

Durch seine Rolle als Chef sei eine Distanz entstanden, die die Bediensteten daran gehindert habe, mit ihm Niederdeutsch zu sprechen respektive ihn zu duzen. GP29 signalisiert mit dem Nachtrag „das kann man aber niemandem aufzwingen.“, dass die niederdeutsche Sprachwahl nebst Duzen von ihm durchaus akzeptiert, wenn nicht sogar bevorzugt worden wäre, wodurch er seine kommunikative Flexibilität unterstreicht. Gleichzeitig findet eine implizite Abgrenzung zum Sprachkonzept anderer statt.

Kernaussage 10:

Die öffentliche Wahrnehmung des Niederdeutschen muss sich ändern – GP29 als Sprachpolitiker und Förderer des Niederdeutschen.

Die Ausführungen zu seiner niederdeutschen Zeitungskolumne verdeutlichen, dass die Selbstdarstellung von GP29 mit seiner Konzeptualisierung des Niederdeutschen als potentielle Alltagssprache korrespondiert (vgl. Kernaussage 2). Seine Intention, mit dem bisherigen Image des Niederdeutschen aufräumen zu wollen, zeigt, dass sich GP29 bewusst die Rolle eines Sprachkundigen zuschreibt, der sich vorgenommen hat, ein multifunktionales Niederdeutschkonzept in der Öffentlichkeit zu generieren. Mit seiner Kolumne stöße er auf positive Resonanz, auch auf Seiten der Zeitungsredaktion:

Dass die das so lange beibehalten/ ((1,8s)) öh aber • die sind immer richtig scharf drauf. Un wenn ich [I: ((lacht 1s))] ((holt Luft 0,5s)) den Redaktionstermin/ oder wenn ich den • Termin versäume oder was, dann rufen die ganz aufgeregt hinterher.⁷⁶

75 NiH, GP29, Teil 1, 513–524.

76 NiH, GP29, Teil 1, 684–687.

Die Beweggründe für sein sprachpflegerisches Engagement erklärt GP29 damit, dass für das Niederdeutsche zu wenig getan werde. So liege die Motivation für seine Aktivität im Plattdeutschen Rat darin, etwas verändern zu wollen: „Weil ich t/ äh • • • ich sag mal so, also g/ geschnackt wird immer viel, aber getan wird wenig.“⁷⁷ Seinen Einsatz im Bundesrat für Niederdeutsch versteht GP29 als aktive Sprachpolitik: „wir machen auch also • • • öh ganz erfolgreich öh öh eigentlich wirklich öh ((holt Luft 0,2s)) öh Sprachpolitik kann man das nennen, • [I: Ja.] nech?“⁷⁸ Schwerpunkte der Aktivitäten lägen in der Bildungspolitik und in der Förderung des Niederdeutschen in sozialen Einrichtungen, wobei insbesondere alte Menschen betroffen seien. Bei diesem Engagement handele es sich um den „Versuch, • • • öhm öh • klarzumachen/ • den • • • Verantwortlichen klarzumachen, ((1,3s)) dass es • • wichtig sein kann, dass man • die älteren Menschen in ihrer • vertrauten Sprache anspricht.“⁷⁹ Mit der Aussage „also eigentlich bin ich da ja der Macher“⁸⁰ expliziert und konstruiert GP29 nachdrücklich sein Selbstbild als Sprachpolitiker.

5.1.4 Zusammenfassung

Obwohl GP29 Niederdeutsch nicht simultan zum Hochdeutschen erworben hat, konnte er sich frühkindlich bereits sehr gute passive wie aktive Sprachkenntnisse aneignen und diese im Laufe seines Lebens erweitern. Die Kompetenz und das fortwährende Praktizieren der Sprache sind unabdingbar für seine Konzeptualisierung des Niederdeutschen als universell einsetzbare Sprachform, die grundsätzlich in allen Gesprächssituationen verwendet werden könne und für alle Themenfelder gleichermaßen geeignet sei. Hier trennt GP29 zwischen seinem eigenen bzw. dem von ihm favorisierten allgemeinen Gebrauch des Niederdeutschen und den tatsächlichen Gebrauchsrestriktionen, die er bei anderen Sprecher:innen beobachtet. Persönliche Erfahrungen, dass durch die Nutzung des Niederdeutschen Zugehörigkeit und Nähe hergestellt werden konnte, ergänzen sein Sprachkonzept. Dennoch distanziert sich GP29 deutlich vom Stereotyp, das Niederdeutsche besitze spezifische emotive Qualitäten.

Über die verschiedenen biographischen Rollen greifen das Sprach- und das Selbstkonzept schließlich ineinander. So positioniert sich GP29 einerseits durch die optionale Verwendung des Niederdeutschen im offiziellen Handlungsbereich

77 NiH, GP29, Teil 2, 294.

78 NiH, GP29, Teil 2, 175–177.

79 NiH, GP29, Teil 2, 190.

80 NiH, GP29, Teil 2, 355.

als respektierter Politiker und Verwaltungsbeamter und gleichzeitig als versierter und flexibler Sprecher. Andererseits gehen seine beruflichen und sprachpflegerischen Aktivitäten mit dem Wunsch einher, die öffentliche Wahrnehmung und den Gebrauch des Niederdeutschen aktiv zu beeinflussen, wodurch sich GP29 zugleich als reflektierter Sprachpolitiker und -förderer zeigt. Anders ausgedrückt: Die in sein Selbstkonzept eingebundenen Eigenschaften, beispielsweise seine kommunikative Versiertheit und die Rolle als Sprachpolitiker, die lebensgeschichtlichen Details, die auch seine Konzeptualisierung als Alltagssprache begründen, wie auch der hohe Kompetenzgrad und die fortwährende Sprachnutzung bedingen sich gegenseitig. Dreh- und Angelpunkt der Ausführungen ist dabei wiederholt der Stadtteil Finkenwerder, der gleichermaßen in beide Konzepte sowie in personale und soziale Identitätskonstruktionen integriert ist.

5.2 Sprecherprofil GP35

5.2.1 Rekonstruktion des sprachbezogenen Lebenslaufs

Gewährsperson GP35 ist ebenfalls männlich und 1950 in Hamburg geboren. Er ist zum Befragungszeitpunkt 59 Jahre alt, verheiratet und hat keine Kinder. GP35 ist in einer Wohnsiedlung im Hamburger Stadtteil Klein Borstel aufgewachsen, in der Niederdeutsch seinerzeit nur wenig verbreitet war. Ebenso hat die Sprache in seinem familiären Umfeld nie eine Rolle gespielt. Sein Vater hat Niederdeutsch zwar noch im Lokalbereich erlernt, die zweisprachig erzogene Großmutter verwendete im Umgang mit den Kindern sowie im familiengeführten Einzelhandelsgeschäft jedoch nur Hochdeutsch:

Man kam ja aus gutem Hause. ((atmet aus 0,3s)) Äh man war ja/ man hatte ja 'n Einzelhandelsgeschäft. Un da wurde [I: Hmhñ.] ebem halt Hochdeutsch gesprochen un ((holt Luft 0,4s)) (ja) mit den Kindern wurde auch Hochdeutsch gesprochen.⁸¹

Lediglich mit einer Nachbarin, die bloß über rudimentäre Hochdeutschkenntnisse verfügte, habe GP35 seine Großmutter Niederdeutsch sprechen hören. Die niederdeutschkompetenten Eltern von GP35 verzichteten nicht zuletzt aufgrund der geringen lokalen Verankerung der Sprache darauf, Niederdeutsch an die Kinder weiterzugeben. Im Hinblick auf seine Schulzeit erinnert GP35 nur einzelne Unterrichtsstunden, in denen niederdeutsche Geschichten vorgelesen oder Lieder gesungen wurden; auch unter Klassenkamerad:innen wurde die Sprache nicht genutzt. Seine bis zu diesem Zeitpunkt passiven Niederdeutschkenntnisse baute

81 NiH, GP35, Teil 1, 67–69.

GP35 erst zu aktiven aus, als er mit 17 Jahren (ausgelöst durch eine Wette zwischen seinem Vater und einem Nachbarn) mit dem niederdeutschen Theaterspiel begann.

Seine Sprachbiographie weist nur wenige Umbruchsituationen auf. Nach seinem Schulabschluss begann GP35 eine Ausbildung und war zunächst weiterhin an der niederdeutschen Bühne aktiv. Im Erwachsenenalter zog er für sechs Jahre in eine ländliche Gemeinde in Schleswig-Holstein. In der dortigen Umgebung wurde ausschließlich Niederdeutsch gesprochen, sodass GP35 auch selbst im Alltag Niederdeutsch verwendete. Sein Studium hat der Sprecher in Lübeck absolviert. Mit Ausnahme dieser Zeiten lebte er in Hamburg und spielte durchgängig bei der niederdeutschen Bühne des lokalen Heimatvereins mit.

Äh also ich hab vierzig Jahre • Bühne in Klein Borstel/ [...] sodass ich also/ • kann ich ma sagen, bis auf 'ne Pause von • sechs Jahn, wo ich zwischendurch ma da in Hartenholm gewohnt hab, ((holt Luft 0,5s)) [I: Hmhñ.] immer regelmäßig mit'm Plattdeutschen konfrontiert war und ((holt Luft 0,3s)) äh auch meine Theaterstücke immer durchgezogen habe ((holt Luft 0,5s)) und/ also ich hab/ bin dem Plattdeutschen immer treu geblieben.⁸²

In seiner gegenwärtigen Tätigkeit als Personal- und Unternehmensberater hat GP35 keinen Kontakt zum Niederdeutschen. Auch sein Alltag im Stadtteil Klein Borstel ist hochdeutsch geprägt, zum Gebrauch des Niederdeutschen fehle es GP35 an Gelegenheiten. So spreche er weder mit seiner Frau noch im Freundeskreis Niederdeutsch.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist GP35 Vorsitzender des Heimatvereins Klein Borstel und Spielleiter bei der niederdeutschen Bühne des Vereins. Für die jährliche Vereinszeitung schreibt er sowohl hochdeutsche als auch niederdeutsche Texte und plant darüber hinaus, einen plattdeutschen Nachmittag/Krink ins Leben zu rufen. GP35 ist wie auch GP29 Gründungsmitglied des Vereins Plattdeutsch in Hamburg e. V. und Mitglied im Plattdeutschen Rat. GP35 rezipiert in seiner Freizeit niederdeutsche Angebote wie Radiosendungen und Zeitungstexte. Auch am Ohnsorg-Theater hat er großes Interesse, besucht es aus zeitlichen Gründen aber nur selten.

Während sich der Sprachgebrauch von GP35 zu Beginn des Theaterspielens noch auf das Auswendiglernen der Sprechtexte beschränkte, entwickelte sich sein Niederdeutsch durch den Umzug nach Hartenholm zu einer Alltagssprache. Durch die aktive Nutzung habe sein Niederdeutsch „Schliff“⁸³ erhalten und

82 NiH, GP35, Teil 1, 143–147.

83 NiH, GP35, Teil 1, 366.

er konnte seine Aussprache verbessern. Diese „Übung“⁸⁴ fehle dem Sprecher aktuell; der Niederdeutschgebrauch ist an die Freizeit-Domäne mit Theater und Heimatverein sowie an die Treffen des Plattdeutschen Rats gebunden.

5.2.2 Sprachkonzept: Sprachwissen und Sprachbewertungen

Im Gespräch mit GP35 kristallisieren sich Spracheinstellungen heraus, die vom Sprecher im Rahmen seines Sprachkonzepts sowohl mit seinem individuellen als auch dem allgemeinen Gebrauch des Niederdeutschen verknüpft werden. Sie werden in folgenden fünf Kernaussagen sichtbar:

Kernaussage 1:

Der Gebrauch des Niederdeutschen ist situativ gesteuert und orientiert sich an der Sprache der Kommunikationspartner:innen.

Auch wenn GP35 die Frage nach typischen niederdeutschen Gesprächssituationen und -themen offenlässt („Nee. Kann ich nicht/ [I: Ok.] • weder mit Ja noch be/ mit Nein beantworten. Also muss ich • leider unbeantwortet [I: Hmhñ.] lassen.“⁸⁵), reflektiert er an anderer Stelle doch einen situativen Sprachgebrauch (vgl. weitere Beispiele bei Kernaussagen 6 und 7). Er berichtet, dass er im Alltag ganz überwiegend Hochdeutsch spreche,⁸⁶ grundsätzlich aber die Gelegenheit nutze, mit anderen Sprecher:innen Niederdeutsch zu kommunizieren. Als Beispiel schildert GP35 zufällige Treffen mit dem ehemaligen Hamburger Bürgermeister, Henning Voscherau († 2016), in seiner Nachbarschaft:

Ja, wenn man den sieht, denn/ denn schnackt man Platt. Das is [I: Hmhñ.] einfach so. Der wohnt zwei Straßen weiter ((holt Luft 0,5s)) äh un denn: • ‚Moin Henning.‘ – ‚Ja moin. T/ wo/ [Vorname GP35] wo geiht di dat?‘ Un das is was andres. ((holt Luft 0,3s)) Ich würd den nie sons mit/ mit/ ich würd den sons immer mit ‚Doktor Henning Voscherau‘ oder ‚Doktor Voscherau‘ [I: Ja, ja.] ansprechen. [I: Ja.] ((holt Luft 0,3s)) Aber im Plattdeutschen is das einfach was anderes. Da is es so/ ((holt Luft 0,4s)) da hat man so den/ de/ so/ ich find das toll, wie so äh... (Bin) währnd meiner Studienzeit da als Reiseleiter in Schweden gewesen ((holt Luft 0,4s)) un da wurde alles per Du gemacht. Das war einfach so. Das/ das is einfach ((holt Luft 0,5s)) äh de/ die/ der Respekt is trotzdem vorhanden.⁸⁷

Die Sprachwahl Niederdeutsch hängt mit der Kompetenz des Gegenübers zusammen. Sie vermindert die Distanz zwischen den Gesprächspartner:innen, was die Anrede mit dem Vornamen und das Duzen verdeutlichen. Im Gegensatz dazu

84 NiH, GP35, Teil 1, 193.

85 NiH, GP35, Teil 1, 474–479.

86 NiH, GP35, Teil 1, 221.

87 NiH, GP35, Teil 1, 423–434.

wird das Hochdeutsche mit einer förmlichen Anrede mit akademischem Titel und der Verwendung des Pronomens *Sie* verbunden. Die Wahl des Niederdeutschen sowie die vertrauliche Anrede scheinen für GP35 in solchen Gesprächssituationen entgegen einem erwartbaren distanzbetonenden Verhalten jedoch ohne Probleme möglich zu sein, wie die Feststellungen „Das is [I: Hmhñ.] einfach so“ und „Aber im Plattdeutschen is das einfach was anderes“ verdeutlichen, für die es seinerseits keiner weiteren Erklärung bedarf. Der Sprecher untermauert seine Äußerungen, indem er sein Erfahrungswissen äußert, dass auch in Schweden die Anrede per Du verbreitet sei und gegenseitigen Respekt nicht ausschließe.

GP35 kann generell nicht bestätigen, dass Niederdeutsch im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit als Unternehmens- und Personalberater eine Rolle spielt. Dennoch habe er im beruflichen Kontext punktuell das Niederdeutsche verwenden können, beispielsweise, als er in Bayern überraschend eine Kundin traf, die aus Schleswig stammt.

Äh war in Ulm letzte Woche, deswegen war ich ja [I: Hmñ.] nich hier. ((holt Luft 0,6s)) [I: Ja.] Und wir ham da 'ne Praxis übernomm äh (bette) für den Kunden, den ich betreue. ((holt Luft 0,4s)) Und die äh D/ äh Dame, die is M-Mitte sechzig, ((holt Luft 0,5s)) die sachte denn: ‚Oh, is das schön, ma wieder norddeutschen Slang zu hörn.‘ Ich sach: ‚Wieso?‘ ((holt Luft 0,3s)) Da sacht sie: ‚Ich komm aus Schleswig.‘ Un denn fingen wir son bisschen an, [I: Hmhñ.] Platt zu sprechen. Das ging nich mehr so gut bei ihr, aber ((holt Luft 0,3s)) so/ das is so/ ((holt Luft 0,3s)) das is so die Assoziation Norddeutscher [I: Ok.] un dass ich... [I: Ja.] ((lacht 0,8s)) Ja.⁸⁸

Nachdem GP35 aufgrund seiner Aussprachemerkmale als Norddeutscher identifiziert wurde, begann er mit der Kundin ein von den beruflichen Inhalten losgelöstes Gespräch, das sie auf Niederdeutsch fortführten. Dass die Unterhaltung trotz des Kompetenzproblems beidseitig aufrechterhalten wurde, wird dadurch begründet, dass durch die Assoziation *norddeutsch* ein emotiver Effekt („is das schön“) ausgelöst wurde. GP35 wertet Niederdeutsch als Teil des Konzepts *Norddeutsche:r* und ordnet sich selbst der Gruppe zu, dessen prägendes Merkmal eine regionale (hochdeutsche) Aussprache darstellt.

Hinsichtlich einer besonderen situativen Eignung konstatiert GP35 weiterhin, dass Niederdeutsch auch in institutionellen Gesprächssituationen mit thematischen Bezügen zur Sprache verwendet werde, sofern die Anwesenden niederdeutschkompetent sind. Dass dies mit besonderen Herausforderungen an die Sprachkompetenz verbunden sei, mache sich für ihn bei den Treffen

88 NiH, GP35, Teil 1, 166–179.

des Plattdeutschen Rats bemerkbar, die üblicherweise auf Niederdeutsch abgehalten werden:

Wenn ich f/ diskutiern muss oder/ Plattdeutsch Rat zum Beispiel. ((holt Luft 0,5s))
[I: Hmhřm.] Äh wenn ich • • nicht weiter weiß, • • verfall ich ins • äh/ oder mir fehlt
'n Wort, dann fall ich ins Hochdeutsch un bleibe dabei. • • • [I: Hmhřm.] Ja, also denn
is es schwer, wieder zurück zu finden, weil ich muss mir ((holt Luft 0,3s)) 'n Anschub
gebem, um zu sagen: So, jetzt sprichs du Platt. ((holt Luft 0,5s)) Äh das geht auch, aber
wenn w-wie gesacht, wenn/ in dem Moment, wo mir 'n Wort fehlt, verfall ich ins
Hochdeutsche.⁸⁹

GP35 gibt an, dass er ins Hochdeutsche falle, sobald er nicht die richtigen Worte finde. Der anschließende Wechsel zurück ins Niederdeutsche bereite ihm Mühe, sodass er ihn aktiv initiieren müsse („ich muss mir ((holt Luft 0,3s)) 'n Anschub gebem, um zu sagen: So, jetzt sprichs du Platt.“). Der sich hier abzeichnende Zusammenhang zwischen (mangelnder) Sprachkompetenz und (Nicht-) Gebrauch des Niederdeutschen wird auch vom Sprecher selbst thematisiert: „Die andern sind alle/ die/ ((holt Luft 0,3s)) so w-wie unser/ unser Vorsitzender, der kommt aus den Vier- und Marschlanden, [I: Hmhřm.] ((holt Luft 0,3s)) da wird einfach noch Platt geschnackt. Für den is das Umgangssprache.“⁹⁰ Im Vergleich zu anderen Ratsmitgliedern, die Niederdeutsch im Alltag verwenden, stelle das Niederdeutschsprechen für GP35 eine Überwindung dar: „Aber es geht. [I: Hřm.] • (Oder) [I: Hmhřm.] wenn es sein muss, denn geht's. ((GP35 und I lachen gemeinsam 0,4s)).“⁹¹

Kernaussage 2:

Niederdeutsch hat eine spezifische emotive Qualität.

Dem Niederdeutschen wird eine spezifische emotive Qualität zugesprochen, die es gegenüber dem Hochdeutschen zur Gestaltung von nicht-ernsten Situationen geeignet macht. Dies zeigt sich in Aussagen zum Sprachgebrauch, in denen Niederdeutsch und Hochdeutsch voneinander abgehoben werden:

Das is also viel/ ((holt Luft 0,3s)) das is viel angenehmer wirklich so/ ((holt Luft 0,3s))
äh so ma was zu besprechen oder ((holt Luft 0,3s)) äh auch ma rumzualbern d/ de/ weil
((holt Luft 0,3s)) im Plattdeutschen is es viel einfacher, als wemman das immer so in
der/ im Hochdeutschen macht. Da [I: Hmhřm.] is es immer so/ so förmlich.⁹²

89 NiH, GP35, Teil 1, 274–278.

90 NiH, GP35, Teil 1, 229–231.

91 NiH, GP35, Teil 1, 236–241.

92 NiH, GP35, Teil 1, 449–454.

Genannt werden insbesondere Kosewörter, die in wörtlicher Übersetzung im Hochdeutschen unangemessen seien, niederdeutsch hingegen positiv aufgefasst würden:

Ja. Absolut. Ja. [I: Ja.] ((holt Luft 0,4s)) Wie ich vorhin schon sagte: ‚Du Mors‘ oder ‚du Schietbüdel‘ oder ((holt Luft 0,5s)) ähm [I: Hmh̃m. Hmh̃m.] f/ das gibt so viele ((holt Luft 0,5s)) liebe Worte, die/ die, wemman sie übersetzt, ((holt Luft 0,4s)) einfach doof sind, aber d/ äh im Plattdeutschen einfach lieb gemeint sind. So ‚mien Olsch‘. ((holt Luft 0,6s)) Un denn/ ja, das is einfach/ das is/ heißt nicht ‚meine Alte‘ sondern das heißt ‚oh, lieber Schatz‘. [I: ((lacht 0,7s))] ((holt Luft 0,4s)) Das einfach [I: Ja.] nur ‚ne Abkürzung davon und ((holt Luft 0,6s)) äh das is einfach süß. Das is einfach viel lieber, als wemman ‚äh, die Olle‘. ((lacht 0,5s)) Das is ((unverständlich 0,7s)) [I: ((lacht 0,9s))] oder ‚die Alte‘. ((holt Luft 0,4s)) Äh is einfach [I: Ja.] so.⁹³

Der Sprecher führt die aus seiner Sicht liebevollen Bezeichnungen „du Mors“ und „du Schietbüdel“ auf, die übersetzt „einfach doof“ seien. In seinen Kategorisierungen „so viele ((holt Luft 0,5s)) liebe Worte“ und „lieb gemeint“ kommt seine positive Haltung gegenüber dem Niederdeutschen zum Ausdruck. Auch der Sprachwitz, „mien Olsch“ als eine Abkürzung von „oh, lieber Schatz“ zu betrachten, wird mit einer positiven Bewertung verbunden: „[D]as is einfach süß. Das is einfach viel lieber“. Nach der Hörerrückmeldung der Interviewerin („Hm̃.“) paraphrasiert GP35 seine Äußerung, deklariert die niederdeutsche Frauenbezeichnung als „Koseform“ und weist nun explizit darauf hin, dass die niederdeutschen Lexeme im Gegensatz zur hochdeutschen Übersetzung nicht verletzend seien:

Also das äh geht so/ die Koseform is einfach schön. Oder auch ma so zu sagen, wie gesacht, ((holt Luft 0,5s)) äh ‚du Mors‘ äh denn/ das is äh/ ((holt Luft 0,5s)) äh das verletzt niemanden, als wenn man’s jetzt ins Deutsche übersetzen würde.⁹⁴

GP35 nimmt auch hier eine emotive Zuschreibung vor, indem er das gängige Stereotyp reproduziert, dass niederdeutsche Formulierungen weniger beleidigend seien.⁹⁵ Niederdeutsch wird zugleich als informelle Nähesprache konzeptualisiert.

Im Gegensatz zu GP29, der Niederdeutsch im Rahmen seiner Zeitungskolumne bewusst auch nicht-humoristisch verwendet, erklärt der Spielleiter GP35, dass bei der Auswahl des jährlichen Theaterstücks ausschließlich auf Komödien gesetzt werde:

93 NiH, GP35, Teil 1, 281–300.

94 NiH, GP35, Teil 1, 302–305.

95 Vgl. dazu auch Jürgens/Schröder 2016, S. 364–373.

Ausschließlich Komödien. • Weil [I: Ok.] ich hab gesacht äh/ w/ o-oder de/ die Erwartungshaltung ist einfach äh da. [I: Ja.] ((holt Luft 0,5s)) Äh wenn wir schon einmal im Jahr spielen t/ äh, ((holt Luft 0,3s)) dann muss das 'ne Komödie sein, damit/ ich möchte gern, dass die Leute rausgehn un sagen: ((holt Luft 0,3s)), Mensch, ich hab ma zwei oder zweieinhalb Stunden den Alltach vergessen un mich köstlich amüsiert.⁹⁶

Als Grund für die Genrewahl gibt GP35 neben der Erwartungshaltung der Zuschauer:innen auch sein Ziel an, den Leuten unterhaltsame Stunden bereiten zu wollen, die sie kurzfristig den Alltag vergessen lassen. Ob und inwieweit Niederdeutsch hierzu lediglich ein (besonders) geeignetes Mittel darstellt oder die Wahl der Gattung durch dieses Sprachstereotyp⁹⁷ bestimmt wird, kann nicht entschieden werden, zumal beide Aspekte ineinandergreifen.

Kernaussage 3:

Niederdeutsch hat positive Klangqualitäten.

Wie bereits die Ausführungen zu Kernaussage 2 verdeutlichen, bewertet GP35 das Niederdeutsche im Vergleich zum Hochdeutschen positiver, weil die Sprache einen angenehmeren Klang habe und weniger artikulatorischen Aufwand erfordere:

Also ich find's (für mich) besonders angenehm, ich sachte es vorhin schon, ((holt Luft 0,4s)) äh aus dem einfachen Grunde, weil's 'ne sehr melodische Sprache ist [I: Hmhñ.] und ((holt Luft 0,4s)) ähm • das/ die/ die klings einfach. • Weil, ((holt Luft 0,5s)) ähm (äh) die is angenehm fürs Ohr, • • • braucht nich so akzentu/ akzentuiert ausgesprochen zu werden, wie als wemman jetzt irgendwo ((holt Luft 0,5s)) äh (d)äh V/ 'n Vortrach halten muss. ((holt Luft 0,5s)) Ich verfall sowieso immer/ man merkt mir den Hamburger an, weil meine Endungen sind immer verschluckt un das ka/ darf ich mir im Plattdeutschen erlaubem, ((holt Luft 0,4s)) [I: Hmhñ.] im Hochdeutschen halt nicht. Da [I: Hñ.] muss ich ganz akzentuiert und deutlich sprechen. Un das is/ find ich doof. ((lacht 0,7s)) Ja, find ich einfach doof. [I: ((lacht 1,8s))] Ja.⁹⁸

GP35 stellt fest, dass das Niederdeutsche eine „sehr melodische Sprache“ sei, die neben ihrem angenehmen Klang auch durch eine weniger akzentuierte Aussprache gekennzeichnet werde. Anhand seines eigenen Sprachverhaltens verdeutlicht er den Kontrast zum Hochdeutschen, in dem er sich regionale Merkmale nicht erlauben dürfe. In seiner Paraphrase „Da [I: Hñ.] muss ich ganz akzentuiert und deutlich sprechen“ bringt er dies zugleich ikonisch zum Ausdruck, indem er die einzelnen Wörter bzw. Wortendungen klar artikuliert. Die darauf bezogene

96 NiH, GP35, Teil 2, 109–114.

97 Zur stereotypen Verbindung von Humor und Dialekt vgl. insgesamt Schröder 1995; auch Arendt 2019, S. 348.

98 NiH, GP35, Teil 1, 486–498.

affektive Haltung des Sprechers wird im anschließenden Urteil „Un das is/ find ich doof. ((lacht 0,7s)) Ja, find ich einfach doof. [I: ((lacht 1,8s))] Ja“ sichtbar und ist trotz des abmildernden Lachens eindeutig als negativ zu werten (zur Bewertung des Niederdeutschen als „angenehm“ vgl. auch Kernaussage 2).

Kernaussage 4:

Niederdeutsch ist für Norddeutsche und Hamburger:innen identitätsstiftend. Niederdeutsch ist Sprache der „Ureinwohner“/„Althamburger“.

Das identitätsstiftende Potential des Niederdeutschen wird von GP35 dadurch zum Ausdruck gebracht, dass er es als „Muttersprache“ und „Ursprungssprache“ konzeptualisiert. Er ist überzeugt, dass „[e]inige Leute [...] begriffen [haben], dass • Plattdeutsch unsere • Muttersprache ist, aus der wir eigentlich alle herkommen.“⁹⁹ So nehme er eine Sensibilisierung in der Bevölkerung wahr, „uns(r)e (d)äh U-Ursprungssprache wieder äh/ (d)äh anzunehm.“¹⁰⁰

Äh ((1,2s)) ich denke ma, viele besinnen sich auf unsere Ursprünge • s/ äh die/ ((holt Luft 0,6s)) die Hamburger oder die Norddeutschen/ de/ nich diesma die Norddeutschen d/ äh besinnen sich auf ihre Ursprünge, wo wir ma alle ma hergekommen sind. ((holt Luft 0,6s)) Äh und ((1s)) ähm ich behaupte einfach mal, dass ((holt Luft 0,9s)) ähm ((2,6)) viele Ho/ die Hochdeutsch sprechen, ((holt Luft 1s)) viele Begriffe auch • irgendwann übernehmen werden ausm Plattdeutschen. ((holt Luft 0,4s)) So ‚Schietbüdel‘ is einfach/ ich find/ das is für mich mein Lieblingswort, weil ich’s einfach süß finde.¹⁰¹

GP35 weist in seinen Ausführungen darauf hin, dass er sich nicht exklusiv auf Hamburg, sondern auf den gesamten norddeutschen (Sprach-)Raum beziehe. Die von ihm erwartete Zunahme niederdeutscher Interferenzen untermauert er mit seinem eigenen Sprachgebrauch, dass er ausgewählte Wörter aufgrund der vorgenommenen emotiven Zuschreibung (vgl. Kernaussage 2) in seine Alltagssprache aufgenommen habe. Insbesondere bei Personen, die aus Hamburg bzw. „plattdeutschen • Gefilden“¹⁰² stammen, vermutet er verstärkt positive Spracheinstellungen: „Äh d/ ich glaube, die/ die spüren, ((holt Luft 0,4s)) äh w-wie schön diese Sprache is un wie/ wie umgangssprachlich man damit viel besser miteinander umgehn kann“,¹⁰³ woraus er eine zunehmende Rolle des Niederdeutschen als Alltagssprache ableitet.

99 NiH, GP35, Teil 1, 591.

100 NiH, GP35, Teil 1, 456.

101 NiH, GP35, Teil 1, 594–596.

102 NiH, GP35, Teil 1, 415.

103 NiH, GP35, Teil 1, 416.

Den Niederdeutschgebrauch verortet GP35 in einzelnen Stadtgebieten, vor allem im Hafen¹⁰⁴ und in den ländlich strukturierten Gebieten der Vier- und Marschlande sowie bei ortsfesten Personen:

Also ((3,8s)) im Hafen wird's sicherlich noch viel gesprochen, sofern das die/ die (d)äh wirklich die Ureinwohner/ Ureinwohner, die Althamburger, sind. ((holt Luft 0,5s)) Äh Vier- und Marschlande – gang un geebe. (Und) äh [I: Hmhñ.] ich hab mal f-fürn Jahr in Bergedorf gewohnt. [...] Äh un da wurde auch noch sehr viel Plattdeutsch gesprochen, obwohl in Bergedorf ja n/ (d)äh wachsende St/ wachsende Stadt oder wachsende(r) Stadtteil gewesen is.¹⁰⁵

Als Sprecher:innengruppen rücken hier Einwohner:innen Hamburgs ins Zentrum, die in der Stadt (geboren und) aufgewachsen sind und deren Familien ggf. seit mehreren Generationen in der Stadt ansässig sind („Ureinwohner“, „Althamburger“).¹⁰⁶ Wie beim „Ursprungssprache“-Konzept wird auch hier die traditionelle Relevanz der Sprache betont.

Kernaussage 5:

Niederdeutsch spielt in international geprägten Stadtteilen Hamburgs keine Rolle.

Im Gegensatz zur angesprochenen Relevanz des Niederdeutschen für die Hamburger:innen (vgl. Kernaussage 4) steht seine Einschätzung, dass Niederdeutsch „immer noch viel zu wenig gesprochen“¹⁰⁷ werde, was der Sprecher mit Blick auf die Internationalität der Stadt plausibilisiert:

[...] [W]eil man natürlich auch grade in Hambuich ((holt Luft 0,5s)) ein/ ein t/ multi-kulti (d)äh/ äh nationales äh/ (d)äh ((holt Luft 0,6s)) ((2,2s)) Stadtteile un/ und äh ((1,2s)) Reservate, nenn ich das ma so. Wenn ich da in großen/ ((holt Luft 0,3s)) da an Mümmelmansberch oder so was denke, ((holt Luft 0,3s)) da wird so was nich passiern.¹⁰⁸

Die gewählte Bezeichnung „Reservate“ impliziert, dass GP35 – im Gegensatz zu „den gewachsenen Stadtteilen“¹⁰⁹ wie dem eigenen – in multikulturell geprägten Stadtteilen keinen Bedeutungszuwachs des Niederdeutschen erwartet, etwa in der

104 Zum Stereotyp *Plattdeutsch spricht man im Hamburger Hafen* vgl. Schröder 2019.

105 NiH, GP35, Teil 1, 409–413.

106 Ggf. wird hier ein nicht explizit gemachter Bezug zur Gruppe der *geborenen* bzw. der *gebürtigen* Hamburger:innen hergestellt (vgl. dazu <http://verein-geborener-hamburger.de/wir-sind>).

107 NiH, GP35, Teil 1, 419.

108 NiH, GP35, Teil 1, 419–420.

109 NiH, GP35, Teil 1, 422.

genannten Großwohnsiedlung Mümmelmannsberg in Hamburg Billstedt. Die Wortwahl indiziert zudem eine negative Wertung dieser Stadtteile.

5.2.3 *Selbstkonzept: individuelle Rollengestaltung und Positionierungen*

In Bezug auf das Selbstkonzept von GP35 können drei zentrale Kernaussagen unterschieden werden, die mit dem Sprachgebrauchswissen sowie die Spracheinstellungen des Sprechers verknüpft sind. Neben Positionierungen, die seine berufliche Rolle bzw. seine Rolle als Kulturschaffender betreffen, geben explizite Sprachbewertungen Einblick in das personale und sprachbezogene Identitätskonzept von GP35.

Kernaussage 6:

Niederdeutsch ist Sprache in einer leitenden kulturellen Position – GP35 als niederdeutschsprechende Persönlichkeit des lokalen Kulturbereichs.

Eine Positionierung zeichnet sich ab, als GP35 von der Interviewerin nach Gelegenheiten gefragt wird, in welchen er gegenwärtig Niederdeutsch verwende:

Sagen wer kraft meines Amtes, • • • in Anführungszeichen [I: Ja] bitte. Ja, so ähm t/ [I: ((lacht 1,1s))] m-man nennt mich ja den ‚Bürgermeister von Klein Borstel‘, • • • aber wie gesacht, in ganz großen Tüddelchen. ((holt Luft 0,5s)) Ähm da is das-s • so, dass es einige gibt, die mich (äh äh) auf Plattdeutsch ansprechen ((holt Luft 0,8s)) [I: Hmhñ.] un wo wir auch ins plattdeutsche Gespräch komm. T/ da [I: Hmhñ.] so/ wir hatten jetz so grade son Flohmarkt un son kleines Dorffest bei uns. ((holt Luft 0,5s)) Un da kam der ein oder andere, der wuss/ weiß ich denn schon, der kommt denn an un denn/ denn werd Platt schnackt.¹¹⁰

Der Niederdeutschgebrauch ist in der Schilderung von GP35 an seine Rolle als öffentlicher Funktionsträger gekoppelt, „m-man nennt mich ja den ‚Bürgermeister von Klein Borstel‘“. Die Bezeichnung „Bürgermeister“ ist hier (anders als bei GP29) nicht auf die berufliche Position, sondern auf die symbolische Wertschätzung seines Engagements im örtlichen Heimatverein bezogen. Aufgrund dieser Tätigkeit als Vereinsvorsitzender wird er bei lokalen Veranstaltungen auf Niederdeutsch angesprochen. Der referierte Sprachgebrauch wird durch ikonisches *Code-Switching* markiert: „denn werd Platt schnackt“.

110 NiH, GP35, Teil 1, 253–262.

In dem genannten Beispiel wirkt das Niederdeutsche als *we-Code*¹¹¹ zwischen GP35 und den Stadtteilbewohner:innen kontaktfördernd. Die Parallele zur Schilderung der Begegnungen mit dem ehemaligen Hamburger Bürgermeister Voscherau (vgl. Kernaussage 1) verweist auf die Selbstpositionierung als prominente Persönlichkeit des (lokalen) öffentlichen Lebens. Mit dem Niederdeutschgebrauch wird GP35 zugleich auf seine Rolle als Vereinsvorsitzender und Theaterleiter fixiert, die er auch annimmt, wie es der Wechsel ins Niederdeutsche signalisiert. Im Interview weist er sich dadurch als kompetenter Sprecher aus.

Kernaussage 7:

Der Gebrauch des Niederdeutschen im beruflichen und kulturellen Kontext schafft positive Anerkennung – GP35 als erfolgreicher Veranstaltungsexperte.

GP35 berichtet von ausschließlich positiven Reaktionen auf seine Niederdeutschkompetenz. So gebe es die ein oder andere Situation, in der er aufgefordert worden sei, Niederdeutsch zu sprechen, wie er es anhand eines Ereignisses aus dem beruflichen Kontext veranschaulicht. Er erläutert, dass er eine Weihnachtsfeier auf dem im Hamburger Hafen liegenden Museums- und Veranstaltungsschiff Cap San Diego organisiert habe. GP35 sei bei der Feier seines Kunden sowohl für die Planung wie auch für die Durchführung verantwortlich gewesen („ich bin so der/ Maitre de Plaisir nenn ich das ma, also für alles“¹¹²) und habe den niederdeutschen Spruch „Wer Dach för Dach sien Arbeit deit und jümmers aufn Posten steiht äh un deit dat goot un deit dat gern, ((holt Luft 0,3s)) de dörf sik ok ma amüsiern“¹¹³ zitiert und anschließend übersetzt, was bei den Anwesenden große Begeisterung hervorrief:

Also das äh/ das [I: Hmhñ.] hab ich denn übersetzt ((holt Luft 0,5s)) und das gab tosenden Applaus un denn er/ so kam 'n paar Leute ‚Mensch, das kannst Du ja auch. Das is ja ganz toll un ((holt Luft 0,3s)) vertell doch mal un schnack doch pa/ 'n beten mehr Platt' un so. ((holt Luft 0,3s)) Da kommt man denn schon mal.¹¹⁴

Auf positive Resonanz stoße GP35 darüber hinaus bei seinen Begrüßungen zu den Theateraufführungen:

111 Zur Funktion von *Code-Switching* als Identitätsmerkmal vgl. zusammenfassend Riehl 2009, S. 26–27; Petkova 2018. Mit den Konzepten *we-Code* und *they-Code* (vgl. Gumperz 1982, S. 66) wird auf die unterschiedlichen Funktionen referiert, die die verwendeten Sprachen/Varietäten im Gespräch erfüllen, und die situativ variieren können (vgl. Sebba/Wootton 1998, S. 275–276).

112 NiH, GP35, Teil 1, 312–314.

113 NiH, GP35, Teil 1, 315.

114 NiH, GP35, Teil 1, 316–322.

Ja, es is/ äh ich hab, äh wenn ich so meine Theateraufführung/ äh wenn die laufen/ ich begrüß die Leute immer, bevor der/ (äh) [I: Hmhñ.] bevor der Vorhang aufgeht. ((holt Luft 0,6s)) Und ich bin vor/ ((flattert mit den Lippen 0,7s)) • • vielleicht zehn Jahrn ((holt Luft 0,6s)) fing ich an • • äh d/ • • • die Begrüßunk in Plattdeutsch, ((holt Luft)) dann kurz 'n paar Formalien in Hochdeutsch un dann 'n bisschen über das Schnück/ ähm Stück in Plattdeutsch zu erzähl. ((holt Luft 0,5s)) Un das finden die Leute ganz toll, dass ich [I: Hmhñ.] also auch zeige, so ((holt Luft 0,3s)) äh er kann beides und er/ er führt uns jetz praktisch in das plattdeutsche Stück ein. ◡ Un das [I: Hñ.] finden die ganz toll.¹¹⁵

In beiden geschilderten Situation ruft die von GP35 demonstrierte Zweisprachigkeit Anerkennung hervor. GP35 positioniert sich als erfolgreicher Conférencier und stellt die eigene Kompetenz im Veranstaltungs- und Kulturbereich dar. Dies wird durch einen Verweis auf den Vergleich der von ihm geleiteten örtlichen Laienbühne mit dem professionellen Ohnsorg-Theater in der örtlichen Presse gestützt, den er mit einer Bescheidenheitsformel als *Captatio benevolentiae* implizit bekräftigt: „das Abendblatt hat mal geschrieben: ((holt Luft 0,6s)) äh ‚die Ohnsorchs von Klein Borstel, t/ äh weil viele Leute sagen: ‚Ihr seid besser als das Ohnsorch-Theater.‘ ◡ Ich halt das für Lob, was ich nich unbedingt annehme.“¹¹⁶

Kernaussage 8:

Niederdeutsch ist Muttersprache der Hamburger:innen – GP35 als Niederdeutsch-Liebhaber und Muttersprachler.

Nachdem GP35 der Interviewerin skizziert hat, wie er zur niederdeutschen Bühne gekommen ist, erläutert er seinen biographischen Zugang zum Niederdeutschen und thematisiert seine Sprachbewertungen:

Also ich bin jetz [I: Hñ.] nich so, dass ich damit groß geworden bin. ◡ Bedauer das sehr, ((holt Luft 0,4s)) weil ich liebe diese Sprache. ◡ Man kann so schön viele Sachen sagen, die man ((holt Luft 0,4s)) äh sons einglich nicht sagen kann. ((holt Luft 0,4s)) Ja, un so bin ich ins Plattdeutsche gekommen.¹¹⁷

Das Bedauern, nicht mit der Sprache aufgewachsen zu sein, begründet GP35 mit seiner Zuneigung („weil ich liebe diese Sprache“) und dem allgemeinen Hinweis auf die emotive Qualität des Niederdeutschen, das sich dazu eigne, „so schön viele Sachen [zu] sagen, die man ((holt Luft 0,4s)) äh sons einglich nicht sagen kann“. Durch die explizite Bewertung und durch die Betonung der vielen Formulierungsoptionen („so schön viele Dinge“) sowie durch die anschließende

115 NiH, GP35, Teil 1, 348–356.

116 NiH, GP35, Teil 2, 115.

117 NiH, GP35, Teil 1, 31–39.

Kontrastierung mit dem Hochdeutschen („sons“) bringt GP35 seine positive Spracheinstellung zum Ausdruck (vgl. Kernaussage 2).

GP35 expliziert seine Ausführungen, als er nach seinen Beweggründen für sein Engagement beim Plattdeutschen Rat befragt wird, und greift dabei erneut das Konzept der „Muttersprache“ (vgl. Kernaussage 4) auf, das er nun in sein Selbstkonzept aufnimmt:

Damit geh ich ((atmet laut aus 0,5s)) ganz zum Anfang an meine Ausführung: Plattdeutsch is einfach 'ne wunderbare Sprache und ((holt Luft 0,5s)) einfach zu handhaben und ••• sie klingt einfach gut. Un das is ••• letztendlich/ is zwar nich meine Muttersprache äh/ beziehungsweise is schon meine Muttersprache, aber ich bin nich so aufgewachsen. [I: Hmhñ.] ((holt Luft 0,4s)) Äh aber d/ das is eine für mich ((2,2s)) der ••• schönsten/ am schönsten klingenden Sprachen. ••• Und ((holt Luft 0,7s)) sie hat so viel/ so viel Beziehungs/ so viel/ so viel • Beziehung zu Hambuich, ((holt Luft 0,6s)) un da ich stolz bin, Hamburger zu sein, gehört das einfach dazu.¹¹⁸

Auch in diesem Zitat stehen die ans Niederdeutsche herangetragenen Attribute und Bewertungen im Vordergrund, durch welche sich GP35 als Liebhaber des Niederdeutschen und als niederdeutschsprechender Hamburger präsentiert. GP35 konzeptualisiert das Niederdeutsche als seine Muttersprache, ungeachtet der Tatsache, dass es nicht seine Erstsprache darstellt. Der Grund für seine sprachpflegerische Aktivität erschließt sich durch die Verbindung des Niederdeutschen zu Hamburg („gehört das einfach dazu“) und seine persönliche Loyalität zur Stadt („da ich stolz bin, Hamburger zu sein“). Durch die Selbstkategorisierung als Hamburger konstruiert GP35 im Gespräch zugleich seine regionale Identität (vgl. Kernaussage 4).¹¹⁹

5.2.4 Zusammenfassung

GP35, der erst im Jugendalter durch sein Engagement im Laientheater begonnen hat, Niederdeutsch zu lernen, konnte seine Sprachkenntnisse im Laufe des Lebens festigen. Bis auf wenige Jahre, in denen der Sprecher in einer Gemeinde in Schleswig-Holstein lebte, war sein privater und beruflicher Alltag jedoch hochdeutsch geprägt. Auch zum Zeitpunkt des Interviews ist das Niederdeutsche auf die Bereiche Heimatverein/Theater und Plattdeutscher Rat beschränkt. Im Kontext seines kulturellen Engagements wird häufig auch ein Bezug des Niederdeutschen zum eigenen Stadtteil hergestellt. Dass GP35 das Niederdeutsche nicht als umfassend einsetzbare Alltagssprache konzeptualisiert, sondern mit der Sprache

118 NiH, GP35, Teil 2, 422–427.

119 Zum Aspekt der Identität bei GP35 vgl. auch Neumann/Schröder 2017a, S. 234–235.

spezifische Situationen und Funktionen verbindet, verwundert daher nicht. Niederdeutsch ist für GP35 ganz überwiegend auf den Kultur- und Freizeitbereich eingeschränkt oder wird in der Gestaltung informeller Situationen im Nahbereich eingesetzt. Das Sprachkonzept gestaltet sich in Abgrenzung zum (förmlichen) Hochdeutschen; Niederdeutsch sei schön(-er), angenehm(-er) und vereinfache die Kommunikation, was der Sprecher mit persönlichen Erfahrungen und Beispielen untermauert. Insbesondere wird wiederholt eine besondere emotive Qualität der Sprache hervorgehoben, die dem gängigen Stereotyp des gemütlichen, angenehmen und sympathischen Niederdeutschen folgt und mit Beispielen illustriert wird.

Die Konzeptualisierung des Niederdeutschen als Muttersprache bzw. als Sprache Norddeutschlands stellt eine Verbindung zwischen Sprachkonzept und Selbstkonzept von GP35 her. Unabhängig von seinem biographischen Zugang und seiner Kompetenz stellt Niederdeutsch für ihn als Hamburger eine Muttersprache dar und ist somit ein zentraler Identitätsfaktor. Niederdeutsch ist wesentlicher Bestandteil des Selbstkonzepts als erfolgreicher Kulturschaffender und Conférencier. Sowohl in den untersuchten Spracheinstellungen als auch in den Positionierungen wird deutlich, dass GP35 mit dem Niederdeutschen emotional stark verbunden ist und der Sprache äußerst wertschätzend gegenübersteht. Das von ihm gezeichnete positive Bild der Sprache und zugleich der eigenen Person wird durch die referierte Rückmeldung anderer gestärkt, die seiner Zweisprachigkeit und seinen kulturellen Aktivitäten Anerkennung entgegenbringen.

6 Sprecherprofile: Sprachbiographie – Sprachkonzept – Selbstkonzept

Die Profile der beiden vorgestellten Sprecher demonstrieren, auf welche spezifische Weise sprachbezogene Identität im Interview modelliert wird und welchen Anteil Sprachbiographie, Sprachkonzept und Selbstkonzept jeweils haben. Zwischen allen drei Komponenten werden deutliche Interdependenzen sichtbar: Zum bilingualen Sprecher GP29, der Niederdeutsch in seiner frühen Kindheit erworben hat und im Laufe seines Lebens stets nutzte, passen seine wenig emotionsbezogenen Stellungnahmen zum Niederdeutschen und seine Abweisung jeglicher stereotypen Vorstellung zur speziellen Eignung des Niederdeutschen für bestimmte Themen oder Situationen. Im Gegensatz dazu argumentiert GP35, der erst im Jugendalter und domänenbezogen aktiv mit dem Niederdeutschen in Berührung kam, emotionsbezogen und produziert verbreitete stereotype Auffassungen von der verharmlosenden und nächstiftenden emotionalen

Wirkung des Niederdeutschen. Dementsprechend kristallisieren sich bei den Gewährspersonen zwei Sprachkonzepte heraus, die unterschiedliche Aspekte in den Mittelpunkt rücken: bei GP29 das Konzept der potentiellen Alltagssprache, das auf die kommunikative Funktion referiert, bei GP35 das Konzept der übergreifenden Ursprungs- bzw. Muttersprache, das auf die sozialsymbolische Funktion des Niederdeutschen Bezug nimmt.¹²⁰

Ähnlichkeiten zeigen sich vor allem darin, dass das Niederdeutsche bei beiden Sprechern als (positives) Mittel der Selbstdarstellung fungiert und zur Herstellung sozialer Zugehörigkeit genutzt wird, wenn auch auf unterschiedliche Weise. So verstärken bei GP29 die Positionierungsakte die Konstruktion der eigenen Rolle als Politiker und leitender Verwaltungsbeamter, indem die universelle Eignung des Niederdeutschen betont wird, die auch offiziellen Situationen gerecht wird, während bei GP35 die Konstruktion der eigenen Rolle als Vereinsvorsitzender und Theaterleiter im Vordergrund steht und der eher informelle kulturelle Gebrauch des Niederdeutschen als Vereins-, Theater- und Veranstaltungssprache hervorgehoben wird. Während GP29 *mit* Niederdeutsch Erfolge in Beruf und Politik erzielt, erhält GP35 im kulturellen und sozialen Bereich Anerkennung *durch* Niederdeutsch. Beide Gewährspersonen sind sich einig, dass Niederdeutsch in internationalen bzw. multikulturellen Kontexten keine Rolle spielt. GP29 schildert eine solche Situation in einem Großbetrieb des Flugzeugbaus, für den er als Politiker verantwortlich war, GP35 grenzt sich von entsprechenden Stadtteilen, die er dem eigenen gegenüberstellt, durch die negative Bezeichnung „Reservat“ ab.

Die Ergebnisse lassen auch erkennen, dass die Frage nach der Funktion des Niederdeutschen, die im Spannungsverhältnis von sinkenden Sprecher:innenzahlen und Domänenzuwachs zu verorten ist, in Rekurs auf die Faktoren Sprachbiographie, Spracheinstellungen und sprachbezogene Identität und ihre Interdependenz zu beantworten ist. Während GP35 dem Niederdeutschen eine situations- und themenspezifische Eignung zuschreibt und dabei besonders den symbolischen und identifikatorischen Wert betont, hält GP29 trotz (oder gerade wegen) der rückläufigen Sprechgelegenheiten am vielseitigen kommunikativen Potential der Sprache fest und sieht im Niederdeutschen mehr als nur ein schmückendes Abzeichen. Die individuellen Sprach- und Selbstkonzepte korrelieren

120 Vgl. hierzu die Ergebnisse von Jürgens 2015, S. 375–385, und Jürgens 2011, S. 19–20, die mit der Terminologie von Hüllen 1992, S. 302–307, einen Sprachgebrauchswandel des Niederdeutschen in Hamburg beschreibt, der mit unterschiedlich ausgeprägten Konzeptualisierungen in Verbindung steht, die neben funktionalen Aspekten (im Sinne einer *Kommunikationssprache*) zunehmend auch affektiv-wertende Aspekte (im Sinne einer *Identifikationssprache*) umfassen.

unmittelbar mit der Sprachbiographie und den Sprachkenntnissen des jeweiligen Sprechers. Das Alltagssprachliche Konzept ist verbunden mit einer umfassenden Kompetenz, die durch lebenslange Sprachverwendung gestützt ist, das funktional spezialisierte Konzept mit einer eingeschränkten Kompetenz, die den Gebrauch in weiteren Domänen unmöglich macht oder zumindest stark erschwert. Diese Konstellationen bedingen auch die Ausprägungen der Selbstkonzepte einmal als versierten Sprachpolitiker und Förderer des Niederdeutschen und einmal als engagierten Kulturschaffenden und Sprachliebhaber. Es bleibt künftig zu prüfen, inwiefern die beschriebenen Profile als repräsentativ angesehen werden können oder ob weitere markante Profiltypen im Analysekorpus sichtbar werden.

Analysekorpus

NiH = Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg. Projektleitung: Ingrid Schröder; wissenschaftliche Mitarbeiterinnen: Carolin Jürgens, Lara Neumann, in Kooperation mit Christine Fuhrmeister; studentische Hilfskräfte: Franziska Fleischhauer, André Pabst, Bernadette Schlaffner, Verena Turkowski. Projektlaufzeit: 1.6.2014–31.3.2018 (DFG-Projektnummer: 252571381).

Literaturverzeichnis

- Ackermann-Boström, Constanze: Gelebte Mehrsprachigkeit im Plattenbau. Untersuchungen von Narrativen und Praktiken russlanddeutscher junger Erwachsener (*Studia Germanistica Upsaliensis*; 61). Uppsala 2018.
- Adler, Astrid/Ehlers, Christiane/Goltz, Reinhard/Kleene, Andrea/Plewnia, Albrecht: Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016. Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung. Mannheim 2016.
- Albarracín, Dolores/Johnson, Blair T./Zanna, Mark P.: Attitudes. Introduction and Scope. In: Albarracín, Dolores/Johnson, Blair T./Zanna, Mark P. (Hrsg.): *The Handbook of Attitudes*. New York 2005, S. 3–19.
- Allport, Gordon: Attitudes. In: Murchison, Carl M. (Hrsg.): *A Handbook of Social Psychology*. Worcester (Massachusetts)/London 1935, S. 798–844.
- Arendt, Birte: Niederdeutschkurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien, Politik (*Philologische Studien und Quellen*; 224). Berlin 2010.
- Arendt, Birte: Wie sagt man hier? Bewertungen von Regionalsprache, Dialekt und Standard im Spannungsfeld von regionaler Identität und sozialer Distinktion. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): *Sprache im Urteil der Öffentlichkeit* (*Handbücher Sprachwissen*; 10). Berlin/New York 2019, S. 333–352.

- Berend, Nina: Sprachliche Anpassung. Eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen (Studien zur deutschen Sprache; 14). Tübingen 1998.
- Betten, Anne: „Vielleicht sind wir wirklich die einzigen Erben der Weimarer Kultur“. Einleitende Bemerkungen zur Forschungshypothese „Bildungsbürgerdeutsch in Israel“ und zu den Beiträgen dieses Bandes. In: Betten, Anne/Du-nour, Miryam (Hrsg.): Sprachbewahrung nach der Emigration – das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente. Unter Mitarbeit von Monika Dannerer (Phonai; 45). Tübingen 2000, S. 157–181.
- Betten, Anne/Du-nour, Miryam (Hrsg.): Sprachbewahrung nach der Emigration – das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente. Unter Mitarbeit von Monika Dannerer (Phonai; 45). Tübingen 2000.
- Bieberstedt, Andreas: Hochdeutsch-niederdeutsche Sprachvariation in der Hamburger Peripherie. Zum Zusammenhang von Urbanisierung und rezentem Sprachwandel in Norddeutschland. In: Christen, Helen (Hrsg.): Sprechen, Schreiben, Hören. Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Wien, 20.–23. September 2006. Wien 2008, S. 37–61.
- Bieberstedt, Andreas: „Das hieß dann, die können kein richtiges Deutsch in der Schule.“ Autobiographische Äußerungen Hamburger Dialektsprecher zu ihrer schulischen Sprachsozialisation. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34). Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 251–306.
- Bieberstedt, Andreas: Lebenslauf und Sprachbiographie. Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 47–80.
- Bößhenz, Katja V.: Die sozialsymbolisierende Funktion der Dialekt-Standard-Variation (Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache; 43). Mannheim 2011.
- Cuonz, Christina: Was kann die diskursive Einstellungsforschung (nicht)? Methodologische und epistemologische Überlegungen. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hrsg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung (Stauffenburg Linguistik; 8). Tübingen 2014, S. 31–64.
- Dittmar, Norbert: Wie kam das Wendekorpus zustande? In: Dittmar, Norbert/Paul, Christine (Hrsg.): Sprechen im Umbruch. Zeitzeugen erzählen und

- argumentieren rund um den Fall der Mauer im Wendekorpus. Mannheim 2019, S. 11–14.
- Eagly, Alice H./Chaiken, Shelly: *The Psychology of Attitudes*. Fort Worth [u. a.] 1993.
- Eagly, Alice H./Chaiken, Shelly: Attitude structure and function. In: Gilbert, Daniel T./Fiske, Susan T./Lindzey, Gardner (Hrsg.): *The Handbook of Social Psychology*. 1. Bd. 4. Aufl. New York 1998, S. 269–322.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: *Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen. Teil 2: Sprachgebrauch und Sprachwahrnehmung (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 5)*. Berlin 2022.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Von der Sprachbiographie zur Sprachgebrauchsgeschichte. Die Rekonstruktion des Varietätengebrauchs auf den Rostocker Werften. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 143–165.
- Ehlich, Konrad: Alltägliches Erzählen. In: Sanders, Willy/Wegenast, Klaus (Hrsg.): *Erzählen für Kinder – Erzählen von Gott. Begegnungen zwischen Sprachwissenschaft und Theologie*. Stuttgart 1983, S. 128–150.
- Eller-Wildfeuer, Nicole: *Sprecherbiographien und Mehrsprachigkeit. Deutschbasierte Minderheitensprachen in Osteuropa und Übersee (Stauffenburg Linguistik; 96)*. Tübingen 2017.
- Elementaler, Michael/Niebuhr, Oliver: Platt – Missingsch – Petuh. Enregistermentprozesse zwischen Hamburg und Flensburg. In: Anderwald, Lieselotte/Hoekstra, Jarich (Hrsg.): *Enregisterment. Zur sozialen Bedeutung sprachlicher Variation (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft; 8)*. Frankfurt a. M. 2017, S. 107–141.
- Fischer, Lorenz/Wiswede, Günter: *Grundlagen der Sozialpsychologie*. 3., neu bearb. Aufl. München 2009.
- Fix, Ulla: Sprachbiografien als Zeugnisse von Sprachgebrauch und Sprachgebrauchsgeschichte. Rückblick und Versuch einer Standortbestimmung. In: Franceschini, Rita (Hrsg.): *Sprache und Biographie (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 40, H. 160)*. Stuttgart [u. a.] 2010, S. 10–28.
- Franceschini, Rita: Sprachbiographien. Erzählungen über Mehrsprachigkeit und deren Erkenntnisinteresse für die Spracherwerbsforschung und die Neurobiologie der Mehrsprachigkeit. In: *Bulletin suisse de linguistique appliquée* 76 (2002), S. 19–33.

- Franceschini, Rita: Language biographies. In: *Sociolinguistica* 36 (2022), H. 1–2, S. 69–83.
- Geschwill, Tatjana: Sprache und Identität im Bukowiner Judentum. Eine sprachbiographische Analyse (Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften; 3). Heidelberg 2015.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L.: *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. 3., unveränd. Aufl. Bern 2010.
- Gumperz, John J.: *Discourse strategies*. Cambridge [u. a.] 1982.
- Günthner, Susanne: Kleine interaktionale Erzählungen als Ressourcen der Fremd- und Selbststilisierung. In: Kern, Friederike/Morek, Miriam/Ohlhus, Sören (Hrsg.): *Erzählen als Form – Formen des Erzählens* (Reihe Germanistische Linguistik; 295). Berlin/Boston 2012, S. 65–83.
- Haddock, Geoffrey/Maio, Gregory R.: Einstellungen. In: Jonas, Klaus/Stroebe, Wolfgang/Hewstone, Miles (Hrsg.): *Sozialpsychologie*. Berlin/Heidelberg 2014, S. 198–228.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B.: Die sozialsymbolische Funktion der Sprache. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1). 1. Teilbd. 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. Berlin/New York 2004, S. 491–502.
- Hoffmann, Ludger: Berichten und Erzählen. In: Ehlich, Konrad (Hrsg.): *Erzählen in der Schule* (Kommunikation und Institution; 10). Tübingen 1984, S. 55–66.
- Hoffmeister, Toke: *Sprachwelten und Sprachwissen. Theorie und Praxis einer kognitiven Laienlinguistik* (Sprache und Wissen; 52). Berlin/Boston 2021.
- Hopf, Christel/Rieker, Peter/Sanders-Marcus, Martina/Schmidt, Christiane: *Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Sozialisation und rechtsextreme Orientierung junger Männer*. Weinheim/München 1995.
- Hügli, Anton: Identität. In: Bermes, Christian/Dierse, Ulrich (Hrsg.): *Schlüsselbegriffe der Philosophie des 20. Jahrhunderts* (Archiv für Begriffsgeschichte. Sonderheft; 6). Hamburg 2010, S. 131–148.
- Hüllen, Werner: Identifikationssprachen und Kommunikationssprachen. Über Probleme der Mehrsprachigkeit. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 20 (1992), S. 298–317.
- Jürgens, Carolin: „Plattdeutsch ist Hobbysprache“. Der individuelle Wandel des Sprachgebrauchs Hamburger Niederdeutschsprecher. In: Sahel, Sahid/Vogel, Ralf (Hrsg.): *NLK-Proceedings*. 12. Norddeutsches Linguistisches

- Kolloquium. Braunschweig 2011, S. 1–23. [Online-Ressource: <https://biecoll.uni-bielefeld.de/index.php/nlk/article/view/346/439> (18.11.2023)]
- Jürgens, Carolin: Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg (Deutsche Dialektgeographie; 119). Hildesheim 2015.
- Jürgens, Carolin: Regionale Identität per Einkaufsstüte. Eine Fallstudie zum Enregisterment des Niederdeutschen in Hamburg. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34). Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 307–343.
- Jürgens, Carolin/Schröder, Ingrid: Sprachstereotype und ihre Realisierungen im Gespräch. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34). Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 345–385.
- Kloss, Heinz: Abstandsprache und Ausbausprache. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hrsg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 1. Teilbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1). Berlin/New York 1987, S. 302–308.
- Kohli, Martin: Der institutionalisierte Lebenslauf. Ein Blick zurück und nach vorn. In: Allmendinger, Jutta (Hrsg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. 1. Bd. Opladen 2003, S. 525–545.
- König, Katharina: Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen. Berlin 2014.
- Kuckartz, Udo: Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007.
- Lasagabaster, David: Attitude/Einstellung. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hrsg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1). 1. Teilbd. 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. Berlin/New York 2004, S. 399–405.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 5 (2004), S. 166–183. [Online-Ressource: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/ga-lucius.pdf> (18.11.2023)]

- Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 9. Aufl. Weinheim/Basel 2007.
- Meng, Katharina: Russlanddeutsche Sprachbiografien. Untersuchungen zur sprachlichen Integration von Aussiedlerfamilien (Studien zur deutschen Sprache; 21). Tübingen 2001.
- Mummendey, Hans-Dieter: Psychologie der Selbstdarstellung. Unter Mitarbeit von Stefanie Eifler und Werner Melcher. 2. Aufl. Göttingen [u. a.] 1995.
- Mummendey, Hans-Dieter: Psychologie des „Selbst“. Göttingen [u. a.] 2006.
- Nekvapil, Jiří: Sprachbiographien und Analyse der Sprachsituation. Zur Situation der Deutschen in der Tschechischen Republik. In: Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): Leben mit mehreren Sprachen. Vivre avec plusieurs langues. Sprachbiographien (Transversales; 9). Bern 2004, S. 147–172.
- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid: Identitätskonstruktionen in sprachbiographischen Interviews. Analysen zur Funktion des Niederdeutschen in Hamburg. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017a, S. 225–242.
- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid: Zur Bewertung von Niederdeutsch und lokalem Substandard in Hamburg. In: Linguistik Online 85/6 (2017b), S. 227–255. [Online-Ressource: <https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/4088/6135> (18.11.2023)]
- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid: 'N *büschchen breit, nä*. Wahrnehmung und Bewertung des Hamburgischen. In: Muttersprache 133 (2023), S. 139–155.
- Penya, Tomas: Sprachbiografien und sprachliche Identität in erfolgreich migrierten Familien. Vier Familienportraits. Göttingen 2017.
- Petkova, Marina: Code-switching und Gruppenkonstellationen. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hrsg.): Handbuch Sprache in sozialen Gruppen (Handbücher Sprachwissen; 9). Berlin/Boston 2018, S. 218–232.
- Rehbein, Jochen/Schmidt, Thomas/Meyer, Bernd/Watzke, Franziska/Herkenrath, Annette: Handbuch für das computergestützte Transkribieren nach HIAT (Arbeiten zur Mehrsprachigkeit. Folge B; 56). Hamburg 2004.
- Reisigl, Martin: Stereotyp. Ein ambiges Konzept zwischen verfestigter Denkökonomie, sprachlichem Schematismus und gefährlicher Handlungsdetermination. Teil 1. In: Archiv für Begriffsgeschichte 50 (2008), S. 231–253.
- Ricoeur, Paul: Narrative Identität. In: Heidelberger Jahrbücher 31 (1987), S. 57–67.
- Riehl, Claudia M.: Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. 2., überarb. Aufl. Tübingen 2009.

- Rosa, Hartmut: Identität. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hrsg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart 2007, S. 47–56.
- Rosenberg, Milton J./Carl I. Hovland: Cognitive, Affective and Behavioral Components of Attitudes. In: Rosenberg, Milton J./Hovland, Carl I./McGuire, William J./Abelson, Robert P./Brehm, Jack W. (Hrsg.): Attitude Organization and Change. An Analysis of Consistency among Attitude Components. New Haven/London 1960, S. 1–14.
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main/New York 1995.
- Roth, Marita: Stereotype in gesprochener Sprache. Narrative Interviews mit Ost- und Westberliner Sprechern 1993–1996 (Stauffenburg Linguistik; 36). Tübingen 2005.
- Scharioth, Claudia: Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern (Deutsche Dialektgeographie; 120). Hildesheim/Zürich/New York 2015.
- Schiffrin, Deborah: Narrative as Self-portrait. Sociolinguistic Constructions of Identity. In: *Language in Society* 25 (1996), S. 167–203.
- Schlobinski, Peter: Grundlagen und Aspekte der Soziolinguistik (Networx; 94). Hannover 2022. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.15488/11889> (18.11.2023)]
- Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin: Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt. Niederdeutsch in Hamburg (NiH). Eine Projektskizze. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 11–46.
- Schröder, Ingrid: Sprachbiographie und Spracheinstellung. Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt? In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hrsg.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 2018). Berlin/Boston 2019, S. 99–120.
- Schröder, Martin: Humor und Dialekt. Untersuchungen zur Genese sprachlicher Konnotationen am Beispiel der niederdeutschen Folklore und Literatur (Name und Wort; 14). Neumünster 1995.
- Sebba, Mark/Wootton, Tony: We, they and identity. Sequential vs. identity-related explanation in code-switching. In: Auer, Peter (Hrsg.): Code-switching in conversation. Language, interaction and identity. London [u. a.] 1998, S. 262–285.

- Spitzmüller, Jürgen/Flubacher, Mi-Cha/Bendl, Christian: Soziale Positionierung. Praxis und Praktik. Einführung in das Themenheft. In: Wiener Linguistische Gazette 81 (2017), S. 1–18.
- Stellmacher, Dieter: Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefasste Bestandsaufnahme (Schriften des Instituts für Niederdeutsche Sprache; 14). Leer 1987.
- Stempel, Wolf-Dieter: Zur Frage der narrativen Identität konversationeller Erzählungen. In: Lämmert, Eberhard (Hrsg.): Erzählforschung. Ein Symposium (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Sonderband. Germanistische Symposien-Berichtsbände; 4). Stuttgart 1982, S. 7–32.
- Thim-Mabrey, Christiane: Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hrsg.): Sprachidentität. Identität durch Sprache. Tübingen 2003, S. 1–18.
- Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiographie aus linguistischer Sicht. In: Bulletin suisse de linguistique appliquée 76 (2002), S. 1–14.
- Wirrer, Jan: Sprecherbiographie, soziales Alter und kommunikative Netzwerke. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 81–104.
- Wirrer Jan: Sprachwissen – Spracherfahrung. Untersuchungen zum metasprachlichen Wissen sprachwissenschaftlicher Laien (Deutsche Dialektgeographie; 166). Hildesheim/Zürich/New York 2021.

Online-Ressourcen

- Niederdeutschsekretariat & Bunnsraat för Nedderdüütsch. [<https://www.niederdeutschsekretariat.de> (18.11.2023)]
- Plattdeutscher Rat für Hamburg. [<https://www.platt.hamburg/> (18.11.2023)]
- Verein geborener Hamburger e. V. [<http://verein-geborener-hamburger.de/wir-sind> (18.11.2023)]

Tamah Sherman/Jiří Homoláč

Language biographies and management summaries revisited¹

Abstract: Der Beitrag unterzieht das Konzept der *Management Summaries* im Bereich sprachbiografischer Forschung einer erneuten Überprüfung. Ausgangspunkt ist vor allem die Arbeit von Jiří Nekvapil (2004), der zeigen konnte, wie *Management Summaries* verwendet werden können, um soziolinguistische Normen historischer Perioden aufzudecken. Bei Nekvapil sind dies Normen, die das Sprachverhalten von Personen deutscher Ethnie in der Tschechischen Republik in der Zeit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beeinflussen. Unser Schwerpunkt liegt im Folgenden auf zwei Aspekten. Zum einen wollen wir, wie in der Arbeit von Nekvapil, einige kollektive Auffassungen in Bezug auf Sprache sowie deren Entwicklung in einem bestimmten Zeitraum und innerhalb bestimmter Gruppen aufdecken. Im Fall von Nekvapil handelt es sich bei der fraglichen Gruppe um Deutschsprachige. In unserem Fall werden englische Muttersprachler fokussiert, die seit den 1990er Jahren in der Tschechischen Republik leben. Zweitens betrachten wir die Form der *Management Summaries*, ihre Erhebung und ihre generelle Bedeutung als Datenquelle, insbesondere im Hinblick auf die einzelnen Phasen des Sprachmanagementprozesses.

Keywords: Language Management, Management Summaries, Language Biographies, Czech as a Foreign Language, Language Testing

1 Introduction

This paper aims to reconsider the concept of management summaries in the genre of language biographies. Its point of departure is primarily the work of Jiří Nekvapil (2004), which demonstrated how management summaries can be used to uncover sociolinguistic norms from historical periods, in this case the latter half of the 20th century in the Czech lands in relation to individuals of German ethnicity. Our focus here is twofold. One, like in the Nekvapil paper, we aim to uncover some of the shared understandings related to language, as well as their development during a specific time period and among specific groups. In Nekvapil's case the group in question are German speakers. In our case, the group in question are native English speakers living in the Czech Republic beginning

1 Work on this text was supported by the Czech Science Foundation project no. GA21-03092S, *The relevance of language exams for permanent residence in the life course of non-EU nationals living in the Czech Republic.*

in the 1990s. Two, we consider the form of the management summaries, their elicitation, and their role as a source of data in general, particularly in regard to individual phases of the language management process.

2 Management summaries and their contribution to research on language management

The concept of the management summary emerged as a part of the language management framework. Within this framework, language management (hereafter LM) refers to the many types of activities in which people engage wherein language, including, but not limited to, its structure, use or status, is the object.² Research on these activities is crucial not only for the description and analysis of sociolinguistic situations, but also in interdisciplinary endeavors, such as the understanding of how historical events, economic conditions or sociological developments are connected to language use. Language biographical inquiry is undoubtedly one such endeavor.

One key aspect of the LM framework is its focus on the processual character of metalinguistic behavior, with four to five phases distinguished: noting, evaluation, adjustment design, implementation³ and potentially also post-management evaluation or feedback following the completion of the process.⁴ The point of departure is that language users are continually encountering situations in which something deviates from their expectations or the norms that they are accustomed to in the given context. One example of this might be our expectation regarding the choice of language in an encounter. Based on an expectation that can be paraphrased as *English is spoken everywhere*, a speaker may approach an interlocutor in a non-English-speaking country without asking first if that person speaks English. Upon discovering that the interlocutor does not speak English (i. e., noting of the deviation from expectations) and evaluating this fact negatively, the speaker may select from a number of possible adjustments such as attempting to use another language, employing electronic translation technology, resorting to other communicative means such as gestures, or ending the interaction. The selected adjustment may be implemented and then later re-evaluated.

If we imagine that the situation above is experienced repeatedly by the speaker, a summary of these management processes might be *I only use a few words of Czech when the other person doesn't speak any English at all, I keep my Google translator*

2 Jernudd/Neustupný 1987; Nekula/Sherman/Zawiszová 2022.

3 Jernudd/Neustupný 1987.

4 Kimura 2014.

handy because so many people don't speak English or Nobody speaks English in that shop so I stopped going there. Management summaries can also relate to more macro-level situations, such as *All the kids are learning English as their first foreign language, but after that they won't want to learn anything else, so we decided our son should learn German first.* Statements like these are a part of everyday life for everyone, and the LM framework helps us to make them more explicit. It is thus no surprise that we would find them in ordinary talk or in interviews.

As the LM framework has been in use in some form since the late 1960s, its relatively large body of emergent research now allows us to point to some general methodological tendencies. One of these is that, at this point in time, it can be safely stated that the management summary (hereafter MS) is the most commonly encountered form of data on LM when any form of qualitative interviewing is used as a method.⁵ It can also be a byproduct, for example, of questionnaire research involving a final section in which participants may freely comment.⁶ Additionally, it is typical for *naturally-occurring* data collected from online media,⁷ or other written sources, e. g., linguistics texts⁸ or historical documents such as personal letters.⁹

The concept of the MS was initially used by Jiří Nekvapil in 2004 in a re-analysis of data that was originally collected in the 1990s. This consisted of a series of language biography interviews conducted with ethnic Germans who remained in Czechoslovakia following the post-war expulsion of Germans in 1945. The text deals with “the problem of conducting individual language biographies as well as with the typical language biography of particular communities”.¹⁰ Nekvapil explores the usefulness of the three-part model by Denzin (1989), which distinguishes between the reality of life, reality of the subject and the reality of the text, pointing out that extracting information regarding both the reality of life and the reality of the subject from language biographies helps to characterize the situation of a particular community.

Nekvapil considered the MS to be an essential aspect of the language biography material and detailed its relationship to the description of individual tokens of LM, which are also found in language biographies, stating that

5 Fairbrother 2015; Marriott 2015; Rudwick 2018; Sherman 2006; Sherman/Homoláč 2014; 2017; 2021; Nekula 2021a; Nekula 2021b; Yoshimitsu 2009; Yoshimitsu 2013.

6 Marriott 2013.

7 Sloboda/Nábělková 2013; Sherman 2009; Sherman/Švelch 2015.

8 Dovalil 2018.

9 Nekula 2023.

10 Nekvapil 2004, p. 9.

[n]arrating one's life requires, among other things, summarizing a lot. In language biographies, management summaries are therefore almost certain to be found. Mr. S's self-categorization "I am self-taught in Czech" [...] may be based on thousands of tokens of simple management, which he as a matter of course did not mention in his story.¹¹

He also pointed to one particular rhetorical device used in MS, the extreme case formulation,¹² in which speakers describe, summarize or evaluate something in a seemingly exaggerated way, using expressions such as *everybody*, *nobody*, *always*, *never*, and the like. In regard to such statements, he emphasizes that "even such 'untrue' formulations may be socially relevant."¹³

Management summaries have been made the focus of the analysis in a number of studies that followed, and mentioned in the description of data in many others. Sherman (2006) explored the MS which came out of interaction interviews with American Mormon missionaries in the Czech Republic, and showed how these can reveal a very specific set of norms that are in operation for their daily activities. Sherman and Homoláč (2014) dealt extensively with MS which came from language biography and follow-up interviews with members of the 1.5¹⁴ and 2nd generation of Vietnamese living in the Czech Republic. In this case, MS were extracted from initial semi-structured interviews, and then used as the basis for follow-up interviews. As a result, the initial MS were often confirmed or reformulated as further MS, which led to the conclusion that the summaries remained more or less consistent. Also, when MS were repeated by multiple interview participants, the researchers could gain important information on the management conducted in specific communities or among people with a similar language background. They state that

[i]t is important to point out that MS are a naturally-occurring phenomenon which can be found in numerous other sources which are not research situations, e.g. in everyday conversation or in written genres, particularly in evaluative ones such as reviews. Though Neustupný (1994: 67), points out that "summaries of language problems provided by speakers in interviews do not necessarily reflect the range of problems encountered in discourse", i.e. a given problem must be assigned the appropriate relevance by the speaker/writer to be worthy of mention, in research of an exploratory character, these summaries can provide information that is unattainable through other methods.¹⁵

11 Nekvapil 2004, p. 25.

12 Pomerantz 1986.

13 Nekvapil 2004, p. 27. See also Nekula 2021a for the further examination of extreme case formulations in MS in language biography interviews.

14 The 1.5 generation (Rumbaut 2004) consists of individuals who immigrated to the new country as children and thus experienced a certain degree of socialization in their native country.

15 Sherman/Homoláč 2014, p. 296.

In a similar vein Fairbrother (2015) conducted semi-structured interviews with plurilingual residents of Japan and analyzed their MS, detailing their usefulness as an analytic unit in that they

can provide a broader overview of the problems residents of Japan face in everyday life and can pinpoint specific areas where further research is needed. Also, because the management of language and power is not restricted to actual incidents of language use on the micro level, but also incorporates general attitudes towards language use and issues of identity, management summaries can help the researcher to detect language management at both the micro and macro level of interaction.¹⁶

3 Project background

The language biography that we will analyze in this paper emerged as part of a larger research project focused on a specific instance of organized LM on the part of the Czech state: the institution of a language requirement for citizens of third-countries (non-EU) applying for permanent residence. This group of individuals in question is a very diverse one. As the project aimed to capture the full range of language backgrounds and socioeconomic situations as well as cover these groups in a representative manner, four categories were established at the outset: Ukrainians, Vietnamese, Russians, and English speakers. The first three groups represent the most numerous nationalities of third-country nationals living in the Czech Republic. But it is the final group that will be the subject of our analysis. This group was defined very roughly as consisting of anyone who did not fall into one of the first three groups, and it was presumed that many (though not all) of these people would speak English, either as a first language or an additional one.

4 The interview

The interviewee contacted one of the researchers in response to an advertisement placed on a Facebook group for women from abroad living in the Czech Republic. The interview took place in that researcher's office. As with many of our previous studies, there were two interviewers, a Czech male and an American female, whose identities were known to the interviewee. In particular, given the shared ethnolinguistic background and some language biography details of one interviewer and the interviewee (both were Americans living in the Czech Republic for many years), many issues were presumed to be understood and not explained in detail. It should also be mentioned that among this particular ethnolinguistic

16 Fairbrother 2015, p. 62.

group, it was very common for people to *tell their stories* of how they came to live in Prague when first getting to know each other, so certain aspects of their language biographies are often not being narrated for the first time, but rather, have been shared and have evolved over time.

4.1 Ms. G.'s reconstructed language biography

Ms. G. was born in the midwestern United States in 1965. She grew up in a monolingual household and had minimal foreign language classes prior to her university studies, during which she majored in French (and later, journalism), spent ten months in France, and also learned Italian. She used both languages professionally in the United States initially, working in a call center, then did a number of other jobs. She was looking to leave her home region and based on the recommendation of a friend who was already living in Prague, decided to move there with the idea that she could work in journalism and also learn Czech, given her language background. She arrived in 1996. She initially worked as an English teacher and a proofreader, and later as a journalist for the local English-language media. She began learning Czech with a tutor but did not make extensive progress, and also immediately became integrated socially into English-speaking networks. After seven years, she received a job offer in Azerbaijan, where she then spent two and a half years, during which she studied Azeri and Russian. She then decided to return to Prague, which she wanted to make her permanent home. For this reason, she decided to improve her Czech knowledge. She worked with a number of textbooks and also attempted to increase her passive exposure to the language. She was interested in gaining permanent residence in the Czech Republic, and by the time she was eligible, a Czech language exam at A1 level of the Common European Framework Reference for Languages was required, and she passed it in 2014. She prepared for the exam by going through the official exam booklet with a colleague. Her level at the time of the exam was higher than A1, so she did not have difficulty passing. Following the exam, she wanted to continue improving her Czech, but her social life remained primarily in English. At the time of the interview, she was preparing for the B1-level language exam and the realia test required for Czech citizenship. She was also interested in further improving her Czech for the purposes of local civic participation and volunteer work.

As can be observed from this reconstruction, there are several key points in Ms. G.'s biography, including arriving in the country, the initial routinization of language practices upon arrival and the decision to remain in the Czech Republic permanently. In the following sections, we will explore what the MS contained in the semi-structured interview can tell us more generally about management

processes in the contexts of her language biography. Overall, Ms. G.'s language biography is characterized by one major theme – that she is dissatisfied with the level of Czech language she has achieved even after many years of living in the Czech Republic, as she stated early in the interview “my Czech sucks after twenty some years here” or later that “my Czech is crap”. This major theme emerges through her MS with emphasis on various phases of the management process. In line with the approach by Fairbrother (2015), we will now look at each in turn.

4.2 MS with a focus on norms and expectations

As with anyone entering a new language situation via migration, Ms. G.'s point of departure was a set of norms based on lived experience and the resulting expectations related to the acquisition and use of a new language. These were outlined in the initial part of the interview, in which Ms. G., like all other participants, was asked to detail her language background.

Extract 1¹⁷

1. MG: **I grew up in Kansas which means we don't do foreign languages more**
2. **or less** so I had uh a very brief course of I think in around fourteen, nine weeks
3. of French nine weeks of Spanish nine weeks of Health nine weeks of some Social
4. Studies or something I don't know and uh then when I went to university, uh I went
5. to the University of Kansas, and I wound up majoring in French and getting most
6. of the master's in French language and literature. so um (.) you know in as a k- as a
7. kid growing up you know you pick up bits and pieces of Spanish, um I'm actually
8. half Mexican but I never really had the connection to that part of my family so...you
9. know, it was very passive **like you'd watch something on television or Sesame**

17 A few words on the transcription of the interview are in order here. We understand research interviews as dialogues between the researcher and participants and always analyze them as such, in most cases using some form of Conversation Analysis transcription (which is also employed in Nekvapil 2004). As the focus in the interview is primarily on content and less on form here, the transcription of this interview was done with consideration given to Conversation Analysis conventions to the degree they were relevant, with focus on reader intelligibility, but with some *literary* elements such as the capitalization of proper names. During this project we encouraged the participants to be the main speakers, and to talk for long stretches if possible. This was successful to varying degrees. Ms. G.'s case was one which was dominated by longer monologues, therefore the specific examples shown here do not contain overlaps. Otherwise, periods indicate falling intonation and commas continuing intonation. Short pauses are marked as (.), words pronounced emphatically are underlined, cut-off words or phrases are marked with a hyphen, and sequences of three periods indicate an omitted passage from the interview. Double parentheses indicate comments by the transcriber. Emphasis in bold is by the authors for analytic purposes. Czech expressions are in cursive and translations are provided in the footnotes.

10. **Street you know children's TV show, and they'd have little Spanish sessions**
 11. **things like that** but that was my only real exposure um until s- until the s- you
 12. know, this nine-week thing and then (.) eh going to um university and then winding
 13. up majoring and I did u:h my ma- my my undergraduate was in French language
 14. and literature but I had (.) kind of a background (.) a concentration I suppose in
 15. Applied Linguistics...so that's sort of why I was interested in what you're doing
 16. ((laughs)) um you know and so yeah so then I g- I uh uh I did that...I always
 17. would you know I'd kinda float toward Spanish but I think it was more of a- you
 18. know, there were other issues involved and **there is wasn't much (.) emphasis**
 19. **in the American system to learn foreign languages** so

This extract contains a combination of MS and tokens of individual management. We posit that this may be typical for this particular part of language biography interviews with immigrants. On the one hand, the interviewee is narrating his or her language background: specific languages were (or were not) used in the home or with extended family and in school, then the interviewee was exposed to different languages in other ways, such as through foreign language classes. On the other hand, the interviewee needs to continually orient to the interviewers' presumed understandings of this narration, which involves explanations or reiterations of the norms in operation at the time.

Overall, this section of the interview can be characterized as Ms. G.'s recounting of what she sees as the minimal foreign language input that she received in her pre-university years, followed by an active decision to pursue foreign languages during her university education. Several MS display a strong orientation to norms, e. g., "I grew up in Kansas which means we don't do foreign languages more or less",¹⁸ "you'd watch something on television or sesame street you know children's TV show and they'd have little Spanish sessions things like that",¹⁹ or "there is wasn't much (.) emphasis in the American system to learn foreign languages".²⁰

The norms reflected by Ms. G. here are examples of regularity norms,²¹ or norms which represent what is common or usual. Ms. G. uses the MS with a focus on these norms to explain the specific character of her linguistic background, which is also intelligible to the interviewer who comes from a similar background. These norms, according to Pandolfi et al. 2017, stand in opposition to "oughtness" norms, which are more prescriptive in character and reflect the narrator's ideological position, which we explore below.

18 Extract 1, lines 1–2.

19 Extract 1, lines 9–11.

20 Extract 1, lines 18–19.

21 Pandolfi/Miecznikowski/Christopher/Kamber 2017.

Extract 2

1. MG: u:m (.) I I don't understand why you wouldn't want to speak the language of
 2. the country you have the citizenship for...that's (.) you know I mean I u:h like I
 3. said I (.) am not very happy with myself with my level of Czech...vis-a-vis my
 4. desire to become a citizen...because I don't believe you can (.) you know you can
 5. become in the same way **Chinese Americans...in Chinatown who don't speak**
 6. **a word of English (.) become (.) citi-...they're they're American citizens just as**
 7. **much as I am...but they can only participate...in this shrunken little world**
 8. and this is a small enough country as it is...so you know I I I feel that yes I do
 9. believe that you need to have (.) uh a certain ability to interact with the country
 10. with which you've chosen to become a citizen...**it just seems (.) normal.**

The norm summarized in this extract, which came from a later point in the interview, is “one should learn the language of the country of which he or she is a citizen” (“it just seems (.) normal.”²²). At the time of the interview, Ms. G. had passed the CEFR A1-level exam required for third-country (non-EU) nationals and was planning to eventually take the B1-level exam required for Czech citizenship. She presents an example of deviation from this norm (“Chinese Americans...in Chinatown who don't speak a word of English (.) become (.) citi-... they're they're American citizens just as much as I am...but they can only participate... in this shrunken little world”²³), indicating a model that she does not wish to emulate, but feels she is in danger of emulating.

In addition to norms, Ms. G.'s narrative also contains summaries which focus on expectations, the deviations from which can also trigger the LM process. Critical to her story is the initial expectation that given her background with learning languages, any other new language, in this case Czech, would also be easily and quickly learnable.

Extract 3

1. MG: all of a sudden there were a:ll of these news programs like you know Sixty Minutes,
 2. or you know...talking about the new Bohemia and **there were all these Americans**
 3. **in Prague and they were like I pay five crowns for this beer...**and for me:
 4. what clicked me into it was that uh they had negative unemployment, and they
 5. wanted English speakers...**and I thought this would be an opportunity...and**
 6. **because of my language background, I thought oh Czech.**

Ms. G.'s presented expectation is that the Czech language would be learnable (“and because of my language background, I thought oh Czech,”²⁴), and it is placed in the context of a more general expectation of how easy it would be for Americans to resettle in the Czech Republic in the 1990s. She describes this expectation as

22 Extract 2, line 10.

23 Extract 2, lines 5–7.

24 Extract 3, lines 5–6.

fueled by media representations of life in the new country, including financial accessibility (“there were all these Americans in Prague and they were like I pay five crowns for this beer”²⁵). Like the description of the norms regarding language education in the United States, the contextualization of this expectation is also done in consideration of the shared background of the interviewer.

4.3 MS with a focus on the noting and evaluation of deviations

Further MS relate to the noting and evaluation of deviations. As we have seen above, Ms. G. arrived in the Czech Republic with two expectations: that as an English speaker, she would be able to find work and establish social networks, and that with her facility for languages, she would learn Czech. The deviations from this expectation are detailed in the following extract.

Extract 4

1. MG: and I walked around the city and I just- I really had like a **linguistic breakdown**.
2. **I couldn't do anything** I couldn't fi- I couldn't find Wenceslas Square. (.)
3. I mean I really- I don't know *why* I- I didn't think about- **I think I read a**
4. **few little books, you know learned you know pivo dobrý den**²⁶ I- but
5. didn't really- it didn't really soak in I just wouldn't pick it up. because I'd
6. **traveled all over Europe and I always figured it out...you know Greece, you'd**
7. **just- you figure it out** you know, (.) um and here **I couldn't find a single word**.
8. I remember *ovoce* and *zelenina*,²⁷ **I had no idea what that meant**. I decided I'd just
9. get in the metro and ride to the prettiest named- prettiest sounding name I could find.
10. Florenc. um...it was- it was really (.) it was a shock. so yeah, those were my first
11. experiences

Ms. G. characterizes her initial encounter with the Czech language as a “linguistic breakdown”,²⁸ even though she declares that she had acquired a few basic phrases (“I think I read a few little books, you know learned you know pivo dobrý den”²⁹), and despite her previous experiences travelling abroad, in which she had been able to figure out the meaning of words (“I'd traveled all over Europe and I always figured it out...you know Greece, you'd just- you figure it out”³⁰). In other words, she presents it as a deviation from her expectations and evaluates it negatively.

The MS with a focus on noting and evaluation of deviations in this extract employ one type of formulation described by Nekvapil (2004) and also echoed by

25 Extract 3, lines 2–3.

26 ‘Beer, Good Day’.

27 ‘Fruit and vegetables’.

28 Extract 4, line 1.

29 Extract 4, lines 3–4.

30 Extract 4, lines 5–7.

Nekula (2012a) as typical for MS – the extreme case formulation.³¹ These include phrases such as “I couldn’t do *anything*”,³² “I think I read *a few little* books”,³³ “I’d travelled *all over* Europe and I *always* figured it out”,³⁴ “I couldn’t find a *single word*”,³⁵ or “I had *no idea* what that meant”.³⁶ These serve to somehow dramatize the “reality of the subject”,³⁷ or how the subject experienced the narrated events, emphasizing the perceived vast difference between Ms. G.’s past language learning experience and expectations as a person with a facility for languages, and her first encounter with Czech.

The deviations from Ms. G.’s expectations did not end with these first encounters, however. Later, after her language skills had improved, she made attempts to integrate herself into Czech-language activities based on her interests, with the expectation that she would be able to be successful in doing so, as the following extract shows.

Extract 5

1. MG: but I do, I do want it. you know this is this is something I want- I do want to
2. be: (.) a better Czech speaker so I can participate in more things. I did a- I did a-
3. a Red Cross training program during Covid...but (.) you know I: I recorded
4. everything, I took the notes I could and then **I went home and cried**
5. because, I thought, you know I really hope they don’t need me ((laughs))

In this extract, Ms. G. recounts an instance in which she participated in an activity that was important to her in the context of volunteer work – a Red Cross training program in Czech. It turned out that her level of Czech at the time (after many years already living in the country) was not sufficient for the level of understanding she felt she would need to actually participate in the organization’s activities. In this case, the MS “I went home and cried”³⁸ describes her evaluation of the deviation not only at the time, but as an emotional and physical reaction to repeatedly finding oneself unable to overcome the language barrier.

31 Pomerantz 1986.

32 Extract 4, line 2.

33 Extract 4, lines 3–4.

34 Extract 4, lines 5–6.

35 Extract 4, line 7.

36 Extract 4, line 8.

37 Denzin 1989.

38 Extract 5, line 4.

4.4 MS with a focus on gratifications

The LM framework also considers the fact that deviations may be evaluated in various ways, not merely negatively, as these other types of evaluations can also provide important information on the norms in operation. Thus, as described by Neustupný (2003), so-called gratifications are deviations from norms or expectations which are evaluated positively. The following extract reveals such an example:

Extract 6

1. MG: I have been robbed. so I've had to call the police then...but I- to be honest, in
2. those situations the English language services that are available I know...so I
3. **immediately go to the English language services**...u:h when the police came
4. to take a report on my house was burgled...I was **expecting to**
5. **speak Czech with them and they spoke beau:tiful English**

This MS emerged in response to the interviewers' questions regarding Ms. G.'s evaluation of her ability to use Czech in a number of different life situations, including the use of emergency services, where clear communication is of particular importance. She admitted to choosing the language based upon availability, e. g., selecting the English option for telephone conversations, but being prepared for the Czech option in face-to-face communication ("so I immediately go to the English language services"³⁹). The MS is supported and exemplified by an example of an individual case of management in which Ms. G. was pleasantly surprised by the language chosen by her interlocutors, stating "I was expecting to speak Czech with them and they spoke beau:tiful English"⁴⁰. This can also be seen as an extreme case formulation ("beau:tiful") that reflects the Ms. G.'s (low) expectations of the level of the police officers' English competence.

4.5 MS with a focus on adjustment designs

Along with the noting and evaluation of deviations from norms or expectations, the description and summarization of adjustment designs played a significant role in Ms. G.'s language biography. Ms. G. repeatedly mentioned that she was continually aware of her "insufficient Czech"⁴¹ and made plans to change the situation. One such instance is detailed in Extract 7.

39 Extract 6, lines 2–3.

40 Extract 6, lines 4–5.

41 This term is used in government policy documents (for more on this, see Sherman/Homoláč 2020).

Extract 7

1. MG: I (.) made the resolution that the problem here is to function outside of an
2. editor's position, **I had to become fluent in Czech because I'm not gonna**
3. **work with a translator you know, to try to get a news story.** so I'd decided
4. OK that summer, I was going to take an intensive Czech class and really
5. dedicate myself to learning Czech

In her first years in the Czech Republic, Ms. G. worked as a journalist covering local stories, which meant that she was repeatedly heavily reliant on the cooperation of translators and interpreters, for example, in interviewing people for stories. She wanted to change this ("I had to become fluent in Czech because I'm not gonna work with a translator you know, to try to get a news story."⁴²). Her resulting adjustment design to learn better Czech was hampered by her move to Azerbaijan, but was renewed upon her return, as is emphasized in Extract 8.

Extract 8

1. MG: you know I read a lot and just decided that (.) you know no place is perfect but
2. this place offered me (.) what I wanted for living...and so coming back (.) I:
3. decided that this was (.) you know, **it was more important for me to- (.)**
4. **you know improve my Czech** and it- **it you know I'm at about a B1 level. (.)**
5. **it comes in fits and spurts I'm trying to push I wanna take the B2 exam by**
6. **the end of the year.**

In this extract, Ms. G. explains her decision to make the Czech Republic her permanent home and places her desire to improve her Czech in that context ("it was more important for me to you know improve my Czech"⁴³). She also states that she was successful in achieving this to a certain degree, which has led to what we might call a renewed adjustment design – her aim achieving even a higher level, which she places in the present context ("you know I'm at about a B1 level. (.) it comes in fits and spurts I'm trying to push I wanna take the B2 exam by the end of the year."⁴⁴).

4.6 MS with a focus on implementations

Throughout her narrative, Ms. G. makes it clear that she has repeatedly made plans and rules for herself regarding language learning and use, i. e., adjustment designs. In the following examples, we can observe the fate of those designs. On the one hand, she has encountered a number of hurdles in the process of implementation, the effects of which she is able to coherently describe. On the other

42 Extract 7, lines 2–3.

43 Extract 8, lines 3–4.

44 Extract 8, lines 4–6.

hand, a cumulative improvement has occurred, which she also acknowledges, and she has developed strategies for engaging people in Czech conversation.

Extract 9

1. MG: I do a lot of hiking on the weekends I travel I try to take day trips almost every
2. weekend...and (.) you know you get a chance to have little encounters...and (.) you
3. know what I do like is that you don't have the (.) you know, **the most frustrating**
4. **thing about living in Prague and trying to speak Czech is, you know they hear**
5. **your accent...and immediately respond in English...and finally I've reached the**
6. **point that I just beg them, you know, that look I'm I've lived here for a long**
7. **time and my Czech is crap. and it's because every time you guys hear my**
8. **priz- my *přízvuk*⁴⁵...**you know, you- so and you know the thing is that I know
9. they just want to be helpful. (.) you know but it's an emotional thing sometimes
10. you're just like arghh like, you know, you don't understand...so it it it and of
11. course then your Czech gets worse because every time...they respond to you in
12. English...and you get more stressed...and so yeah it's a dis- it's not an incentivizer
13. by any means.

Ms. G. recounts a situation in which she has repeatedly found herself and one that is explored in detail in Sherman (2009), also based on Crown (1996) – her Czech interlocutors, upon hearing her accent, immediately switch into English, most likely with the aim of making the communication easier. For Ms. G., this is a major barrier for the implementation of her adjustment design, and she describes other strategies, including leaving the Prague space where people are more likely to use English (above all “the most frustrating thing about living in Prague and trying to speak Czech is, you know they hear your accent...and immediately respond in English”⁴⁶) and what she refers to as *begging* (“and finally I’ve reached the point that I just beg them, you know, that look I’m I’ve lived here for a long time and my Czech is crap. and it’s because every time you guys hear my priz- my *přízvuk*”⁴⁷) her interlocutors to use Czech with her. Further strategies are mentioned in the following extract:

Extract 10

1. MG: one of the first phrases I learned was ah *čes- česky je těžký*⁴⁸...and I- I- you
2. know my trick is taxi drivers and bar people when you’ve had a few-
3. a bit to drink...and that was my my in to have a conversation. (.) and I
4. was talking to some *štamgas*⁴⁹ somewhere you know and I’m, you know
5. **I’m just like, you know *česky je čestina je těžká* he’s like (.) *je***,⁵⁰...I just saw

45 ‘Accent’.

46 Extract 9, lines 1–5.

47 Extract 9, lines 5–8.

48 ‘Czech is difficult’.

49 ‘A regular customer in a drinking establishment’.

50 ‘It is’.

6. that pride like yeah come on...you know and I think that- to me that feels a
 7. lot about the culture here...you know, uh people don't (.) go out of the way to
 8. help you so much because they want- if you- **it's up to you to show that**
 9. **you're taking the effort.** (.) **you know and then I get rewarded, you know I**
 10. **get a get a lot of compliments on my ř⁵¹**...you know but it's- at the
 11. same time you know **amongst most of my Czech (.) speaking friends**
 12. **who don't speak English and through the do:g...I developed a small**
 13. **group of them. I used to joke that I'm their pet foreigner**...you know because
 14. I can't communicate (.) you know at a level that is- you know we talk about- our
 15. our contexts tend to quite low level...you know, **I'd love to talk politics but you**
 16. **know you're limited**

Ms. G. details how she uses her gradually acquired knowledge about people's relationship to their language to be able to use it. This involves declaring to them that Czech is difficult and evoking what she perceives as national pride ("I'm just like, you know *česky je čeština je těžká* he's like (.) *je*...I just saw that pride"⁵²) actively demonstrating the effort made to learn the language ("it's up to you to show that you're taking the effort. (.) you know and then I get rewarded, you know I get a get a lot of compliments on my ř"⁵³) and engaging in shared activities such as pet ownership ("amongst most of my Czech (.) speaking friends who don't speak English and through the do:g...I developed a small group of them. I used to joke that I'm their pet foreigner"⁵⁴). She also makes another reference to what, for her, is "insufficient Czech" (see Extract 7 above) in lines 15–16: "I'd love to talk politics but you know you're limited". In other words, it is not merely a question of basic communication, but one of expressing one's opinion, hearing and understanding the opinions of others, particularly locals, and in this way participate in civic life.

4.7 MS as a post-management evaluation

Finally, important in Ms. G.'s language biography are the MS with a focus on post-management evaluation.⁵⁵ This refers to the evaluation of the success, failure or other outcome of the management process once it has been completed, with consideration given to future management processes. In the case of the language biography of a person learning the language of the country to which they have

51 A voiced alveolar fricative trill, which is stereotyped by both native and non-native speakers of Czech as being difficult to pronounce.

52 Extract 10, lines 5–6.

53 Extract 10, lines 8–10.

54 Extract 10, lines 11–13.

55 Kimura 2014.

migrated, it is always possible to view one's present language competence as a result of numerous management process cycles, and overall, as a single management process with its current outcome.

Extract 11

1. the other issue was that I fell rather quickly into an English language
2. community... which wasn't just English speakers- well it was English
3. speakers which meant a wide variety of nationalities a lot- including Czechs...
4. some of those people are still some of my dearest friends,...and many of them
5. have married and they have gone on to have children quite successful lives and...
6. it was a weird sort of beginning but um so speaking Czech very quickly was
7. not as necessary for survival as if I had and I still- I don't wanna say
8. I have regrets, but I think it would've **my life would've gone probably a lot**
9. **easier and I would've enculturated a lot faster, had I done what a lot of friends**
10. **my English-speaking friends did who got here in ninety-two ninety-three.**
11. which is they came as teachers in high schools and went to little villages.
12. and, there was no other option but to learn Czech. you know, so (.) **sadly**
13. **that's my- that's my confession** ((laughs))

This extract occurs early on in the interview, when Ms. G. was asked about her early acquisition of Czech. Ms. G. responds with a MS in which she analyzes her initial learning experiences and social integration, and then compares her situation to that of other people with a similar background who arrived at the same time that she did ("life would've gone probably a lot easier and I would've enculturated a lot faster, had I done what a lot of friends my English-speaking friends did who got here in ninety-two ninety-three."⁵⁶). She follows this up with a summarizing coda, "sadly that's my- that's my confession";⁵⁷ which can be interpreted as an overall negative post-management evaluation.

This brings us back to Ms. G.'s position as a respondent in the project of which this interview was a part. Though Ms. G.'s situation is in many ways different from the other project respondents, in terms of language background, profession, socio-economic status, and the like, she has one major point in common with nearly all the others. That is, her narrative reveals that the routines established in the initial years of her stay were absolutely crucial in determining her language acquisition. We will return to this point in the following section.

5 Discussion and conclusion

In this text, we have attempted to accomplish two goals. First, we have further examined the way in which MS, in addition to accounts of individual instances

⁵⁶ Extract 11, lines 8–10.

⁵⁷ Extract 11, lines 12–13.

of LM, can highlight different phases of the management process. This serves as yet another illustration of the richness of the data gathered through language biography interviews. Second, we have highlighted the way in which Ms. G.'s use of MS and accounts serve as indicators of numerous norms, expectations, ideologies, and tendencies in the development of the management process among people in similar situations to Ms. G. First of all, Ms. G. is a university-educated citizen of the United States who arrived in the Czech Republic in the 1990s. Her expectations of acquiring the local language quickly and fluently, in line with the ideology of integrating into the host culture as much as possible and based on her previously demonstrated facility for languages, were very soon in contrast with her rapid establishment of social networks in which English was the most commonly spoken language.

This overall picture is also in line with the findings of earlier research on English speakers in the Czech Republic such as Sherman (2009), in which the strong ideology regarding linguistic integration often contrasts sharply with actual practices. It also corresponds to some of the findings in Sherman (2003), in which language biographical interviews were conducted with individual members of Czech-American couples. One general observation made there was that while the Czech members tended to present their narratives of learning English as part of a collective experience, the American members' narratives had a significantly individual character. Though Ms. G.'s case is also highly individual, it reflects a system of norms and expectations that were and have been shared by English speakers migrating to the Czech Republic. It also shows how Ms. G. has a very strong sense of personal responsibility for her own language acquisition and describes any failures in this sense as primarily her own, though, as Extract 10 shows, she does mention people's unwillingness to communicate with her in Czech.

However, as mentioned above, Ms. G. was very typical for the respondents we gathered for our project. Our project was focused on the A1- or A2-level exam for third-country nationals. One of our theoretical approaches was the life course perspective,⁵⁸ which views biographies as a series of points of varying social relevance, i. e., as trajectories relating to different life domains such as work, family, or education. Our point of departure is that individuals also have trajectories of language learning and use. One of the main questions we then posed was that of where the language exam stood in the language trajectories of our respondents, in other words, whether it was seen as an important point which determined the

58 Elder/Johnson/Crosnoe 2003; Wingens/Windzio/Aybek 2011; Peters/Wink 2016; Sherman/Homoláč 2021.

further course of the individual's language acquisition and which, retrospectively, was viewed by the respondent as such.

Our overall results have shown that the answer to this question is almost exclusively a negative one. The most important point on the respondents' trajectories is, conversely, almost categorically elsewhere, that is, in the individuals' initial period of stay in the Czech Republic. In case after case, we observed that people only began preparing for the exam a few months before taking it, and in many instances, the state of their Czech knowledge at the time of the exam represented its pinnacle, and their use of Czech afterward more or less did not continue. In other situations, people already had a higher level of Czech at the time of the exam, making it a mere formality. What differentiates Ms. G. from many of our respondents is her interest in languages, her declared desire for acculturation and civic participation, and her almost apologetic take on her cumulative language acquisition, which is also a product of the setting of her narrative, speaking to a pair of interviewers whom she views as language experts (which was also interesting for her because she had studied Applied Linguistics). Overall, our data shows that exam requirements after a period of five years in the country may not be the best form of policy to encourage the acquisition of Czech, and that it is crucial to focus upon the time period immediately following the individuals' arrival, even if, as is often the case, they are not yet sure if they will be staying for a longer time.

There are also several methodological issues that come out of this study. One is that of how to identify the MS, especially in a very rich narrative that freely combines individual instances of management with single MS or groups of them, which, as we have pointed out earlier, are natural aspects of the narrative interview genre, among others. On top of this, following Fairbrother (2015), we chose to focus on the MS that emphasized certain phases of the management process. We use the term *emphasis* as it is also apparent that these MS often contain more phases, e. g., both deviation and evaluation, or adjustment design in combination with implementation and post-management evaluation. In the course of a narrative, above all for various rhetorical reasons, interviewees themselves do not explicitly separate out the individual phases and do not necessarily mention all of them. However, this does not change the fact that they orient to these phases and assign importance to them, often to the same degree that analysts do, as the MS analyzed here reveal. This supports the idea that the management phases and their progression are not merely analytical constructs, but reflect people's natural processual orientations in their behavior toward language.

References

- Crown, Darren: Mluví se v České republice ještě česky? In: *Čeština doma a ve světě* 3 (1996), pp. 150–155.
- Denzin, Norman K.: *Interpretive Biography*. London/New Delhi 1989.
- Dovalil, Vít: Standard varieties of pluricentric languages. A language management approach. *Working Papers in Language Management* 3 (2018). [Online Resource: http://languagemanagement.ff.cuni.cz/system/files/documents/wplm-03_dovalil.pdf (17.7.2023)]
- Elder, Glen H. Jr./Johnson, Monica K./Crosnoe, Robert: The emergence and development of life course theory. In: Mortimer, Jeylan T./Shanahan, Michael J. (Eds.): *Handbook of the Life Course*. *Handbooks of Sociology and Social Research*. New York 2003, pp. 3–19.
- Fairbrother, Lisa: The management of language and power in intercultural contact situations in Japan. In: *International Journal of the Sociology of Language* 232 (2015), pp. 59–78.
- Jernudd, Björn H./Neustupný, Jiří V.: Language planning. For whom? In: Laforge, Lorne (Ed.): *Actes du Colloque international sur l'aménagement linguistique/ Proceedings of the International Colloquium on Language Planning*. Québec 1987, pp. 69–84.
- Kimura, Goro C.: Language management as a cyclical process. A case study on prohibiting Sorbian in the workplace. In: *Slovo a slovesnost* 75/4 (2014), pp. 255–270.
- Marriott, Helen: Multilingualism among university staff. A case study of language management at an Australian university. In: *International Journal of Multilingualism* 10/4 (2013), pp. 454–468.
- Marriott, Helen: The management of academic discourse acquisition. In: *International Journal of the Sociology of Language* 232 (2015), pp. 103–119.
- Nekula, Marek: Sprachideologien und Sprachmanagement in sprachbiographischen Interviews. In: *Brücken – Zeitschrift für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft* 28/2 (2021a), pp. 63–82.
- Nekula, Marek: Čeština v Německu – jazyk v kontaktu a izolaci v „generaci exil“. In: *Naše řeč* 104/5 (2021b), pp. 359–375.
- Nekula, Marek: Sprachbiographien in der Historischen Soziolinguistik. In: *Working Papers in Language Management* 7 (2023). [Online Resource: http://languagemanagement.ff.cuni.cz/system/files/documents/wplm-07_nekula.pdf (10.05.2024)]
- Nekula, Marek/Sherman, Tamah/Zawiszová, Halina (Eds.): *Interests and Power in Language Management* (*Prague Papers on Language, Society and*

- Interaction/Prager Arbeiten zur Sprache, Gesellschaft und Interaktion; 5). Berlin [et al.] 2022.
- Nekvapil, Jiří: Language biographies and management summaries. In: *Language management in contact situations 3* (2004), pp. 9–33.
- Neustupný, Jiří V.: Problems of English contact discourse and language planning. In: Kandiah, Thiru/Kwan-Terry, John (Eds.): *English and Language Planning. A Southeast Asian Contribution*. Singapore 1994, pp. 50–69.
- Neustupný, Jiří V.: Japanese students in Prague. Problems of communication and interaction. In: *International Journal of the Sociology of Language 162* (2003), pp. 125–143.
- Pandolfi, Elena M./Miecznikowski, Johanna/Christopher, Sabine/Kamber, Alain: Editors' Preface. In: Pandolfi, Elena M./Miecznikowski, Johanna/Christopher, Sabine/Kamber, Alain (Eds.): *Studies on Language Norms in Context (Duisburg Papers on Research in Language and Culture; 117)*. Frankfurt a. M. 2017, pp. 7–11.
- Peters, Floris/Vink, Maarten P.: Naturalization and the socio-economic integration of immigrants. A life-course perspective. In: Freeman, Gary P./Mirilovic, Nikola (Eds.): *Handbook on Migration and Social Policy*. Cheltenham [et al.] 2016, pp. 362–376.
- Pomerantz, Anita: Extreme case formulations. A way of legitimizing claims. In: *Human Studies 9* (1986), pp. 219–229.
- Rudwick, Stephanie: The struggle to promote an African language at a South African university. A Language Management perspective. In: Fairbrother, Lisa/Nekvapil, Jiří/Sloboda, Marián (Eds.): *The language management approach. A focus on research methodology (Prague Papers on Language, Society and Interaction/Prager Arbeiten zur Sprache, Gesellschaft und Interaktion; 5)*. Berlin [et al.] 2018, pp. 157–182.
- Rumbaut, Rubén G.: Ages, life stages, and generational cohorts. Decomposing the immigrant first and second generations in the United States. In: *International Migration Review 38/3* (2004), pp. 1160–1205.
- Sherman, Tamah: *On post-1989 Contact between Czech and English. Language Use in Czech-American Families*. Unpublished M. A. thesis. Prague 2003.
- Sherman, Tamah: Uncovering institutionally imposed norms through the interaction interview. Mormon missionaries in the Czech Republic. In: *Language management in contact situations 4* (2006), pp. 1–12.
- Sherman, Tamah: Managing hegemony. Native English speakers in the Czech Republic. In: Nekvapil, Jiří/Sherman, Tamah (Eds.): *Language Management in Contact Situations. Perspectives from Three Continents (Prague Papers on*

- Language, Society and Interaction/Prager Arbeiten zur Sprache, Gesellschaft und Interaktion, 1). Frankfurt a. M. 2009, pp. 75–96.
- Sherman, Tamah/Homoláč, Jiří: Management summaries and the follow-up interview in language biography research. In: *Slovo a slovesnost*, 75/4 (2014), pp. 294–325.
- Sherman, Tamah/Homoláč, Jiří: “The older I got, it wasn’t a problem for me anymore”: Language brokering as a managed activity and a narrated experience among young Vietnamese immigrants in the Czech Republic. In: *Multilingua* 36/1 (2017), pp. 1–29.
- Sherman, Tamah/Homoláč, Jiří: “My mom works in a restaurant here at the market, so she doesn’t need Czech”. Managing the (non-)acquisition of the majority language in an ethnolinguistic minority community. In: *Language Policy* 19 (2020), pp. 443–468.
- Sherman, Tamah/Homoláč, Jiří: “Maybe the worst thing is that I speak Vietnamese with a Czech accent”. Language and trajectories of young Vietnamese in the Czech Republic (Working Papers in Language Management 5). 2021. [Online Resource: http://languagemanagement.ff.cuni.cz/system/files/documents/wplm-05_sherman_homolac.pdf (10.05.2024)]
- Sherman, Tamah/Švelch, Jaroslav: “Grammar Nazis never sleep”. Facebook humor and the management of standard written language. In: *Language Policy* 14/4 (2015), pp. 315–334.
- Sloboda, Marián/Nábělková, Mira: Receptive multilingualism in ‘monolingual’ media: managing the presence of Slovak on Czech websites. In: *International Journal of Multilingualism* 10/2 (2013), pp. 196–213.
- Wingens, Matthias/Windzio, Michael/De Valk, Helga/Aybek, Can (Eds.): *A Life Course Perspective on Migration and Integration*. Dordrecht [et al.] 2011.
- Yoshimitsu, Kuniko: Management of study difficulties by Japanese students at an Australian university. In: Nekvapil, Jiří/Sherman, Tamah (Eds.): *Language Management in Contact Situations. Perspectives from Three Continents* (Prague Papers on Language, Society and Interaction/Prager Arbeiten zur Sprache, Gesellschaft und Interaktion, 1). Frankfurt a. M. 2009, pp. 207–223.
- Yoshimitsu, Kuniko: Japanese-background students in the post-secondary Japanese classroom in Australia. What Norms are operating on their management behaviour? In: *Electronic Journal of Foreign Language Teaching*, 10/2 (2013), pp. 137–153.

Kristin Bührig/Romy Mittag

Postmigrantische Familienkulturen und Mehrsprachigkeit – sprachbiographische Erfahrungen im Interview

Abstract: The background to this article is an interdisciplinary collaboration in a research project on post-migrant family cultures, within which narrative interviews were conducted on life in a large housing estate. Even if these interviews were not aimed at collecting linguistic biographical data, the interviewees always address linguistic biographical experiences. In our article, corresponding interview excerpts will be presented and examined with a view to reflective moments. The approach of the analysis has a reconstructive character and uses findings from different approaches to researching conversations.

Keywords: sprachbiographische Erfahrungen, Sprachnoterzählungen, funktional-pragmatische Diskursanalyse, postmigrantisch

1 Einleitung

Sprachbiographische Fragen im Zusammenhang mit Migration und Mehrsprachigkeit kreisen, angeregt u. a. durch das Interesse an dem Aufwachsen von Kindern mit mehreren Sprachen,¹ oft um Themen der Sprachaneignung und des Sprachverlustes.² Von diesen Themen ausgehend spielen Dimensionen des Zusammenhangs von Sprache(-n) und Identität, der Integration bzw. Partizipation der auskunftsgewährenden Personen eine wichtige Rolle in der Forschung.³ Wie Busch (2017) in ihrem einführenden Werk zu Fragen der Mehrsprachigkeit ausführt, entwickelte sich die Sprachbiographieforschung seit den 1990er Jahren innerhalb der Mehrsprachigkeitsforschung zu einem eigenen theoretisch und methodologisch begründeten Bereich, der sich an die sozialwissenschaftlich ausgerichteten Arbeiten von Schütze (1976) und Rosenthal

-
- 1 Vgl. etwa die frühe Studie von Ronjat 1913 bzw. die protokollarisch angelegte Studie von Leopold 1949.
 - 2 Vgl. etwa die Studien von Betten 2010; Betten 2011; Thüne 2019.
 - 3 Zu diesem thematischen Komplex vgl. etwa Ricker 1995; Ricker 2000; Thim-Mabrey 2003; Treichel 2004a; Treichel 2004b; Kresić 2006; Veronesi 2008; Veronesi 2010; Überblick in Penya 2017.

(1995) anschloss.⁴ Wegweisende methodische Studien ausgehend von dieser Tradition aus Sicht der linguistischen Mehrsprachigkeitsforschung liefern etwa Franceschini/Miecznikowski (2004) sowie Fix/Barth (2000) und Ohm (2007). Sprachbiographische Daten werden mit unterschiedlichen Erhebungsmethoden gesammelt, z. B. mit Interviews, Tagebüchern, Fokusgesprächen etc. Erfragt werden etwa Konstellationen, Notwendigkeiten, Anlässe, Methoden, aber auch Schwierigkeiten der Sprachaneignung.⁵ In diese Fragenkette werden auch Fragen des Sprachgebrauchs im Alltag eingereiht, womit sich ein konzeptueller und methodischer Berührungspunkt zu soziolinguistischen Studien ergibt,⁶ in deren Rahmen sich auch die sprachbiographische Forschung zu Varietäten und Dialekten bewegt, von denen teilweise ähnliche Fragen und Phänomene untersucht werden wie in der sprachbiographischen Mehrsprachigkeitsforschung.⁷

Der vorliegende Beitrag findet nicht ganz selbstverständlich automatisch einen Anschluss an die an dieser Stelle nur grob zu skizzierende Tradition sprachbiographischer Mehrsprachigkeitsforschung. Er entstammt einem interdisziplinären Projektzusammenhang der partizipativen Sozialforschung, der sich unter dem Titel *Postmigrantisches Familienkulturen* für die Gestaltung des Alltags von Familien, die über Migrationserfahrungen verfügen und in einer Siedlung wohnen, in der ein Anteil von über 70 Prozent ebenfalls Erfahrungen mit Migration aufweist. Es wurden explorative Interviews geführt, in denen Fragen zum Leben in der Siedlung im Vordergrund standen, Fragen zur Sprachwahl im Alltag spielten gemäß der Ausrichtung des Projektverbundes eine untergeordnete Rolle (s. u.). Es lässt sich daher nicht von *Sprach-* oder *Sprecherbiographien* bzw. *Sprachbenutzerbiographien*⁸ sprechen.

Gleichwohl erfahren wir aus den Interviews etwas über die von den Interviewpartner:innen genutzten Sprachen, oftmals gar nicht in Antwort auf eine eigens zu diesem Thema gestellte Frage, sondern entweder beiläufig in einer Ausführung zu einem anderen Aspekt des Alltags oder auch im Rahmen selbstnitiierter narrativer Sequenzen. Mit Tophinke (2002) lassen sich unserer Studie zugrunde gelegte Daten am ehesten als „sprachbiographische Erfahrungen“⁹

4 Vgl. Busch 2017, S. 16; zu grundlegenden Erkenntnissen der Sprachbiographieforschung (Definition/Entwicklung/Termini) siehe auch Franceschini 2001.

5 Vgl. etwa die Forschungsübersichten in Penya 2017 sowie in Holzer 2021.

6 Vgl. etwa Fix 2010.

7 Vgl. z. B. die Arbeiten von Schröder 2019 und Schröder/Jürgens 2017, in denen u. a. Fragen der Identität und des Positionierens verfolgt werden.

8 Wirrer 2017, S. 86.

9 Tophinke 2002, S. 8.

charakterisieren, deren Auswertung wir im Rahmen der rekonstruktiven Vorgehensweise einer *funktional-pragmatischen Diskursanalyse*¹⁰ unternehmen. Bevor wir im Einzelnen zu Fragen der Datenerhebung kommen, wird zunächst ein Blick auf den Projektverbund und die teilprojektübergreifende Datenerhebung geworfen.

2 Der Projektverbund *Postmigrantische Familienkulturen*

Der vorliegende Beitrag entstammt dem linguistischen Teilprojekt *Sprachliche Dimensionen von Familienkultur(en)*, das dem interdisziplinären Forschungsverbund zur Erforschung *Postmigrantischer Familienkulturen (POMIKU)* angehört. Der Verbund hat sich zum Ziel gesetzt, den Alltag von Familien in einer großstädtischen Siedlung zu erforschen und davon ausgehend die Möglichkeiten der Partizipation dieser Familien im öffentlichen Leben zu steigern. Bei den Projektpartnern handelt es sich neben der Universität Hamburg um die Hochschule für angewandte Wissenschaften in Hamburg (HAW) und um den Lenzsiedlung e. V. Die HAW ist mit Forscherinnen aus der Soziologie, Sozialpädagogik, Ethnologie und Psychologie an dem Forschungsverbund beteiligt, der Verein Lenzsiedlung e. V. deckt das Arbeitsfeld der sozialen Arbeit und die Universität Hamburg das Feld der Sprachwissenschaft ab. In dem Verbund werden gemeinsam Daten erhoben und exploriert. Hierbei handelt es sich zu einem großen Teil um narrative Interviews, die mit Bewohner:innen der Lenzsiedlung in Hamburg Eimsbüttel geführt wurden, einer Wohnsiedlung, in der ein Großteil der Bewohner:innen entweder selbst oder ein Familienmitglied über eine Migrationserfahrung verfügt. Die Interviews betreffen den Alltag von Familien in einer Großstadtsiedlung und sind nicht als sprachbiographische Interviews im engeren Sinne zu verstehen, wenngleich in den Gesprächen regelmäßig über Sprache(-n) und Kommunikation reflektiert wird.

3 Datenerhebung und Vorgehen in der Analyse

Für die Erhebung narrativer Interviews haben alle Projektpartner denselben Leitfaden genutzt, um die erhobenen Daten für die Verbundpartner nutzbar zu machen. Zwischen 2019 und 2022 wurden 35 explorative Interviews geführt und dokumentiert, wobei das linguistische Teilprojekt die Daten nach dem Verfahren HIAT¹¹ transkribiert, während die HAW auf eine herkömmliche Verschriftung setzt. Mit Hilfe des Leitfadens werden in den Interviews drei Bereiche abgedeckt:

10 Vgl. etwa Ehlich 1991; Rehbein 2001; Redder 2008.

11 Vgl. Ehlich/Rehbein 1976; Rehbein [u. a.] 2004.

„Familiärer Alltag“, „Leben in der Lenzsiedlung“ und „Netzwerke und soziale Kohäsion“ in der Siedlung. Gemäß des Erkenntnisinteresses des Gesamtverbundes ist im Leitfaden nur eine Frage zum Sprachgebrauch der Bewohner:innen vorgesehen. Die Frage, um die es sich handelt, lautet wörtlich „In welchen Sprachen kommunizieren Sie im Alltag? In der Familie, in der Siedlung, im Kontakt mit Behörden etc.? Wovon hängt die Wahl der Sprache ab?“ Die Frage ist außerdem mit der Abkürzung „ggf.“ als fakultativ gekennzeichnet und wird dementsprechend auch nicht in jedem der Interviewgespräche, sondern je nach thematischer Dynamik des Interviewverlaufs eingesetzt, beispielsweise als Nachfrage oder in Ergänzung einer bestimmten Thematik des Alltagslebens. In jedem Fall wurde die Frage aber gegen Ende der Interviews gestellt, um bei den Interviewpartner:innen nicht den Eindruck einer Prüfung entstehen zu lassen.

Dass auch in nicht direkter, sprich adjazenter Nachfolge zu den Fragen der Sprachenwahl die Interviewpartner:innen sprachbiographische Erfahrungen in ihre Ausführungen einfließen ließen, hängt mit dem Interesse des Forschungsverbundes am Alltag des Familienlebens zusammen. Gegenwärtig ist in der Forschung das Verständnis von Familien alles andere als selbsterklärend. Entsprechend versucht das Konzept *doing family*¹² diejenigen Aktivitäten zu erforschen, die Familien hervorbringen und stabilisieren, ggf. auch über verwandtschaftliche Beziehungen hinaus. Mit der Forschungsfrage „Wie geht Familie heute?“ rücken auch kommunikative und sprachliche Aktivitäten in den Fokus, die daraufhin betrachtet werden können, inwiefern sie konstitutiven Anteil an der Herstellung von Familie haben und ggf. familienspezifische Ausprägungen annehmen. Der letzte genannte Punkt lässt sich der Untersuchung von Hügel (2012) zur Familienkommunikation folgend unter Rückgriff auf das Konzept der *community of practice*¹³ behandeln und öffnet den Blick für Fragen der *agency*¹⁴, sprich der Handlungsmacht, die Familien und ihre Mitglieder mit ihren Aktivitäten verbunden sehen. Im linguistischen Teilprojekt werden die vorliegenden Interviews unter rekonstruktivem Zugriff auf erinnerte und erzählte Alltagserfahrungen analysiert, die es, so Werlen (2002), lohnt, in ihrer jeweils „wörtlichen Formulierung zu präsentieren“¹⁵ und zu untersuchen. Dabei berücksichtigen wir systematisch den interaktiven Charakter der Interviewsituation und gehen mit Deppermann (2013) und König (2017) von einer Kokonstruktion

12 Für einen Überblick siehe Jurczyk 2014.

13 Für einen Überblick siehe Hügel 2012. Zum Konzept der *community of practice* siehe Lave/Wenger 1991.

14 Einen guten Überblick zum Konzept der *agency* bietet z. B. Helfferich 2012.

15 Werlen 2002, S. 63.

des im Interview erhobenen Wissens aus. In unseren Auswertungen achten wir daher sehr genau darauf, zu welchem Zeitpunkt (und durch welche interaktive Hinführung) sprachbiographische Themen in das Gespräch eingebracht werden und ob die Interviewpartner:innen dies selbstinitiativ tun oder darin z. B. einer Aufforderung durch die Interviewer:innen nachkommen. Über eine Inhaltsanalyse hinausgehend¹⁶ untersuchen wir, ähnlich wie in den Studien von Neumann/Schröder (2017) zur Herstellung von Identität, narrative Sequenzen mit Blick auf *sinnstiftende Endpunkte*¹⁷ und *Verfahren der Positionierung*¹⁸, also Phänomenbereiche, die insbesondere mit Blick auf die gegenwärtige Diskussion einer *postmigrantischen Gesellschaft*¹⁹ eine zentrale Rolle spielen und im Rahmen der Erforschung sprachbiographischer Erfahrungen einen Anschluss an die Frage leisten können, „ob soziale Gruppen oder Milieus spezifische Formen von sprachbiographischen Schilderungen ausbilden, die für diese eine konstitutive Funktion haben.“²⁰

4 **Zusammenschau: Sprachbiographische Themen in den Interviewdaten**

In den 35 explorativen Interviews mit Bewohner:innen der Siedlung im Alter zwischen 16 und 73 Jahren, was einem Umfang von rund 40 Stunden Audioaufzeichnung entspricht, werden ganz unterschiedliche Dinge, die Themen der Sprachbiographieforschung berühren, verhandelt. Häufig sind verschiedene Sprachkonstellationen, die in den Familien zu finden sind, Thema. Bei der Kommunikation darüber, was die Sprachwahl motiviere, d. h., wie z. B. Personenkonstellationen, Anlässe oder Orte die Sprachwahl beeinflussen würden, fällt auf, dass die Konzeptualisierungen von einerseits der deutschen Sprache und andererseits der Familiensprache und/oder Familiensprachen weder einheitlich noch selbstverständlich sind. Wie also Einzelsprachen wahrgenommen werden und in welchem Zusammenhang sie in den Erzählungen über den Alltag in der Siedlung thematisiert werden, kann sehr unterschiedlich ausfallen. So wird das Deutsche teilweise als Zielvorgabe und Prestigeobjekt Konzeptualisiert, dessen Beherrschung Bildungsaufstieg, Zukunftschancen, aber auch Emanzipation

16 Zu einer Kritik mit Blick auf sprachbiographische Forschung vgl. etwa Pavlenko 2007.

17 Neumann/Schröder 2017, S. 105.

18 Zur Einführung des Begriffs der *Positionierung* siehe Davies/Harré 1990, S. 48, sowie die Arbeiten in dem Band von Van Langenhove/Harré 1999.

19 Vgl. Foroutan 2015; Foroutan 2016; Hill/Yildiz 2015; Hill/Yildiz 2018; Yildiz 2015.

20 Tophinke 2002, S. 13.

von einem tyrannischen Ehemann bedeuten kann. In diesem Zusammenhang berichten z. B. Eltern, die selbst über Migrationserfahrung verfügen, in den Interviews, dass sie sich dafür einsetzen würden, damit ihre Kinder eine Schule besuchen, die von möglichst vielen „deutschen Kindern“²¹ und möglichst wenigen „Ausländern“²² besucht werde, in der Hoffnung, dass die eigenen Kinder so bessere Deutschkenntnisse erlangen würden. Außerdem geben einige Eltern an, zuhause bevorzugt Deutsch zu sprechen und andere Familiensprachen, wie z. B. das Kurdische, zu vernachlässigen, damit es beim Spracherwerb zu möglichst wenig Konfusionen komme und vor allem die Deutschkenntnisse der Kinder nicht unter einer Sprachenvielfalt leiden würden.²³ Wieder andere Eltern entscheiden sich dafür, zuhause die Sprache zu sprechen, die sie selbst am besten beherrschen würden, was oft eine andere Sprache als Deutsch ist. Auch in diesen Fällen haben möglichst gute Deutschkenntnisse der Kinder aus Sicht der Eltern oberste Priorität. So geben sie an, dass sie daher andere Sprachen als Deutsch zuhause sprechen würden, da ihre häufig in Deutschland geborenen Kinder Deutsch „wie von selbst“²⁴ lernen würden. In der Annahme, dass gute Deutschkenntnisse der Kinder gewissermaßen gesichert seien, können dann auch andere Sprachen zuhause gesprochen werden. Wieder andere Elternteile sehen in der mehrsprachigen Erziehung eine wichtige Ressource, die den eigenen Kindern berufliche Perspektiven ermögliche, aber auch dafür Sorge, dass diese sich auf Reisen und bei Besuchen im Herkunftsland der Eltern „zuhause fühlen würden“²⁵. Den Ausführungen der Jugendlichen nach sehen die Sprachkonstellationen in den mehrsprachigen Familien häufig so aus, dass zuhause „gemischt“²⁶ gesprochen werde, d. h. die Sprachen der häufig im Ausland geborenen und nach Deutschland migrierten Eltern zuzüglich Deutsch. Unter den Geschwistern wird den Erzählungen nach am häufigsten Deutsch gesprochen, wobei viele angeben, dass ihre Deutschkenntnisse besser seien als z. B. ihre Kurdisch- oder Türkischkenntnisse. Aus den Alltagsgeschichten der Interviewten geht außerdem oft hervor, dass sie die deutsche Sprache als etwas begreifen, was nur erlernt werden könne, wenn man auch im Heimatland eine erfolgreiche Schullaufbahn gehabt habe. In diesem Zusammenhang werden teilweise auch fehlende Deutschkenntnisse mit einem mangelnden Weltwissen bzw. mangelndem

21 Wortlaut aus Interview T02_L, Sprechersigle GUL.

22 Wortlaut aus Interview T02_L, Sprechersigle GUL.

23 Vgl. Interview T16_L, Sprechersigle TOL.

24 Sinngemäße Übersetzung aus dem Türkischen in Interview T03_L, Sprechersigle MIN.

25 Wortlaut aus Interview T30_L, Sprechersigle MAB.

26 Wortlaut aus Interview T12_L, Sprechersigle GIN.

Wissen über wichtige Abläufe oder Entscheidungen in Bezug auf ein Leben in Deutschland in Verbindung gebracht.²⁷

In den 13 Interviews mit jugendlichen Bewohner:innen fällt auf, dass die Hälfte der Interviewten außerdem die Sprache, die sie im Familienkreis sprechen, als eine Geheimsprache konzeptualisieren, die dann gesprochen werde, wenn andere nicht mitbekommen sollen, worüber gesprochen wird. In anderen Erzählungen wird wiederum das Deutsche als *Geheimsprache* konzeptualisiert, wenn es heißt, dass man – sobald Besuch komme, der kein Deutsch verstehe – nicht mehr untereinander Deutsch sprechen würde, damit der Besuch nicht denke, man würde über ihn lästern.

Was Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit im Alltag in der Siedlung angeht, erzählen insbesondere die Jugendlichen davon, dass sie beispielsweise durch den täglichen Kontakt mit den Nachbarn perzeptive Sprachkenntnisse erlangt hätten oder sogar „ein bisschen Türkisch, ein bisschen Kurdisch und auch ein bisschen Russisch“²⁸ sprechen würden, was interessanterweise Sprachkenntnisse als Kenntnisse über vermutlich einzelne Begrüßungsformeln oder Floskeln betrifft. Einige Jugendliche erklären in diesem Zusammenhang auch, dass sie mit Freunden, die z. B. einzelne Wörter im Türkischen kennen würden, „aus Spaß“²⁹ Türkisch sprechen würden. An anderer Stelle – z. B. in Bezug auf das Kurdische als Familiensprache – wird die Pflege der Sprache aber auch im Kontext einer Identifizierung mit Sprachgemeinschaften thematisiert, was auch vor dem Hintergrund des historischen Kampfes der Kurden um Anerkennung als kulturelle Gemeinschaft und Autonomie zu betrachten ist.³⁰ In anderen Zusammenhängen werden z. B. Arabischkenntnisse, die für das Lesen des Korans unverzichtbar sind, als ein wichtiges Element der Religionsausübung konzeptualisiert, nicht aber als Mittel der Kommunikation. Und in wieder anderen Zusammenhängen werden Kenntnisse in unterschiedlichen Sprachen im Kontext sogenannter *Sprachnoterzählungen*³¹ thematisiert, die typischerweise die Erfahrung, sich in einer Sprache nicht ausdrücken zu können, was häufig mit der Erfahrung von Ohnmacht einhergeht, zum Gegenstand haben.

27 Vgl. Interview T24_L, Sprechersigle ELL.

28 Wortlaut aus Interview T18_L, Sprechersigle SEV.

29 Wortlaut aus Interview T10_L, Sprechersigle AYS.

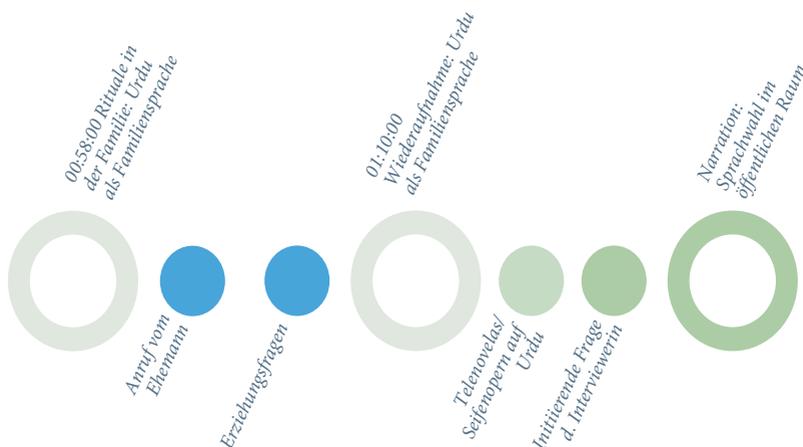
30 Vgl. Interview T16_L, Sprechersigle TOL.

31 Vgl. Rehbein 1986.

5 Exemplarische Analyse

Das Interviewgespräch, das den Gegenstand der Analyse bildet, wurde im Sommer 2020 mit einer Siedlungsbewohnerin geführt, die zusammen mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen (im Alter von 10 und 12 Jahren) in der Lenzsiedlung lebt. Sie ist 36 Jahre alt und wurde in Pakistan geboren. SAN – das anonymisierte Kürzel für diese Interviewpartnerin – kam im Alter von sechs Jahren gemeinsam mit zwei Geschwistern und mit ihren Eltern aus Pakistan nach Hamburg. Seit 2009 lebt SAN nun gemeinsam mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen in der Lenzsiedlung. Mithilfe folgender Abbildung soll der Gesprächsausschnitt, den es zu analysieren gilt, im Gesamtverlauf des Interviews verortet werden:

Abbildung 1: Kontextualisierung des Gesprächsausschnitts.



Relativ spät in dem Gespräch, nämlich in Minute 00:58:00, stellt die Interviewerin (NEL) der Interviewpartnerin (SAN) die Frage, welche Rituale und Traditionen die Interviewpartnerin mit ihrer Familie pflegen würde. SAN antwortet darauf mit einer Aufzählung einiger Praktiken, wie z. B. Begrüßungen, das Sich-Erkundigen nach dem persönlichen Befinden des anderen, das morgendliche Beten, das Schuhe-Ausziehen beim Betreten der Wohnung oder auch die Zubereitung pakistanischen Essens. Ein Element dieser Aufzählung ist auch, dass SAN versuche, viel Urdu mit ihrer Mutter zu sprechen. SAN erklärt in diesem Zusammenhang selbstinitiativ, dass ihr Interesse, die Sprache zu pflegen, womöglich damit zusammenhänge, dass sie sich – je älter sie werde – stärker zu Pakistan hingezogen fühle. Das Gespräch wird dann kurz unterbrochen, als SAN von ihrem Mann angerufen wird, was im Interviewgespräch mehrere Exkurse über den Ehemann und Erziehungsfragen nach sich zieht.

In 01:10:00 greift die Interviewerin dann wieder das Thema der Familiensprache Urdu auf und fragt SAN, ob es möglicherweise der Wunsch der Mutter sei, auf Urdu zu sprechen, was SAN aber verneint. Auf die Frage, ob SAN sich wünsche, dass auch ihre Söhne Urdu sprechen würden, erklärt sie, dass ihre Söhne während der Coronapandemie viele pakistanische Seifenopern geschaut und dadurch auch ihr Urdu aufgebessert hätten. In der Weiterführung des Themas *Pakistanische Seifenopern* führt SAN dann aus, dass ihr ältester Sohn Urdu „witzig“ finde und „Sprüche“, die er in der Serie aufschnappen würde, dann an anderer Stelle „ablassen“ würde,³² was hier nochmals die Komplexität der Sprachbenutzung – in diesem Fall von Urdu – offenlegt. Auf Nachfragen der Interviewerin erklärt SAN außerdem, dass die Familie zuhause „gemixt“³³ miteinander sprechen würden, was für SAN auch aus dem Grunde wichtig sei, da man nie wisse, „wo man mal in ein paar Jahren ist“.³⁴ Daran schließt sich nun die initiiierende Frage der Interviewerin an, die eine kurze Erzählung von SAN in Bezug auf ihre Sprachwahl im öffentlichen Raum nach sich zieht, die nun genauer betrachtet werden soll.

(E1: Einkaufen)

[1056]	NEL [v] überlegt: Wenn ihr zum Beispiel einkaufen geht, sprecht ihr dann auch eher NEL [k] [-----sehr deutlich--]	lanesamer
[1057]	NEL [v] Deutsch? • • Also wenn ihr in der Öffentlichkeit seid (sozusagen), sprecht ihr eher NEL [k] [-----] SAN [v] Hm	lanesamer
[1058]	NEL [v] Deutsch oder... SAN [v] Also ich bin ja öfters mit meiner • Schwägerin einkaufen. Wir sprechen	schneiter schneiter

Am Ende des Interviews fragt die Interviewerin den Sprachgebrauch in der Öffentlichkeit ab und gibt eine Alltagssituation vor, nämlich das Einkaufen. Die Frageformulierung „Wenn ihr zum Beispiel einkaufen geht, sprecht ihr dann auch eher Deutsch?“³⁵ mit Einsatz des Adverbs „eher“ legt nahe, dass die Interviewpartnerin eine Einschätzung liefern soll. Die Interviewpartnerin differenziert daraufhin die Frage der Interviewerin mit Blick auf die Personen, in deren Begleitung sie sich in der Öffentlichkeit bewegt:

32 Wortlaut aus dem hier analysierten Interview T31_L, Sprechersigle SAN.

33 Wortlaut aus dem hier analysierten Interview T31_L, Sprechersigle SAN.

34 Wortlaut aus dem hier analysierten Interview T31_L, Sprechersigle SAN.

35 PF 1057–1058 (PF = Partiturfläche).

(Fortführung E1: Einkaufen)

[1058]	NEL [v]	Deutsch oder...
	SAN [v]	Also ich bin ja öfters mit meiner • Schwägerin einkaufen. <small>schneller</small> Wir sprechen <small>schneller</small>
[1059]	NEL [v]	••• Ah ja. Hm̃ <small>lauter</small>
	SAN [v]	Urdu. •• Ich bin mit mein Mann unterwegs: Er spricht Deutsch, ich
[1060]	SAN [v]	sprech Urdu. •• Also wir hatten auch schonmal das Kommentar bekommen: •••

Wenn sie mit ihrer Schwägerin unterwegs ist, sprechen sie beide Urdu, wenn sie mit ihrem Mann unterwegs ist, spricht sie weiterhin Urdu, ihr Mann hingegen spricht Deutsch. Interessant ist, dass eher die Sprachwahl in Bezug auf die Bezugspersonen in der abgefragten Alltagssituation beschrieben wird, nicht in Bezug auf andere Komponenten der abgefragten Situation. Das könnte dafür sprechen, dass die gemeinsame *Handlungslinie*,³⁶ der gemeinsame Einkauf, gegenüber anderen Faktoren in dieser Darstellung im Vordergrund steht.

Der Gebrauch des Urdu in Beisein ihres Deutsch sprechenden Mannes fordert allerdings offenbar auch zu Kommentaren seitens der von der Interviewpartnerin anonym belassenen Öffentlichkeit heraus, wie wir aus der Fortsetzung der Ausführung der Interviewten in PF 615–618 lernen:

(E2 Kommentar)

[1059]	NEL [v]	••• Ah ja. Hm̃ <small>lauter</small>
	SAN [v]	Urdu. •• Ich bin mit mein Mann unterwegs: Er spricht Deutsch, ich
[1060]	SAN [v]	sprech Urdu. •• Also wir hatten auch schonmal das Kommentar bekommen: •••
[1061]	NEL [v]	Ach Mann!
	SAN [v]	Ähm ••• "Ach die arme Frau, die kann ja kein Deutsch!". <small>geleicht</small> <small>leise</small> ((Lacht, 2,4s -----
[1062]	NEL [v]	• Waren sie geschockt?
	SAN [v])) Und dann hab ich so Deutsch gesprochen. <small>Also...</small>
	SAN [k]	[-----schmunzelnd-----]
[1063]	NEL [v]	Ja, deswegen hab ich gedacht, vielleicht ist es so, dass man <small>schneller</small>
	SAN [v]	Ja. ((Lacht, 1,9s) <small>leise</small>

36 Rehbein 1977, S. 18.

Ihre Praktik, auch in der Öffentlichkeit und im Beisein ihres Mannes, der Deutsch einsetzt, Urdu zu sprechen, hat offenbar bei einer nicht näher benannten Gelegenheit eine für die Interviewte hörbare Reaktion hervorgerufen, der eine stereotype Annahme zu Grunde liegt, dass die Interviewte als „arme Frau“³⁷ zu betrachten sei, die kein Deutsch sprechen könne. Die Interviewte lacht über 2,0 Sekunden, bevor sie die Pointe dieser narrativen Sequenz in PF 1062 damit komplettiert, dass sie im Anschluss an den von ihr gehörten und verstandenen Kommentar Deutsch spricht.

Die Interviewerin, die auf die angeführte unterschiedliche Sprachpraxis der Interviewpartnerin und ihres Mannes in der Öffentlichkeit im Unterschied zum Beispiel mit der Schwägerin kein Hörersignal liefert, beteiligt sich an dieser Pointe mit der Nachfrage, ob die betreffenden Personen geschockt gewesen seien.³⁸ Dieser Nachfrage der Interviewerin liegt offenbar die Annahme zugrunde, dass SAN insofern in der Öffentlichkeit fremdpositioniert wurde, als dass andere Passant:innen es vermutlich nicht für möglich hielten, dass SAN Deutsch spricht. SAN bestätigt diese Annahme der Interviewerin lachend mit „ja“, woraufhin die Interviewerin noch einmal zu einer Reflexion ansetzt:

(Fortführung E2: Kommentare in der Öffentlichkeit)

[1063]	NEL [v]	<small>schneller</small> Ja, deswegen hab ich gedacht, vielleicht is es so, dass man
	SAN [v]	<small>leise</small> Ja. ((Lacht, 1,9s))
[1064]	NEL [v]	<small>schneller</small> ((1,2s)) — Auch wenn man die anderen Sp/ so viele anderen Sprachen spricht —
	SAN [v]	<small>leiser</small> Hñ
[1065]	NEL [v]	hab ich gedacht, vielleicht is es so, • • wenn man unterschiedliche Kulturen in sich
[1066]	NEL [v]	<small>langsamer</small> <u>eher</u> • • Deutsch draußen spricht, um nich so ne
	NEL [k]	<small>steigend</small> [<small>langsamer</small> -----sehr deutlich-----]
[1067]	NEL [v]	Kommentare zu bekommen.
	SAN [v]	• • Aber ich <u>liebe</u> das ja einfach. ◡ Es is ja aber auch

In den PF 1063–1067 bietet die Interviewerin Einblicke in ihre Annahmen zur Sprachwahl mehrsprachiger Aktanten in der Öffentlichkeit, die u. U. von dem Bestreben zeugen könnten, die hegemoniale Sprache zu verwenden „um nich so

37 PF 1061.

38 Vgl. PF 1062.

ne Kommentare zu bekommen³⁹, d. h. um keine Ansatzpunkte eines *othering*⁴⁰ zu liefern. Mit Rückgriff auf Rehbein (2006) lassen sich diese Äußerungen, die anhand der Pausen sowie der wiederholten Matrixkonstruktionen deutlich deliberativen Charakter aufweisen, als Emergieren des *kulturellen Apparats*⁴¹ verstehen: Die Interviewerin sieht einen Ansatz zur Korrektur einer Vorannahme über das Handeln mehrsprachiger Aktanten, die deren Sprachwahl in der Öffentlichkeit betrifft. Den Überlegungen der Interviewerin setzt die Interviewpartnerin daraufhin gezielt eine Selbstpositionierung entgegen, wobei die Äußerung „Aber ich liebe das ja einfach“⁴² eine persönliche Präferenz explizit macht und diese Episode abschließt.

Im Folgenden geht es um Praktiken des sprachlichen Handelns im öffentlichen Raum. Den angeführten Beispielen ist gemeinsam, dass sie eine gewisse kommunikative Sparsamkeit nahelegen:

(Fortführung E2: Kommentare in der Öffentlichkeit)

[1067] NEI [V] Kommentare zu bekommen.
 SAN [I] •• Aber ich liebe das ja einfach. Es ist ja aber auch
 [1068] SAN [I] manchmal Sachen... •• Man will ja... Also wenn ich • in er Bahn sitze, dann ••
 SAN [I] []
 [1069] SAN [I] Krieg ich so Telefonate mit. •• Krieg ich die Gespräche mit.
 SAN [I] []
 [1070] SAN [I] (1.3s) Irgendwann reicht s doch... Du willst doch nich immer ständig was
 SAN [I] []
 [1071] NEI [V] Hi
 SAN [I] da bei den anderen abgeht hören. •• Und du willst auch nich, wenn
 SAN [I] []
 [1072] NEI [V] du redest, dass alle • das verstehen. •• Glaubst du, wenn du, •• wenn du in er
 SAN [I] Hi
 [1073] NEI [V] Bahn dann bist, •• dann/ fühlst du dich dann... •• Fühlst dich
 SAN [I] •• Beobachtet.
 [1074] NEI [V] beobachtet. Oder du bee... Und würdest du
 NEI [I] []
 SAN [I] •• Oder ich beobachte. ((Lacht leicht, 1,5s))
 SAN [I] []
 [1075] NEI [V] dann am Telefon dann mit jemanden eher in eurer Sprache...
 NEI [I] []
 SAN [I] Ich sage: "Ich bin kurz
 [1076] NEI [V] Ach so, hñ.
 NEI [I] []
 SAN [I] unterwegs. Ich komm gleich. • Bin gleich da." •• Und ich telefoniere ja auch
 [1077] NEI [V] Hi
 SAN [I] unterwegs. Also ich fahr jetzt ganz wenig mit der Bahn. Weil mir die Ha Vau
 SAN [I] []
 [1078] SAN [I] Vau Karte zu teuer is und ich komm ja überall mit Fahrrad, Auto, • zu Fuß... Und
 SAN [I] []
 [1079] NEI [V] Hi
 SAN [I] wenn es notwendig is, so wie jetzt, •• dann hol ich mir n, n Ticket oder Bahn-

[1080] NEI [V] •• Ja
 SAN [I] Karte. •• Aber •• dann telefoniere ich auch ganz selten. •• Aber wenn ich
 SAN [I] []
 [1081] NEI [V] Hi
 SAN [I] zu Fuß nach Hause geh, dann ((1.5s)) ruf ich kurz meine Schwester oder so.
 [1082] SAN [I] •• (Da...)_Weil ich auch Ruhe hab. Da sind die Jungs nich da. (Dann)
 SAN [I] []
 [1083] NEI [V] Hi
 SAN [I] Gespräche, die muss nich jeder mitbekommen. Dann auf m Weg.
 SAN [I] []
 [1084] NEI [V] •• Und deine Schwester, wo, • wo lebt
 SAN [I] zwanzig Minuten und dann •• war s das.

39 PF 1066/1067.

40 Wir gebrauchen diesen Begriff in Anschluss an die Arbeit zum *Orientalismus* von Said 2003, um Prozesse der Ausgrenzung und Konstituierung von Unterschieden zu bezeichnen, siehe etwa das einführende Kapitel in Said 2003, S. 1–28.

41 Vgl. Rehbein 2006, S. 51.

42 PF 1067.

Über die Dimensionen der in der kurzen narrativen Sequenz wiedergegebenen singulären sprachbiographischen Erfahrung hinausgehend, schildert SAN ihre Präferenzen für einen sparsamen Einsatz des Telefons in der Öffentlichkeit.⁴³ Die Formulierungen der Interviewpartnerin weisen mehrere Neueinsätze mit kategorischen Zugriffen auf, wie etwa „es is ja auch manchmal Sachen...“⁴⁴ und „man will ja...“⁴⁵, die ihrerseits mit Hilfe unpersönlicher Konstruktionen bzw. unter Verwendung des *generischen Du*⁴⁶ konstruiert werden.⁴⁷ Daraus lässt sich schließen, dass die Interviewpartnerin SAN hier nicht von einmaligen Erlebnissen berichtet, sondern einen Einblick in ihre Alltagsroutinen in Bezug auf ihren Sprachgebrauch gewährt. Die Nachfrage der Interviewerin, ob beim Telefonieren dann Urdu genutzt werde, um nicht beobachtet zu werden, wird in PF 1075–1076 mit einer Abfolge fingierter Redewiedergaben in Deutsch beantwortet: kurze Mitteilungen, die als Antworten auf Fragen im Sinne einer notwendigen Handlungskoordination denkbar wären und somit Einblicke in eine für die Interviewte prototypische Konstellation liefern.

6 Schluss

Die schrittweise Betrachtung des präsentierten Interviewausschnitts, die sich um eine Zusammenschau von Form und Inhalt der verbalisierten sprachbiographischen Erfahrung bemüht, zeigt Ansatzpunkte möglicher Extrapolationen der subjektiven Erinnerungen und Reflexionen der Interviewpartnerin. Zum einen sind zu nennen die Angaben zum Einkaufen in den PF 1058–1060: „Ich geh mit meiner Schwägerin einkaufen: Wir sprechen Urdu“⁴⁸ sowie „Ich bin mit meinem Mann unterwegs: Er spricht Deutsch, ich sprech Urdu“.⁴⁹ Die Interviewpartnerin verwendet im Rahmen einer asyndetischen Reihung jeweils *annoncive Äußerungsformate*⁵⁰ zur Benennung des situativen Rahmens, der im generischen Präsens⁵¹ formulierte Verbalphrasen zum Sprachgebrauch folgen, ein Verfahren, das im Sinne einer *Slot-Filler-Struktur*⁵² die Regelmäßigkeit ihrer

43 Vgl. PF 1068–1084.

44 PF 1067/1068.

45 PF 1068.

46 Vgl. Rehbein 1996, S. 247.

47 PF 1070.

48 PF 1075–1076.

49 PF 1059–1060.

50 Vgl. Rehbein 1999, S. 104.

51 Vgl. Wolfson 1979.

52 Für einen Überblick siehe etwa Busse 2012, S. 156.

Sprachwahl verdeutlicht.⁵³ Auch die Angaben zum Gebrauch des Telefons im öffentlichen Raum tragen Züge einer Regelmäßigkeit: Beobachten lassen sich Konstruktionen kategorischen Zugriffs auf Handlungsoptionen mithilfe unpersönlicher Ausdrücke wie *man* oder dem *generischen Du*, die eine systematische Rolle in der Verbalisierung des Wissens der Interviewten spielen, das über ein partikuläres Erlebniswissen⁵⁴ hinausgeht. In der konkreten Interviewsituation werden darüber hinaus *Verfahren der Positionierung* realisiert. Gegenüber der (potentiellen) Erfahrung eines *othering* werden in Form einer *small narrative*⁵⁵ Träger stereotyper Einstellungen entlarvt und ihres fehlerhaften Vorurteils durch das eigene Handeln sozusagen *in flagranti* überführt. Dieses Verfahren zeigt eine Reflexion eigenen Erlebens im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang. Ein solches narratives Vorgehen ist in unseren anderen Interviews ebenfalls mit Blick auf die Thematik sprachlicher und kommunikativer Praktiken zu beobachten und lässt sich in Anlehnung an Yildiz (2015) als eine Form *postmigrantischer Erfolgsgeschichten* verstehen.

Literaturverzeichnis

- Betten, Anne: Sprachbiographien der 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel. Zur Auswirkung individueller Erfahrungen und Emotionen auf die Sprachkompetenz. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 160 (2010), S. 29–57.
- Betten, Anne: Sprachkompetenz, Spracheinstellung und kulturelle Identität – am Beispiel der 2. Generation deutschsprachiger Migranten in Israel. In: Thüne, Eva-Maria/Betten, Anne (Hrsg.): Sprache und Migration. Linguistische Fallstudien. Rom 2011, S. 53–87.
- Busch, Brigitta: Mehrsprachigkeit. Wien 2017.
- Busse, Dietrich: Frame-Semantik. Ein Kompendium. Berlin/New York 2012.
- Davies, Bronwyn/Harré, Rom: Positioning: The discursive production of selves. In: Journal for the Theory of Social Behaviour 20/1 (1990), S. 43–63.
- Deppermann, Arnulf: Interview als Text vs. Interview als Interaktion. In: Forum Qualitative Sozialforschung 14/3 (2013), Art. 13. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.17169/fqs-14.3.2064> (17.03.2023)]

53 Formuliert in Analogie zu Krifka 1995, S. 238.

54 Vgl. Ehlich/Rehbein 1977, S. 47.

55 Vgl. Georgakopoulou 2007.

- Ehlich, Konrad: Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse. In: Flader, Dieter (Hrsg.): Verbale Interaktion. Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik. Stuttgart 1991, S. 127–143.
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen: Halbinterpretative Arbeitstranskriptionen (HIAT). In: Linguistische Berichte 45 (1976), S. 21–41.
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen: Wissen, kommunikatives Handeln und die Schule. In: Goeppert, Herma Corinna (Hrsg.): Sprachverhalten im Unterricht. München 1977, S. 36–113.
- Fix, Ulla: Sprachbiographien als Zeugnisse von Sprachgebrauch und Sprachgebrauchsgeschichte. Rückblick und Versuch einer Standortbestimmung. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 40 (2010), H. 160, S. 10–28.
- Fix, Ulla/Barth, Dagmar: Sprachbiographien. Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR. Inhalte und Analysen narrativ-diskursiver Interviews. Frankfurt a. M. 2000.
- Foroutan, Naika: Die postmigrantische Gesellschaft. In: Bundeszentrale für politische Bildung – Kurzdossiers. Zuwanderung, Flucht und Asyl: Aktuelle Themen vom 20.04.2015. [Online-Ressource: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/205190/die-postmigrantische-gesellschaft> (17.03.2023)]
- Foroutan, Naika: Postmigrantische Gesellschaften. In: Brinkmann, Heinz Ulrich/Sauer, Martina (Hrsg.): Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklung und Stand der Integration. Wiesbaden 2016, S. 227–254.
- Franceschini, Rita: Sprachbiographien randständiger Sprecher. In: Franceschini, Rita (Hrsg.): Biographie und Interkulturalität. Diskurs und Lebenspraxis. Tübingen 2001, S. 111–125.
- Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): Leben in mehreren Sprachen. Sprachbiographien. *Vivre avec plusieurs langues. Biographies langagières* (Transversales; 9). Bern 2004.
- Georgakopoulou, Alexandra: *Small Stories, Interaction and Identities*. Amsterdam 2007.
- Helfferrich, Cornelia: Analyse und Biografieforchung. Rekonstruktion von Viktimisierungsprozessen in biografischen Erzählungen. In: Bethmann, Stephanie/Helfferrich, Cornelia/Hoffmann, Heiko/Niermann, Debora (Hrsg.): *Agency. Die Analyse von Handlungsfähigkeit und Handlungsmacht in qualitativer Sozialforschung und Gesellschaftstheorie*. Weinheim/München 2012, S. 210–237.
- Hill, Marc/Yildiz, Erol: Einleitung. In: Hill, Marc/Yildiz, Erol (Hrsg.): *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*. Bielefeld 2015, S. 9–16.

- Hill, Marc/Yildiz, Erol: Editorial. In: Hill, Marc/Yildiz, Erol: Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld 2018, S. 24.
- Holzer, Johanna: Language biographies and multilingual language use. A sociolinguistic study of young refugees from Syria, Iran, and Afghanistan living in Germany. In: *Open Linguistics* 7 (2021), S. 342–351.
- Hügel, Michaela: Wenn Familien sich und andere(n) Geschichten erzählen. Die narrative Konstruktion von Familie durch gemeinsame Positionierungen in der Interaktion (New Ideas in Human Interaction Studies). Freiburg 2012.
- Jurczyk, Karin: Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hrsg.): *Doing Family*. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim 2014, S. 50–71.
- König, Katharina: Das sprachbiographische Interview als Interaktion. Eine gesprächsanalytische Perspektive auf ein Forschungsinstrument. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews*. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. 2017, S. 199–223.
- Kresić, Marijana: *Sprache, Sprechen, Identität*. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst. München 2006.
- Krifka, Manfred: Focus and the Interpretation of Generic Sentences. In: Carlson, Gregory N./Pelletier, Francis Jeffrey (Hrsg.): *The generic book*. Chicago/London 1995, S. 238–264.
- Langenhove, Luk van/Harré, Rom (Hrsg.): *Positioning theory*. Moral contexts of intentional action. Malden 1990.
- Lave, Jean/Wenger, Etienne: *Situated Learning*. Legitimate Peripheral Participation. Cambridge 1991.
- Leopold, Werner: *Speech development of a bilingual child*. Evanston 1949.
- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid: Identitätskonstruktionen in sprachbiographischen Interviews. Analysen zur Funktion des Niederdeutschen in Hamburg. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews*. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. 2017, S. 224–242.
- Ohm, Udo: *Zweitspracherwerb als Erfahrung*. Eine qualitativ-explorative Untersuchung auf der Basis narrativer Interviews. Unveröffentlichte Habilitationsschrift. Universität Bielefeld 2007.
- Pavlenko, Aneta: Biographic Narratives as Data in Applied Linguistics. In: *Applied Linguistics* 28 (2007), H. 2, S. 163–188.

- Penya, Tomas: Sprachbiografien und sprachliche Identität in erfolgreich migrierten Familien. Vier Familienportraits. Göttingen 2017.
- Redder, Angelika: Functional Pragmatics. In: Antos, Gerd/Ventola, Eija (Hrsg.): Handbook of Interpersonal Communication (Handbooks of Applied Linguistics; 2). Berlin 2008, S. 133–178.
- Rehbein, Jochen: Komplexes Handeln. Elemente zu einer Handlungstheorie von Sprache. Stuttgart 1977.
- Rehbein, Jochen: Sprachnoterzählungen. In: Hess-Lüttich, Ernest W. B. (Hrsg.): Integration und Identität. Soziokulturelle und psychopädagogische Probleme im Sprachunterricht mit Ausländern. Tübingen 1986, S. 63–86.
- Rehbein, Jochen: „Sie?“ Nabil Kassem zum 60. Geburtstag. In: Gipser, Dietlinde/Schalabi, Iman/Tichy, Ellen (Hrsg.): Das nahe Fremde und das entfremdete Eigene im Dialog zwischen den Kulturen. Festschrift für Nabil Kassem zum 60. Geburtstag. Hamburg/Kairo 1996, S. 235–256.
- Rehbein, Jochen: Zum Modus von Äußerungen. In: Redder, Angelika/Rehbein, Jochen (Hrsg.): Grammatik und mentale Prozesse. Tübingen 1999, S. 91–139.
- Rehbein, Jochen: Das Konzept der Diskursanalyse. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 16). 2. Halbbd. Berlin/New York 2001, S. 927–945.
- Rehbein, Jochen: The cultural apparatus revisited. In: Bührig, Kristin/Thije, Jan D. ten (Hrsg.): Beyond misunderstandings. The linguistic analysis of intercultural communication. Amsterdam 2006, S. 43–97.
- Rehbein, Jochen/Schmidt, Thomas/Meyer, Bernd/Watzke, Franziska/Herkenrath, Annette: Handbuch für das computergestützte Transkribieren nach HIAT (Arbeiten zur Mehrsprachigkeit. Folge B; 56). Hamburg 2004.
- Ricker, Kirsten: Sprache und Identität. Zur Rekonstruktion und Präsentation von Identität in Migrationsbiographien. In: Grazer Linguistische Studien 44 (1995), S. 101–112.
- Ricker, Kirsten: Migration, Sprache und Identität. Eine biographieanalytische Studie zu Migrationsprozessen von Französischen in Deutschland. Bremen 2000.
- Ronjat, Jules: Le développement du langage observé chez un enfant bilingue. Paris 1913.
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M./New York 1995.
- Said, Edward: Orientalism. Western Concepts of the Orient. London 2003.

- Schröder, Ingrid: Sprachbiographie und Spracheinstellung. Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt? In: Eichinger, Ludwig/Plewnia, Albrecht (Hrsg.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch. Berlin/New York 2019, S. 99–120.
- Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (2017) Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH). Eine Projektskizze. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. 2017, S. 11–36.
- Schütze, Fritz: Zur linguistischen und soziologischen Analyse von Erzählungen. In: Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie 10 (1976), S. 7–41.
- Thim-Mabrey, Christiane: Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hrsg.): Sprachidentität. Identität durch Sprache (Tübinger Beiträge zur Linguistik; 465). Tübingen 2003, S. 1–18.
- Thüne, Eva-Maria: Gerettet. Berichte von Kindertransport und Auswanderung nach Großbritannien. Berlin 2019.
- Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: Bulletin suisse de linguistique appliquée 76 (2002), S. 1–14.
- Treichel, Bärbel: Identitätsarbeit, Sprachbiographien und Mehrsprachigkeit. Autobiographisch-narrative Interviews mit Walisern zur sprachlichen Figuration von Identität und Gesellschaft. Frankfurt a. M./Berlin 2004a.
- Treichel, Bärbel: Suffering from One's Own Multilingualism. Biographical Processes of Suffering and their Linguistic Expression in Narrative Interviews with Welsh Speakers of Welsh and English. In: Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): Leben in mehreren Sprachen. Sprachbiographien. Vivre avec plusieurs langues. Biographies langagières (Transversales; 9). Bern 2004b, S. 47–74.
- Veronesi, Daniela: Geschichte, Sprachenpolitik und Lebenserzählungen: Erste Gedanken zu Sprachbiographien in Südtirol. In: Keller, Thomas/Lüdi, Georges (Hrsg.): Biographien und Staatlichkeit. Biographies et pratiques de l'état. Freiburg 2008, S. 123–154.
- Veronesi, Daniela: „Zu wem ghör i jetz?“ bzw. „due lingue che sono entrambe mie“. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 40 (2010), H. 160, S. 83–106.
- Werlen, Iwar: Sprachbiographien. Wie italienische Migrantinnen und Migranten der zweiten Generation in der deutschen Schweiz ihr Sprachleben sehen. In: Bulletin suisse de linguistique appliquée 76 (2002), S. 57–77.

- Wirrer, Jan: Sprecherbiographie, soziales Alter und kommunikative Netzwerke. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. 2017, S. 81–104.
- Wolfson, Nessa: The Conversational Historical Present in American English Narrative. In: *Language* 55 (1979), S. 168–182.
- Yildiz, Erol: Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit. In: Hill, Marc/Yildiz, Erol (Hrsg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld 2015, S. 19–36.

Andreas Bieberstedt

„Wir sind so mehr oder weniger eine Insel in dieser Stadt hier.“ Lokaler Sprachwandel in der Hamburger Peripherie aus sprachbiographischer Perspektive

Abstract: The article focuses on contemporary language change within the speaker community of Kirchwerder in the Hamburg periphery from the biographical perspective of its members. Using a corpus of 73 active local dialect speakers, contact-induced processes of language change in the local Low German are examined. Drawing on concepts from Oral Language History, the description is based on the non-professional linguistic knowledge of the interviewees, which was collected by means of structured language biographical interviews. Particular emphasis is placed on the socio-demographic and socio-economic motivations for language change in the language biographies of the interviewees. Overall, their accounts paint a picture of a linguistic island that was originally closed to the outside world, especially to the city of Hamburg. In contrast, their own linguistic biographies and the local language change processes registered by the interviewees are placed in the context of an originally self contained linguistic space and cultural community that is disintegrating due to increasing urbanization. The comprehensive, detailed and often astonishingly precise narratives of such development processes outline a sociolinguistic language history of Kirchwerder from the lay linguistic perspective of those affected.

Keywords: Oral Language History, Sprachbiographien, Niederdeutsch, Sprachwandel, Urbanisierung, Hamburg

1 Einleitung

Die [Zugezogenen – A.B.] werden sicherlich auch nicht sofort akzeptiert, wenn sie hierher ziehen von außerhalb. Wenn man hier geboren wurde und aufgewachsen wurde [sic!], dann ist das natürlich was anderes. Dieser Stadtteil hier ist ja nicht wie Barmbek oder Wilhelmsburg,¹ sondern das ist... wir sind so mehr oder weniger eine Insel in dieser Stadt hier. (Gewährsperson 11, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)²

-
- 1 Barmbek und Wilhelmsburg sind zentrumsnähere, stark urbanisierte Stadtteile von Hamburg mit großer demographischer Heterogenität.
 - 2 Zum Aufnahmezeitpunkt des Interviews 2005. Die Zählung der Gewährspersonen folgt der korpusinternen Systematik. Die Transkription erfolgte für die Zwecke dieses

Es [scil. das Plattdeutsche – A.B.] wird immer weniger. Weil, man hat... früher haben die Leute ja hier auch, also in einem kleinen Kosmos gelebt, also, da sind die vielleicht ein oder zweimal nach Hamburg gefahren mit dem Schiff. Zum Einkaufen sind sie nach Winsen gegangen, sie sind mit der Fähre rübergefahren und sind nach Winsen gegangen und haben dort eingekauft. Sonst waren die hier. Da hat man Plattdeutsch gesprochen und das war die Sprache. Nä. Und wenige haben den Weg nach draußen gefunden. (Gewährsperson 10, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Und so richtig festmachen tu ich das eigentlich an einer Tatsache – solange ich zur Grundschule ging, war ich ja in den Mikrokosmos Kirchwerder fest verankert, und man kam nur alle paar Wochen raus. Fünfte Klasse bedeutete Gymnasium in Bergedorf – hochdeutsche Welt. (Gewährsperson 17, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Diese drei Eingangszitate stammen aus einem Korpus sprachbiographischer Interviews, die in den Jahren 2005 und 2006 im Rahmen eines umfassenderen regionalsprachlichen Forschungsprojekts zum Sprachkontakt und zur Sprachvariation im städtischen Raum mit niederdeutschen Dialektsprechern³ aus dem Hamburger Stadtteil Kirchwerder durchgeführt wurden.⁴ Auffällig ist, dass die Gewährspersonen zwar nominell Einwohner der Stadt Hamburg sind, subjektiv jedoch eine strikte soziokulturelle und sprachliche Trennung zwischen

Aufsatzes auf Basis der hochdeutschen Orthographie, lediglich in ausgewählten Fällen wurden sprechsprachliche und regionalsprachliche Phänomene in der Verschriftlichung berücksichtigt, so etwa die regiolektale Frikativierung im Auslaut (*Hamburch*). Das Bestreben ging dahin, eine gute Lesbarkeit der Äußerungen zu gewährleisten und gleichzeitig deren mündlichen Charakter bis zu einem gewissen Grad zu erhalten. Aus diesem Grunde wird unter anderem die verständnissichernde Partikel *nä* in der Transkription beibehalten. Syntaktische Brüche wurden durch drei Punkte signalisiert (...), Versprecher und Wiederholungen nicht korrigiert oder getilgt. Nonverbale Äußerungen wurden in solchen Fällen berücksichtigt, wenn sie bedeutungsrelevant sind (z. B. bei ironischer Sprachgestaltung), und in doppelte runde Klammern ((lacht)) gefasst. Auf eine Partiturnotation wurde verzichtet, da in den Zitaten lediglich einzelne Gewährspersonen zu Wort kommen. Fragen des Interviewers wurden nur mit aufgenommen, wenn sie für das Verständnis der Aussage der Gewährsperson notwendig sind, und in runde Klammern gesetzt (Interviewer: ...).

- 3 Ich verwende das generische Maskulinum, außer in Fällen, wenn die Geschlechtszugehörigkeit notwendigerweise sprachlich markiert werden muss.
- 4 Zu diesem Projekt vgl. unten, Abschnitt 4.2. Die Sprachaufnahmen des Korpus liegen digitalisiert vor, sind derzeit aber noch nicht online gestellt. Eine entsprechende Aufarbeitung und Verfügbarmachung ist aber in Planung.

der Großstadt und dem eigenen Wohnort vornehmen. Beispiele für solche Differenzierungen finden sich in dem Korpus zuhau.

Kirchwerder liegt in den sogenannten Vier- und Marschlanden an der südöstlichen Peripherie der Hansestadt und wurde erst im Jahre 1937 in das Hamburger Stadtgebiet eingemeindet und dem Stadtbezirk Bergedorf zugeordnet.⁵ Zum Zeitpunkt der Interviews durchlief dieser traditionell ländlich und agrarisch geprägte Stadtteil schon länger einen massiven demographischen und ökonomischen Wandel, der sich unter anderem in einer zunehmenden Suburbanisierung⁶ und einer tiefgreifenden Umstrukturierung der sozioökonomischen Verhältnisse äußerte. Zugleich wandelten sich auch die sprachlichen Verhältnisse innerhalb Kirchwerders grundlegend, insbesondere dergestalt, dass der bis in die 1960er Jahre und darüber hinaus omnipräsente niederdeutsche Lokaldialekt zunehmend aus dem sprachlichen Alltag der Einwohner Kirchwerders verschwand. Die Gewährspersonen sehen sich in den Interviews als letzte aktive Sprecher und prognostizieren übereinstimmend ein zeitnahes Verschwinden des Dialekts aus dem Kommunikationshaushalt der Gemeinde. Als letzte dialektale Sprechergeneration im Sinne einer relativ homogenen Sprechergemeinschaft wird die Altersgruppe der zum Erhebungszeitpunkt etwa 50-jährigen und älteren Personen beschrieben:

Komisch ist, dass bei uns so richtig der Sprung ist [scil. bei der Verwendung des Niederdeutschen – A.B.], nach uns kommt eigentlich nix mehr, versteh ich gar nicht, dass es nicht mal so richtig langsam geht, sondern dass tatsächlich unser Jahrgang, so 51, 52, 53, aber dann ist Feierabend, dann ist Schluss, danach kommt nichts mehr. (Gewährsperson 44, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Beide Prozesse, ökonomisch-demographischer Wandel und Sprachwandel, werden in den sprachbiographischen Erzählungen der interviewten Dialektsprecher in einen unmittelbaren Zusammenhang gebracht. Die Vorstellung, Bewohner einer „Insel in dieser Stadt hier“ oder eines eigenen „kleinen Kosmos“ zu sein, drückt nicht allein das Gefühl einer sozialen und kulturellen Distinktivität der Gewährspersonen aus, sondern – damit in engster Verbindung – auch das eines sprachlich-kommunikativen Andersseins. Sie äußern sich verbal unter anderem in begrifflichen Oppositionen wie *Zugezogene* vs. *Einheimische* oder

5 Vgl. unten, Abschnitt 3.

6 Der Begriff Suburbanisierung bezeichnet allgemein die Entstehung „neue[r] randstädtische[r] Siedlungsgebiete, meist jenseits der administrativen Grenzen der Kernstadt, in denen die Wohnfunktion eindeutig“ dominiert. (Nell/Weiland 2019, S. 137)

Städter vs. Vierländer sowie *Hamburg vs. Kirchwerder* oder *Stadt vs. Land*.⁷ Die städtische Außenwelt und das eigene ländliche Lebensumfeld stellen für die Gewährspersonen zwei mehr oder weniger strikt getrennte Sprachdomänen dar, wobei der städtische Bereich als ausschließlich hochdeutsch besetzt gilt. In den Berichten vieler älterer Gewährspersonen stellt der Besuch der Hamburger Innenstadt oder des Stadtbezirkszentrums Bergedorf das Überschreiten einer sprachlichen Grenze dar, auf das sie mit einem strategischen Kodewechsel reagieren:

Also, das [scil. der Gebrauch des Niederdeutschen – A.B.] ist sicherlich immer abhängig von der Situation, in der ich bin, würde ich mal anfangen. Solange ich hier im Hause [scil. der örtlichen Arbeitsstelle der Gewährsperson – A.B.] bin, geht es je nach Gegenüber Hochdeutsch oder Plattdeutsch. Komm ich in die Stadt, ob nun nach Bergedorf oder Hamburg und so weiter, ist im Grunde das Plattdeutsche passé. Das ist so. Das lege ich an der Stadtgrenze ab. [...] Es würde mir nie in den Sinn kommen, in Hamburg im Kaufhaus in Plattdeutsch ne Frage zu stellen. (Gewährsperson 6, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Meine Eltern haben immer erzählt, wenn Vierländer in die Innenstadt gefahren sind, dann haben sie hier Plattdeutsch gesprochen, und wenn sie sich dort getroffen haben, dass sie dann Hochdeutsch gesprochen haben, damit man einfach nicht merken sollte, woher sie kamen. (Gewährsperson 35, wbl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Die Schilderungen der Gewährspersonen vermitteln insgesamt das Konzept einer ursprünglich nach außen, vor allem nach der Großstadt Hamburg hin abgeschlossenen Sprachinsel. Dagegen werden die eigenen sprachlichen Lebensläufe und die von den Gewährspersonen registrierten lokalen Sprachwandelprozesse

7 Vgl. unten, Abschnitt 5.2.3. Die Opposition von Stadt und Land wird in den Interviews wiederholt artikuliert, die beiden komplexen antonymischen Konzepte sind nicht allein soziokulturell, sondern auch sprachlich definiert, indem ihnen die Opposition Hochdeutsch vs. Plattdeutsch unterliegt. Zum Stadt-Land-Gegensatz aus soziologischer Sicht vgl. Kötter 1977, S. 4–5: „Bei der Abgrenzung von Stadt und Land bedient man sich Kriterien, die letzten Endes auf ökologische, berufliche und soziokulturelle Differenzierungen zurückzuführen sind. Unter ‚ländlich‘ versteht man die kleine Gemeinde, geringe Bevölkerungsdichte, Dominanz der landwirtschaftlichen Tätigkeit, natürliche Umgebung, Homogenität der Bevölkerung, geringe Stratifizierung und Mobilität, Dominanz personaler und informaler Sozialbeziehungen. ‚Städtisch‘ bedeutet große Siedlungseinheiten, hohe Bevölkerungsdichte, fast ausschließlich nicht-landwirtschaftliche Tätigkeit, Naturferne, Heterogenität der Bevölkerung, starke Stratifizierung und Mobilität, formale, sekundäre Sozialbeziehungen.“ Als Übersicht zu den Begriffen Stadt und Land in der Soziologie vgl. auch Häußermann 2004.

in den Kontext einer sich auflösenden Sprachinsel und Kulturgemeinschaft gestellt. Dieser Wandel bezieht sich zum einen auf den wachsenden Einfluss des Hochdeutschen, zum andern auf den parallelen Rückgang des Niederdeutschen. In ihrer Zusammenschau lassen diese sprachbiographischen Erzählungen eine Sprachgeschichte Kirchwerders aus der laienlinguistischen Sicht der Betroffenen nachzeichnen, die im Sinne einer *Oral Language History* als *Sprachgeschichte von unten*⁸ gelesen werden kann. Diese lokale Oral Language History steht im Mittelpunkt des nachfolgenden Beitrags.

Im Folgenden soll am Beispiel der Stadtgemeinde Kirchwerder die Frage diskutiert werden, inwieweit der „gegenwartsnahe“⁹ lokale Sprachwandel innerhalb einer niederdeutschen Sprechergemeinschaft an einer urbanen Peripherie¹⁰ mittels sprachbiographischer Zugänge erfasst werden kann. Wie spiegelt sich dieser Sprachwandel zum einen in den erzählten sprachlichen Lebensläufen der Gewährspersonen? Wie beobachten, motivieren und konzeptualisieren diese Gewährspersonen zum anderen die lokalen Sprachverhältnisse und Sprachwandelprozesse? Was sind also ihre laienlinguistischen Wissensbestände? Welche individuellen Interpretationen, vor allem aber, welche kollektiven Interpretationsmuster zeichnen sich ab? In welchem Bezug steht diese laienlinguistische Perspektive zu Erkenntnissen der Regionalsprachenforschung über den jüngeren und rezenten Sprachwandel in Norddeutschland und wie vermag sie die linguistische Perspektive zu ergänzen? Welchen Erkenntniswert haben also insgesamt Ansätze der Oral Language History?

Zur exemplarischen Beantwortung dieser Fragen wurden sprachbiographische Tiefeninterviews mit insgesamt 73 aktiven und ortsfesten Dialektprechern beiderlei Geschlechts und unterschiedlicher Altersgruppen ausgewertet, die in den Jahren 2005 und 2006 durchgeführt worden sind und die aufgrund ihres

8 Zum Begriff *Oral Language History* vgl. unten, Abschnitt 2.1.; zum Konzept einer *Sprachgeschichte von unten* vgl. Elspaß 2005.

9 Der Begriff ist übernommen von Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 26, der damit den Wandel in der mecklenburgischen Regionalsprache nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet und damit einen vergleichbaren Untersuchungszeitraum fokussiert.

10 Als Peripherie werden hier zentrumferne, randlagige Stadtgebiete innerhalb der administrativen Grenzen einer Stadt bezeichnet. Sie stehen den zentralen Arealen der Kernstadt (Zentrum) gegenüber. An die städtische Peripherie schließt sich das städtische Umland an. Beide Zonen weisen von ihrer wirtschaftlichen und sozialen Struktur her zumeist fließende Übergänge auf und stehen in enger Wechselbeziehung.

Entstehungszeitraums selbst bereits gegenwartsnahe sprachhistorische Zeugnisse darstellen.¹¹ Der von diesen Gewährspersonen beschriebene Sprachwandel dürfte in den knapp 20 Jahren seither weiter rasant vorangeschritten sein.

Die Vorgehensweise des Beitrags ist wie folgt: In einem ersten Schritt soll die Untersuchung zunächst methodisch fundiert und in den Kontext der Oral Language History eingeordnet werden. Da der Zusammenhang zwischen Sprachbiographieforschung und Oral Language History und damit die Frage nach der Verallgemeinerbarkeit des sprachbiographischen Einzelfalls als Spiegel sprachhistorischer Entwicklungsprozesse an dieser Stelle grundsätzlicher besprochen werden sollen, nehmen diese theoretisch-methodischen Reflexionen einen größeren Raum ein. In einem zweiten Schritt wird der Untersuchungsort Kirchwerder vorgestellt, wobei vor allem die für die lokale Sprachgeschichte relevanten soziodemographischen, sozioökonomischen und administrativ-strukturellen Grundbedingungen und Entwicklungen sowie der linguistische Forschungsstand skizziert werden sollen. Im dritten Schritt wird das Untersuchungssample nochmals genauer präsentiert.

Die eigentliche Analyse ist zweigeteilt. Erstens werden die Berichte der Gewährspersonen über ihr persönliches sprachliches Umfeld, ihren individuellen Spracherwerb und ihren Sprachgebrauch ausgewertet und verglichen, um Aufschluss über generelle Entwicklungsprozesse innerhalb der Kommunikationsgemeinschaft zu erhalten. Hierfür wird auf ein bereits früher vorgestelltes Modell zurückgegriffen, das niederdeutsche Dialektsprecher mehreren Spracherwerbstypen und Sprachvariationstypen zuordnet.¹² Da es sich bei den Gewährspersonen um ein altersgestuftes Korpus handelt, kann bei der Auswertung mit einem Apparent-Time-Ansatz gearbeitet werden. Zweitens wird das laienlinguistische Sprachwissen der Gewährspersonen in den Blick genommen, indem deren metasprachliche Äußerungen zum lokalen Sprachwandel und dessen Ursachen analysiert werden. Zwangsläufig muss die Studie hierbei exemplarischen Charakter besitzen und fokussiert lediglich ausgewählte Aspekte. Im Vordergrund stehen daher zwei Fragen:

1. Für welche sprachlichen Bereiche konstatieren die Gewährspersonen Wandel- bzw. Abbauprozesse?
2. Welche soziodemographischen und -ökonomischen Veränderungen werden von den Gewährspersonen vorrangig für den lokalen Sprachwandel verantwortlich gemacht und welche kollektiven Deutungsmuster werden hierbei sichtbar?

11 Zum Korpus s. unten, Abschnitt 4.1.

12 Vgl. Bieberstedt 2008.

Diese Deutungsmuster sollen anhand eines einzelnen, dominanten kollektiven Sprecherkonzepts diskutiert werden, das sich in den Interviews zur Beschreibung eines traditionellen Sprach- und Sozialverhaltens markant abzeichnet, das des *Gärtners*.

Ein Fazit führt die wesentlichen Gesichtspunkte der Analyse nochmals zusammen und versucht eine Beantwortung der leitenden Fragestellung sowie einen Ausblick auf anschließende Forschungsfelder.

2 Theoretische Grundlegung: Sprachbiographieforschung und Oral-Language-History

Die Rekonstruktion sprachlicher Wandelprozesse in einer lokalen Sozial- und Kommunikationsgemeinschaft anhand von sprachbiographischen Äußerungen ihrer Mitglieder stellt die vorliegende Studie in den Forschungskontext einer „sprachbiographisch angelegte[n] *Oral-Language-History*“,¹³ die mit Ulla Fix „als Teil der Sprachhistoriographie“¹⁴ verstanden werden kann. In diesem noch recht jungen Forschungsparadigma werden sprachbiographische Zeugnisse als Datenbasis herangezogen, um Prozesse jüngerer (gegenwartsnahen) bzw. rezenten Sprachgebrauchs- und Sprachbewertungswandels¹⁵ zu rekonstruieren. Ihre Analyse lässt eine *Sprachgeschichte von unten* aus laienlinguistischer Perspektive erkennbar werden.¹⁶

Die Bezeichnung Oral Language History ist eine Übernahme und linguistische Engführung des Begriffs der Oral History, die als geschichtswissenschaftliche Forschungsrichtung und gleichzeitig Methode darauf abzielt, historische Ereignisse, soziale Entwicklungen und kulturelle Phänomene anhand mündlicher Erzählungen, aber auch schriftlicher Quellen wie Tagebuchaufzeichnungen von Zeitzeugen zu rekonstruieren und subjektive wie kollektive Deutungsmuster herauszuarbeiten.¹⁷ Als Forschungsansatz begann sich die Oral History ab den 1930er Jahren zu entwickeln, einen besonderen Aufschwung erfuhr sie

13 Fix 2010, S. 10.

14 Fix 2010, S. 10.

15 Ehlers (2018/2022, Teil 2, S. 19) unterscheidet diesbezüglich mit Verweis auf Mattheier (1995, S. 14–17) eine Sprachbrauchsgeschichte und eine Sprachbewusstseinsgeschichte.

16 Im Bereich der Regionalsprachenforschung ist an aktuellen Studien innerhalb dieses Forschungsparadigmas vor allem auf die umfassende Untersuchung von Ehlers (2018/2022) zur Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache nach 1945 zu verweisen, der insbesondere für die Erhellung der Sprachgebrauchs- und der SprachEinstellungsgeschichte sprachbiographische Erzählungen von Zeitzeugen ausgewertet. Vgl. Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 26–32.

17 Zur Oral History als geschichtswissenschaftliche Methode vgl. Leh 2022.

im europäischen Raum in den 1970er Jahren.¹⁸ In die bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft wurde die Oral History vor allem durch Lutz Niethammer eingeführt.¹⁹ Mittlerweile haben sich Verfahren der Oral History auch in anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie der Soziologie, den Kulturwissenschaften und eben auch der Linguistik etabliert. Hierbei hat sich das ursprüngliche Methodeninstrumentarium erheblich erweitert. Waren zunächst freie Erzählungen ohne strukturierende Eingriffe seitens des Interviewers die bevorzugte Erhebungsmethode,²⁰ kommen mittlerweile häufig thematisch fokussierte und leitfadengestützte Interviews zum Einsatz.

Die Auffassung sprachbiographischer Erzählungen als Zeugnisse einer Oral Language History erhebt zwangsläufig die Frage nach der Reliabilität sprachbiographischen Datenmaterials und der tatsächlichen Generalisierbarkeit der aus ihm gezogenen Befunde.²¹ Aufgrund des doppelten Charakters von Sprachbiographien als subjektive Reflexionen und kontextsensitive Erzählungen sprachlicher Lebensverläufe und damit ihrer Eigenschaft als jeweils spezifische kognitive und zugleich narrative Konstrukte²² sind die im Interview getätigten Äußerungen in einem ersten Zugriff immer als am Einzelfall gewonnenes und auf den Einzelfall zu beziehendes Datenmaterial zu bewerten. Sprachbiographische Analysen sind in dieser Hinsicht primär einem qualitativen Forschungsparadigma verpflichtet.

Allerdings zielen auch sprecherzentrierte Untersuchungen in einem zweiten, weitreichenderen Zugriff auf eine Übertragbarkeit des sprachbiographischen Einzelfalles auf die untersuchte Sprechergruppe, das sprachlich-soziale Milieu oder die Sprachregion, der die Gewährsperson jeweils zugehörig ist. Gerade in umfangreicheren Studien ist es in der Regel so, dass die qualitative Einzelfallanalyse lediglich den ersten Auswertungsschritt darstellt, dem sich eine vergleichende Analyse und verallgemeinernde Typisierung anschließen.²³

Biographische Forschung will meist Verallgemeinerung erreichen, darin unterscheidet sie sich nicht von anderen Forschungswegen; auch die Untersuchung des Einzelfalles dient meist nicht allein der Untersuchung des Einzelfalles, sondern will Muster, generelle Strukturen, Ablaufformen, Regeln, Strukturtypen, Lösungsformen herausarbeiten.²⁴

18 Zur Entwicklung der Oral History vgl. Leh 2022, S. 3–7.

19 Zum Beispiel Niethammer 1980; 2012.

20 Vgl. den die Forschungsdiskussion stark prägenden Aufsatz von Schütze 1976.

21 Vgl. dazu Bieberstedt 2017, S. 71–72, sowie den einleitenden Beitrag von Bieberstedt/Ehlers/Kenzler/Schröder in diesem Band.

22 Dazu Bieberstedt 2017 und grundlegend Tophinke 2002.

23 Vgl. dazu auch den Beitrag von Wolf-Farré/Holzer in diesem Band.

24 Fuchs-Heinritz 2009, S. 155–156.

Auch die vorliegende Studie arbeitet mit solch einem doppelten Ansatz und fasst die Einzelaussagen der Gewährspersonen über ihre sprachliche Sozialisation und ihren Sprachgebrauch zu mehreren Spracherwerbstypen und Sprachvariationstypen zusammen, um auf diese Weise generelle Muster sichtbar zu machen.

Methodisch wird eine Generalisierung des sprachbiographischen Einzelfalls auf zwei Wegen zu erreichen gesucht, erstens durch Quantifizierung, d. h. durch die Analyse umfangreicherer sprachbiographischer Korpora,²⁵ zweitens durch Extensionierung, d. h. durch eine gezielte Auswahl einzelner Gewährspersonen, die als repräsentativ für ein sprachlich-soziales Milieu bzw. eine Sprechergruppe gesehen werden können. In beiden Fällen muss sich der Explorator „des Annäherungscharakters eines solchen Vorgehens“²⁶ an die objektive Sprachrealität bewusst sein.²⁷

In ersterem Fall, d. h. bei biographischen Analysen, die nicht nur Einzelpersonen, sondern Personengruppen in den Blick nehmen und damit den Übergang vom qualitativen zum quantitativen Paradigma vollziehen bzw. beide Ansätze kombinieren, liefern Parallelen, die sich beim Vergleich der sprachbiographischen Einzelfälle und Erzählungen zeigen, Aufschlüsse sowohl über prototypische sprachliche Lebensverläufe in ihrer sprachlich-sozialen Kontextualisierung als auch über gruppenspezifische sprachbezogene Konzeptionen, Deutungsmuster und Einstellungen. Aus soziologischer Perspektive formuliert Fuchs-Heinritz diesen Ansatz wie folgt:

Insofern der Verfasser des lebensgeschichtlichen Materials Teil eines bestimmten Sozialmilieus ist, lassen sich vergleichend anhand einer größeren Anzahl von biographischen Materialien die wichtigsten Willensrichtungen und Einstellungen in einem Sozialmilieu beschreiben.²⁸

Für linguistische Untersuchungen wäre dieser Milieubegriff um die sprachliche Dimension zu erweitern. Übereinstimmungen in den sprachbiographischen Äußerungen der Mitglieder eines sprachlich-sozialen Milieus lassen in diesem Sinne Muster kollektiven sprachlichen Verhaltens, Wandels und Bewusstseins aufscheinen:

25 Vgl. dazu Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 29.

26 Niethammer 2012, S. 42; vgl. Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 26, Fußnote 19.

27 Für eine breitere Diskussion dieser methodischen Problematik vgl. den einleitenden Beitrag von Bieberstedt/Ehlers/Kenzler/Schröder in diesem Band.

28 Fuchs-Heinritz 2009, S. 148–149.

Die überindividuelle historiographische Perspektive kann sich auf ‚wiederkehrende Strukturelemente‘ oder wiederkehrende ‚Figuren‘ der sprachbiographischen Narrationen, auf typische sprachliche Erwerbsverläufe, übereinstimmende Richtungen von Sprachwechseln und gruppenspezifische Spracheinstellungen beziehen oder generell überindividuelle Erfahrungen herausarbeiten, die in ähnlicher Weise in den Erzählungen und Aussagen mehrerer Individuen thematisiert werden.²⁹

Wesentlich für den Erfolg des quantifizierenden Ansatzes scheint mir die Berücksichtigung von mindestens drei Gesichtspunkten, erstens der Größe des betrachteten sprachlich-sozialen Milieus, zweitens – damit im Zusammenhang – der Größe des untersuchten Samples, d. h. der Anzahl der einbezogenen sprachbiographischen Erzählungen, sowie drittens der Homogenität dieses Samples hinsichtlich grundlegender Parameter.

In Hinsicht auf das sprachlich-soziale Milieu ist generell zu fragen, für welche demographischen Einheiten und Größen eine Quantifizierung sprachbiographischer Einzelfälle möglich und sinnvoll ist. Im Projekt Kirchwerder wurden Dialekt Sprecher in einem einzelnen peripheren Stadtteil Hamburgs beobachtet. Gleiches gilt für ein paralleles Projekt zu Hamburg-Altenwerder.³⁰ Auch in der Studie von Ehlers zum gegenwartsnahen Sprachwandel in Mecklenburg konzentriert sich die Analyse auf Gewährspersonen aus fünf ausgewählten Untersuchungsorten. Allerdings werden diese Milieus zumeist ihrerseits als repräsentativ für sprachliche Konstellationen und Entwicklungen innerhalb von Kommunikationsgemeinschaften höherer Ordnung gesehen. So stehen etwa die untersuchten Stadtteile in den Projekten Kirchwerder und Altenwerder repräsentativ für unterschiedliche regionalsprachliche Entwicklungstendenzen in der Hamburger Peripherie. In der aktuellen Darstellung der jüngeren Sprachgeschichte Mecklenburgs von Ehlers (2018/2022) werden mit Rostock, Schwaan, Jürgenshagen, Satow sowie dem Ostseebad Nienhagen insgesamt fünf *Fokusorte* innerhalb einer eng begrenzten Erhebungsregion in den Blick genommen, die als Groß- und Kleinstädte bzw. dörfliche Gemeinden und Seebäder unterschiedliche soziodemographische Strukturen und Größenordnungen in Mecklenburg repräsentieren.³¹ Ähnliches gilt für die Familienfallstudie von Biemann, bei der drei Sprechergenerationen exemplarisch die Entwicklung von Sprachverhalten und Sprachauffassungen bezüglich des Niederdeutschen in der DDR aufzeigen.³²

29 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 27–28.

30 Vgl. dazu unten, Abschnitt 4.2, sowie Bieberstedt/Ruge/Schröder 2016 und Ruge 2016.

31 Vgl. Ehlers 2018/2022, Teil 1, S. 30.

32 Biemann 2017.

Damit im Zusammenhang stellt sich die Frage, wie hoch die Anzahl der sprachbiographischen Befunde in Relation zur Größe des beobachteten Milieus zu sein hat, um verallgemeinernde Aussagen über dessen kommunikative Strukturen und Mechanismen treffen zu können: „Nur über ein ausgedehntes Korpus an Daten kann man ersehen, welche Anteile von Erzählungen, welche Muster und Strategien von überindividueller Natur sind und sich wiederholen.“³³ Im Projekt Kirchwerder wurden insgesamt 73 Gewährspersonen sprachbiographisch erhoben. Im Teilprojekt Altenwerder wurden sprachbiographische Erzählungen aus zwei Erhebungsphasen von insgesamt 45 Einwohnern ausgewertet.³⁴ Und für seine Konturierung einer Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg führt Ehlers sprachbiographische Interviews mit insgesamt 90 ortsfesten Gesprächspartnern durch.³⁵ Eine generelle Richtlinie ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt allerdings nicht erkennbar.

Drittens schließlich gilt es, für eine angestrebte Verallgemeinerbarkeit die relative Homogenität der Probandengruppe hinsichtlich vorab definierter sozialer bzw. sprachlicher Parameter sicherzustellen. Ein Beispiel für eine solche methodische Herangehensweise aus dem Bereich der Regionalsprachenforschung liefert die Studie von Jürgens aus dem Jahre 2015³⁶, in der ein größeres Korpus Hamburger Dialektsprecher unter anderem sprachbiographisch ausgewertet wird. Die Probandenauswahl erfolgt bei Jürgens nach fest definierten Kriterien wie z. B. Ortsfestigkeit, Niederdeutschkompetenz und linguistischem Laienstatus.³⁷ Angestrebt wird auf Basis einer zweistufigen Datenanalyse mit vorangehender Einzelfallanalyse und nachfolgender fallübergreifender Analyse eine „Typisierung [...]“, wobei herausgearbeitet werden soll, was nicht zufällig, sondern intersubjektiv gültig ist.³⁸ Auf dieser Basis gelingt Jürgens die Konturierung prototypischer (dialektaler) Spracherwerbsmuster³⁹ sowie Sprachgebrauchstypen (Alltagssprecher, Gelegenheitssprecher, Freizeitsprecher).⁴⁰

Die potentielle Stärke einer solchen Quantifizierung sprachbiographischer Befunde liegt in der Kombination qualitativer und quantitativer Ansätze, indem die befragten Gewährspersonen sowohl als Sprecherindividuen wie auch als

33 Franceschini/Miecznikowski 2004, S. XIII; vgl. Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 29.

34 Vgl. Bieberstedt/Ruge/Schröder 2016, S. 51.

35 Ehlers 2018, S. 58.

36 Ebenso Scharioth 2015.

37 Vgl. Jürgens 2015, S. 140; Scharioth 2015, S. 95.

38 Jürgens 2015, S. 138.

39 Vgl. Jürgens 2015, S. 173.

40 Vgl. Jürgens 2015, S. 174–196.

Angehörige eines sprachlich-sozialen Milieus analysiert werden. Allerdings birgt die soziolinguistische Quantifizierung durchaus auch die Gefahr, die individuelle Sprecherpersönlichkeit erneut aus dem Blick zu verlieren und sie letztendlich doch primär als Repräsentant einer sozialen Gruppe wahrzunehmen. Fuchs-Heinritz sieht zwei weitere Probleme für das Quantifizierungsverfahren:

Erstens dürfte sich der Forscher, der so arbeitet, in seinen Aufmerksamkeitsrichtungen und Hypothesen frühzeitig festlegen. Auf der Suche nach dem Typischen könnte er abweichende Einzelfälle übersehen. Zweitens könnte dieses Vorgehen zur Ausblendung von Lebens- und Entscheidungsbereichen führen, in denen die Orientierungen und Lebensbedingungen des Sozialmilieus, der Zeitgeschichte, der Klassenzugehörigkeit geringere Bedeutung haben, in denen individuell gewählte kulturelle Orientierungen, private Weltauffassungen, persönliche Konstellationen eine große Rolle spielen.⁴¹

Neben solchen Versuchen, Repräsentativität durch Quantifizierung herzustellen, besteht ebenso die Möglichkeit, sprachbiographische Einzelfälle als exemplarisch für ein sprachlich-soziales Milieu zu betrachten, in dem ein Sprecherindividuum sozialisiert ist, und den Einzelbefund mit Blick auf dieses Milieu zu generalisieren (Extensionierung). Die Frage, ob es gerechtfertigt ist, „individuelle Erfahrung und Erinnerung als Quelle von Sprachwandel heranzuziehen“⁴², ob also der Einzelfall als exemplarisch für eine gesellschaftliche Teilgruppe betrachtet werden kann, beantwortet beispielsweise Fix mit dem Verweis auf die „soziale Geprägtheit des individuellen Gedächtnisses“.⁴³ Bezugnehmend auf Assmanns Konzept vom *kulturellen Gedächtnis* betont Fix den sozialen Bezugsrahmen, innerhalb dessen sich der individuelle Erinnerungsprozess vollzieht. Die individuelle Erinnerung entsteht Assmann zufolge durch „Kommunikation und Interaktion im Rahmen sozialer Gruppen“.⁴⁴ „Wenn man Erinnerungen erhebt, ist man also auf den Einzelnen verwiesen, kann sich aber zugleich darauf verlassen, eine sozial relevante Auskunft zu erhalten.“⁴⁵

Der Vorteil eines solchen Verfahrens liegt zum einen darin, dass das Potential qualitativer Zugriffe auf das sprachbiographische Material voll ausgeschöpft wird. Zum andern lassen sich mit einer solchen Vorgehensweise effektiv und zeitökonomisch Daten erheben und Ergebnisse produzieren. Problematisch gestaltet sich allerdings die methodische Differenzierung zwischen rein individuellen und sozial generalisierbaren Bestandteilen sprachbiographischer

41 Fuchs-Heinritz 2009, S. 158.

42 Fix 1995, S. 34. Zum Problem der Repräsentativität biographischer Analysen vgl. u. a. Eßbach 2001, S. 61–62; Bude 1985 und Bude 1988.

43 Fix 1995, S. 34.

44 Assmann 1992, S. 36; zitiert nach Fix 1995, S. 34. Ebenso Ehler 2018/2022, Teil 2, S. 28.

45 Fix 1995, S. 34–35.

Erzählungen. Generell ist die Frage zu beantworten, „welche Aspekte in einem lebensgeschichtlichen Dokument eigentlich für allgemeine Züge der entsprechenden Kultur stehen und welche idiosynkratische Züge des porträtierten Individuums reflektieren.“⁴⁶ Erschwert wird eine solche Differenzierung durch die zunehmende Diversifizierung prototypischer Lebensverläufe in den modernen westlichen Gesellschaften, die sich Kohli zufolge in Tendenzen hin zu einer Deinstitutionalisierung, Destandardisierung und Deregulierung von „Normallebensläufen“ äußert.⁴⁷

3 Der Untersuchungsort Kirchwerder – demographische, sozioökonomische und sprachliche Rahmenbedingungen

3.1 Demographische und sozioökonomische Rahmenbedingungen

Die Gemeinde Kirchwerder ist an der südöstlichen Peripherie Hamburgs gelegen und bildet zusammen mit den Gemeinden Altengamme, Neuengamme und Curslack die sogenannten Vierlande.⁴⁸ Administrativ sind die Vierlande dem Hamburger Stadtbezirk Bergedorf zugeordnet und dort dem Ortsamtsgebiet Vier- und Marschlande. Die Einwohnerzahl der Vierlande betrug zu Projektbeginn im Jahre 2004 18.260 Personen, davon entfielen auf Kirchwerder als größte Gemeinde 8.859 Personen.⁴⁹ Stand 31.12.2023 zählt Kirchwerder mittlerweile 10.448 Einwohner.⁵⁰

Gemeinsam bilden die Vierlande ein ca. 77 km² großes, von zwei ehemaligen Elbarmen, der Dove-Elbe und der Gose-Elbe, in nordwestlicher Richtung durchzogenes Landgebiet, das im Norden vom Fluss Bille, im Nordosten vom Rücken der Hamburger Geest sowie im Osten und Süden von der Elbe begrenzt wird. Im Westen der Vierlande schließen sich die Gemeinden der sogenannten Marschlande an. Das Landschaftsbild der Vierlande ist geprägt von der flachen, hügellosen Tiefebene der Elbmarsch mit ihren zahlreichen Deichanlagen und Entwässerungsgräben. Ein markantes Charakteristikum bilden die immer noch

46 Fuchs-Heinritz 2009, S. 156.

47 Vgl. Kohli 2003, S. 532–533. Vgl. dazu Bieberstedt 2017, S. 58–59.

48 Für eine aktuelle Sozialraumbeschreibung der Vier- und Marschlande s. Sozialraumbeschreibungen 2017.

49 Zahlenangaben des Statistischen Amtes für Hamburg und Schleswig-Holstein. Für die schriftliche Auskunft danke ich dem zum Zeitpunkt der Recherche, 2005, verantwortlichen Mitarbeiter, Herrn Enno Thiel. Dies gilt auch – soweit nicht explizit anders vermerkt – für die nachfolgenden statistischen Angaben (ausgenommen die aktuellen Statistischen Berichte 2024).

50 Vgl. Statistische Berichte 2024, S. 10.

zahlreichen Gewächshäuser der örtlichen Gärtnereibetriebe. Aufgrund ihrer intensiven landwirtschaftlichen Nutzung, die bis in das 12. Jahrhundert zurückreicht, bieten die Vierlande das Bild einer weitgehend waldlosen Kulturlandschaft.

Als südlichste Vierländer Gemeinde liegt Kirchwerder direkt am Hauptstrom der Elbe. Kirchwerder ist in mehrere Ortsteile gegliedert, die zum Teil auf frühere Elbinseln zurückgehen (Ohe, Krauel) und bis in die jüngere Vergangenheit einen relativ eigenständigen Charakter bewahrt hatten. Die alte Siedlungsstruktur Kirchwerders ist auch heute noch gut sichtbar und lässt die Kultivierungsgeschichte dieser Marschlandschaft erkennen.⁵¹ Der ursprüngliche Bebauungstyp lässt sich als weit auseinanderggezogene Reihensiedlung mit einzelnstehenden Gehöften und Häusern entlang der ehemaligen Deichanlagen und Verbindungsstraßen charakterisieren.⁵² Die traditionelle Hausform, das reetgedeckte Fachhallenhaus, ist zwar weitgehend durch modernere Bautypen bzw. Eigenheimbauten verdrängt, aber immer noch im Landschaftsbild präsent. Ein Ortszentrum im eigentlichen Sinne existiert nicht, als Kernbereich lässt sich der Ortsteil Kirchwerder-Kirche mit der Kirche St. Severini sowie der Stadtteilschule (ehemals Zentralschule) Kirchwerder anführen. Weitere Verdichtungsbereiche sind die Umgebung des Zollenspieker Fährhauses, einer ehemaligen Zollstation und jetzigen beliebten Ausflugsgaststätte, sowie vor allem der seit den 1930er Jahren stark ausgebauten Ortsteil Fünfhausen, der auch als Nahversorgungszentrum von Kirchwerder dient:

Es liegt in integrierter Lage im Zentrum des Ortes. Im Umfeld des Magnetbetriebs Edeka sind eine Bäckerfiliale, ein Blumenladen, ein Kiosk, ein Drogeriemarkt sowie ein Getränkemarkt angesiedelt. Das aperiodische Bedarfsangebot wird lediglich durch Randsortimente des Lebensmittelmarktes gedeckt. Dienstleistungsangebote (Kreditinstitut, Poststelle und Gastronomie) ergänzen das Versorgungsangebot.⁵³

Ein wesentliches Merkmal des Sozialgefüges der Vierlande waren die zum Erhebungszeitpunkt noch zahlreichen Vereine und privaten Zusammenschlüsse, in denen vor allem die alteingesessenen Bewohner organisiert sind (Schützen-, Jagd-, Trachten-, Junggesellen-, Gesangs- und Kulturvereine, der Ortsverein des Landfrauenverbands, plattdeutsche Theatergruppen, dazu organisierte Freundeskreise wie Lotto-, Karten- und Kegelklubs).⁵⁴ Von zentraler Bedeutung

51 Vgl. dazu Sozialraumbeschreibungen 2017, S. 18–19.

52 Vgl. Finder 1922, S. 128

53 Sozialraumbeschreibungen 2017, S. 20.

54 Wobbe listet in seiner Publikation aus dem Jahre 1986 noch insgesamt 99 Vereine auf, zahlreiche private Zusammenschlüsse dürften hierbei jedoch ebenso wenig erfasst sein wie verschiedene Fördervereine, karitative Zusammenschlüsse sowie kommunale Organisationen. Eine aktuellere, aber unvollständige Übersicht liegt vor in Sozialraumbeschreibungen 2017, S. 51–53, 55.

für das lokale Sozialgefüge sind insbesondere die örtlichen Freiwilligen Feuerwehren, denen neben ihren Aufgaben im Brand- und Katastrophenschutz (Deichverteidigung) eine wichtige, auch generationenübergreifende sozial-integrative Funktion zukommt.⁵⁵

Die Vierlande bilden zusammen mit den westlich angrenzenden Marschlanden eines der größten zusammenhängenden Gartenbaugebiete Deutschlands.⁵⁶ Seit dem Mittelalter dienten die Vierlande der Versorgung Hamburgs mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Spätestens im 19. Jahrhundert stiegen sie zum *Gemüsegarten Hamburgs* auf und erlangten überregionale Bekanntheit. Staatlicherseits wurde die Gartenbauwirtschaft vor allem durch die Gründung der Gartenbauversuchsanstalt Fünfhausen im Jahre 1905 gefördert. In den vergangenen Jahrzehnten hat die Blumen- und Zierpflanzenproduktion weiter an Bedeutung gewonnen und den Obst- und Gemüseanbau teilweise zurückgedrängt. Der Absatz gartenbaulicher Erzeugnisse erfolgt zumeist direkt durch die Erzeuger auf dem Hamburger Gemüse- und Blumengroßmarkt sowie auf Wochenmärkten im Stadtgebiet Hamburgs bzw. im niedersächsischen Umland. Als Marktnische hat auch der Hofverkauf seit den 2000er Jahren eine gewisse Bedeutung erlangt. Eine zunehmend wichtige Rolle als Kunden spielen Handelsketten, Baumärkte und Gartencenter. Traditionell dominieren gärtnerische Kleinbetriebe in Familienbesitz mit einem hohen Anteil an Treibhauskulturen, die zumeist auf eine bestimmte Produktpalette spezialisiert sind. In den Vierländer Gartenbaubetrieben arbeiten häufig noch Familienmitglieder mehrerer Generationen zusammen, ein Aspekt, der für die dialektale Sprachvermittlung einen hohen Stellenwert besitzt.

Eine sich beschleunigende Urbanisierung⁵⁷ Kirchwerders war im Erhebungszeitraum 2005 bis 2007 bereits deutlich sichtbar. Vor allem trägt die räumliche Nähe zur Kernstadt Hamburg bzw. zum lokalen Bezugspunkt Bergedorf zur Auflösung herkömmlicher Wirtschafts- und Sozialformen bei. Insbesondere die Gartenbauwirtschaft durchläuft in den Vierlanden einen tiefgreifenden Wandel

55 S. dazu auch Sozialraumbeschreibungen 2017, S. 55–56. Zur Freiwilligen Feuerwehr und ihrer kommunikativen Relevanz vgl. unten die Abschnitte 5.1.2. und 5.2.1.2.

56 Vgl. dazu zusammenfassend Petrick 2007, S. 33–36.

57 Der Begriff Urbanisierung bezieht sich hier sowohl im weiteren Sinne auf den quantitativen Aspekt der Verstädterung im Sinne einer Ausdehnung von Städten hinsichtlich ihrer Fläche und Einwohnerzahl als auch im engeren Sinne auf qualitative Aspekte, d. h. auf soziale und funktionale Urbanisierungsphänomene, die als Übernahme städtischer Sozialstrukturen, Lebensweisen und Wirtschaftsformen und somit als „Verhaltensänderung der Bewohner ländlicher Räume“ (Nell/Weiland 2019, S. 138) beschreibbar sind.

und zeigte bereits zum Erhebungszeitraum eine insgesamt rückläufige Tendenz, deren Relevanz von meinen Gewährspersonen wiederholt betont wird:

Denn früher war, was heißt früher, wie ich Kind war, so vor vierzig Jahren, fünfzig Jahren, da konnte man hier längs gehen im ganzen Kirchwerderaner Raum, da war alles, also wurde gärtnerisch bearbeitet. Oder eben dazwischen, ein paar Landwirte sind da ja zwischen. Aber alles andere, also wenn man da den Süderquerweg längs gefahren ist, man konnte links gucken, rechts gucken, das war alles gärtnerische Betriebe. Dann hat sich das geändert, dass die Kinder seinerzeit denn rangewachsen sind, so Ende der Fünfziger, in die Lehre gegangen sind, oder Mitte der Fünfziger schon in die Lehre gegangen sind und irgendwas gelernt [haben], nicht mehr zu Hause geblieben sind, sondern weggegangen. So, und dann wurden das Nebenerwerbsbetriebe, [die] wurden kleiner. Waren nicht mehr so weit ins Feld rein, wurden auf die Hälfte gekürzt, der Mann hat abends noch so ein bisschen nebenbei mitgemacht und [die Frau] hat es dann noch gemacht. Mit den Eltern zusammen erst noch, wenn die Eltern nicht mehr konnten, wurde das Land, wie gesacht, das oberste Teil an Bauern abgegeben, der hat das dann mitgenommen untern Pflug sozusagen, wie man gesacht hat hier, und die ham dann noch ein bisschen weniger Betrieb. Und heutzutage iss das so: Da ist das Feldland, was der Bauer hat, bis an die Straße ran, da ist kaum noch irgendwo Gärtnerland. Das ist das Problem. Und deshalb sind die Leute, die arbeiten auch nicht mehr hier. Die arbeiten alle in der Stadt, teilweise auch – natürlich – in der Tischlerei hier. Oder in einer Autowerkstatt oder inner Bäckerei oder wie auch immer. Also, dass sie teilweise noch im Ort arbeiten. Aber eben als Gärtner – das sind nur noch ganz wenige. [...]⁵⁸ So hat sich das in der kurzen Zeit auch gewandelt. Und deshalb sieht man hier auch keine gärtnerischen Betriebe mehr. Und aus dem Grund hat sich auch die Sprache geändert. (Interviewer: Inwiefern hat die sich da geändert?) Ja, dass die jetzt auch alle nich mehr hier arbeiten und mehr unter Leuten sind, unter ((betont)) fremden Leuten in der Stadt arbeiten, in großen Firmen arbeiten und dadurch dann eben das Plattdeutsche nich mehr iss und das Hochdeutsche mehr gekommen ist. (Gewährsperson 7, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Als wichtigste Entwicklung ist auf den zahlenmäßigen Rückgang der lokalen Gartenbaubetriebe sowie die Reduzierung der Anbauflächen zu verweisen. Betriebsaufgaben erfolgen vorrangig aus wirtschaftlichen Erwägungen, häufig fällt die Stilllegung mit dem innerbetrieblichen Generationenwechsel zusammen. Viele jüngere Menschen bevorzugen eine Tätigkeit im sekundären und tertiären Sektor und wandern in die nahe Großstadt ab bzw. pendeln berufsbedingt. Voraussetzung hierfür ist der in den vergangenen Jahrzehnten erfolgte Ausbau der Infrastruktur, insbesondere die verbesserte Verkehrsanbindung an die Kernstadt

58 An dieser Stelle schließt sich eine längere Erzählung der Gewährsperson über den elterlichen Gartenbaubetrieb an, die den beschriebenen Wandel exemplarisch aufzeigen soll.

bzw. an Bergedorf sowie die allgemein gestiegene Mobilität der Bevölkerung. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgte der Waren- und zum Teil auch Personenverkehr primär auf dem Wasserweg über die Elbe. 1912 wurde die sogenannte Vierländer Eisenbahn auf der Strecke Bergedorf–Zollenspieker eröffnet, 1921 die Hamburger Marschbahn, deren sukzessiv ausgebauten Streckenführung von Hamburg-Billbrook nach Geesthacht reichte. Beide Bahnverbindungen verloren nach dem Zweiten Weltkrieg infolge der Verbesserung des Straßennetzes zunehmend an Bedeutung. 1961 stellte die Vierländer Eisenbahn endgültig ihren Betrieb ein. Vor allem der Ausbau der Bundesautobahn A 25 sowie des lokalen Straßennetzes führten, in Verbindung mit der Verbesserung des Öffentlichen Nahverkehrs (S-Bahn, Bus), zur zunehmenden Verlagerung des Verkehrs auf die Straße. In der Gegenwart beträgt die durchschnittliche Fahrzeit von Kirchwerder ins Hamburger Zentrum mit dem PKW lediglich noch 30–40 min.

Soziodemographische Wandelprozesse äußern sich in einer steigenden Einwohnerzahl sowie einer wachsenden Heterogenität der Bevölkerung. Die jahrhundertelange weitgehende Isolation der Vierlande hat sich seit der Mitte des 19. Jahrhundert zunehmend gelockert und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts allmählich aufgelöst. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lag die Einwohnerzahl Kirchwerders bei 4.186 Einwohnern. Einen ersten sprunghaften Anstieg erfuhr diese Zahl durch die Zuwanderung von Vertriebenen und Flüchtlingen nach Ausgang des Zweiten Weltkrieges. Lebten im Jahre 1939 noch 6.536 Einwohner in Kirchwerder, so waren es im Jahre 1950 bereits 8.556.

Die Folgejahre zeigen zwar einen leichten Rückgang der Bevölkerung (1961: 7.862; 1970: 7.675), seit den 1980er Jahren jedoch bewirkt eine zunehmende Suburbanisierung eine konstant steigende Einwohnerzahl, verursacht primär durch den Zuzug von Personen aus der Kernstadt. Zwischen 1987 und 2004 stieg die Einwohnerzahl von 7.918 auf 8.859 Personen, Kirchwerder erfuhr also innerhalb von 17 Jahren einen Zuwachs von fast 1.000 Einwohnern, das entspricht nahezu 12 %.⁵⁹ Die zugezogene Bevölkerung stellt in Kirchwerder damit einen wachsenden soziodemographischen und auch sprachlichen Faktor dar.

Aufgrund des Bevölkerungszuwachses verdichtet sich die Siedlungsstruktur fortlaufend, zum einen durch die Errichtung von Eigenheimsiedlungen, zum anderen durch Lückenbebauung. Die Anlage erster Neubausiedlungen reicht bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zurück. Als Beispiel wird in den Interviews

59 Auch diese Berechnung basiert auf den Zahlenangaben des Statistischen Amtes für Hamburg und Schleswig-Holstein und den schriftlichen Auskünften der damaligen Mitarbeiter, vgl. oben, Fußnote 49.

häufig auf den Ortsteil Fünfhausen hingewiesen, dessen Ausbau bereits in der Endphase des Zweiten Weltkriegs mit der Unterbringung von Ausgebombten aus dem Hamburger Stadtzentrum begann. Zum Erhebungszeitraum war eine neue Eigenheimsiedlung im Bereich Kirchwerder-Kirche in der Fertigstellung. Zudem sind in den letzten Jahrzehnten neben die dominierenden Einfamilienhäuser auch zwei- oder dreietagige Mehrfamilienhäuser getreten. Die Verdichtung der Bebauung setzt sich auch in der Gegenwart fort und wird sich perspektivisch weiter erhöhen, unter anderem da die Vier- und Marschlande eine wichtige Rolle im Bergedorfer Wohnungsbauprogramm spielen:

Zielsetzung ist es 1/6 des gesamten Bergedorfer Wohnungsbaues in den Vier- und Marschlanden, vornehmlich im Einfamilienhausbau, zu realisieren. In erster Linie soll dies durch behutsame Ergänzung sowohl an den Deichrandstraßen aber auch in den Ortskernen geschehen.⁶⁰

3.2 Sprachliche Rahmenbedingungen

Das Gebiet der Vierlande liegt im nordniederdeutschen Sprachraum. Die lokale niederdeutsche Sprache gehört zu den sogenannten Hamburger Marschdialekten⁶¹, die in der Elbmarsch, d. h. in den elbnahen Überschwemmungsgebieten Hamburgs gesprochen werden und sich durch sprachliche Besonderheiten vor allem im Bereich des Vokalismus auszeichnen. Als Charakteristikum hebt Agathe Lasch insbesondere die hamburgische Diphthongierung⁶² hervor, die auch von meinen Gewährspersonen wiederholt in Form von Schibboleths angeführt wird. In den Interviews erläutern die Gewährspersonen lautliche Besonderheiten des Kirchwerder Platt zumeist an einzelnen, häufig sich wiederholenden Kennformen und beschreiben den diphthongischen Charakter ihres Lokaldialekts mit Attributen wie *breit* oder *langgezogen*.

Innerhalb der Vierlande führte die bis in die jüngere Vergangenheit existente, geographisch bedingte Isoliertheit der einzelnen Gemeinden zur Ausprägung lokaler Subvarietäten des Marschdialektes, die laienlinguistisch als Altengammer, Neungammer, Curslackter und Kirchwerder Platt bezeichnet werden. Auf die natürlichen Grenzen zwischen den Vierländer Gemeinden als Ursache für sprachliche Differenzierungsprozesse machen bereits Finder 1922⁶³ sowie von Essen 1964 in seiner Studie zum Lautstand des Kirchwerder Platt aufmerksam:

60 Sozialraumbeschreibungen 2017, S. 19.

61 Zu den Marschdialekten Hamburgs vgl. Martens 1981; Martens 2001.

62 Lasch 1918, S. 19.

63 Finder 1922, S. 368.

Die natürlichen Abgrenzungen der Landschaften Kirchwerder und Neuengamme durch die Goseelbe, Neuengamme und Curslack durch die Doveelbe haben ferner einige dialektalische Unterschiede auch innerhalb der Vierlande entstehen lassen.⁶⁴

Das Dialektgebiet der Vierlande ist wiederholt zum Gegenstand linguistischer und volkskundlicher Untersuchungen geworden. In den 1880er Jahren waren die Vierländer Gemeinden Altengamme, Neuengamme und Kirchwerder in die Erhebungen zum *Deutschen Sprachatlas* einbezogen, Kirchwerder gleich mit zwei Ortsteilen (Kirchwerder bei der Kirche und Warwisch).⁶⁵ Eine frühe dialektologische Studie von Larsson (1917) thematisiert den Lautstand der Mundart von Altengamme. In Finders Studie über Geschichte und Volkskultur der Vierlande ist ein Kapitel den „Mundartliche[n] Besonderheiten“ der Vierländer Gemeinden gewidmet.⁶⁶ Hinzu kommen etliche namenkundliche Studien.⁶⁷ Von besonderer Relevanz sind die phonologischen Untersuchungen von Otto von Essen zum niederdeutschen Ortsdialekt von Kirchwerder. Ein erster, 1958 erschienener Aufsatz referiert den Vokalbestand der Kirchwerder Mundart. Datenbasis bilden sieben „in den Häusern der Hufner und Gemüsebauern selbst“ erhobene Sprachaufnahmen.⁶⁸ Eine zweite, umfangreichere Studie analysiert im Rahmen der Zwirner-Erhebungen⁶⁹ das Phonemsystem des Kirchwerder Niederdeutschen.⁷⁰ Ausgewertet werden thematisch gesteuerte Gespräche mit vier Dialektsprechern (A, B, C, D) aus unterschiedlichen Arbeitsbereichen, deren „Sprachweise für den heutigen Stand des Kirchwerderischen repräsentativ ist“⁷¹, die gleichzeitig aber auch unterschiedlichen Alters- und Berufsgruppen zugehörig sind und auf diese Weise die Entwicklung des Kirchwerder Ortsdialektes widerspiegeln. Als Entwicklungstendenz, die sich im Sprachmaterial abzeichnet, benennt von Essen die Zunahme hochdeutscher Entlehnungen insbesondere in der Kommunikation im Arbeitsbereich. Aber auch der

64 Essen 1964, S. 6.

65 Altengamme: Wenkerbogen 49991; Neuengamme: Wenkerbogen 49841; Kirchwerder bei der Kirche: Wenkerbogen 49990; Kirchwerder-Warwisch: Wenkerbogen 499984 [Online-Ressource: <https://wenker.online.uni-marburg.de/wenker/bogen/1> (Stand: 17.08.2024)]

66 Finder 1922, S. 368–383.

67 Haase 1926; Lehmann 1936; Schröder 1999.

68 Essen 1958, S. 105.

69 Zu dieser Erhebung vgl. Ehlers 2023, insb. S. 432–434.

70 Essen 1964.

71 Essen 1964, S. 7.

Verkehr mit Ämtern und Behörden, die unmittelbare Berührung mit Vorgesetzten sind Umstände, die A und B als freien, selbständigen Landleuten fernlagen, die hier [scil. bei den Sprechern C und D] nun aber ihren Einfluß mit aller Deutlichkeit geltend machen.⁷²

Als Ursachen für die zunehmende Beeinflussung des Kirchwerder Lokaldialektes durch das Hochdeutsche führt von Essen „die bequeme und schnelle Verbindung mit den hochdeutschsprechenden Städten [scil. Hamburg und Bergedorf – A.B.]“ sowie den engen „Konnex mit Ämtern und Behörden“ an.⁷³ Zudem führe die Binnenmigration der Nachkriegszeit zu einer zunehmenden Heterogenisierung der Sozialgemeinschaft: „Flüchtlinge und Umgesiedelte finden dort Arbeit und Brot, erwerben Grundbesitz und gründen Familien.“⁷⁴ Einen wichtigen Einflussfaktor bildet schon für von Essen der schulische Bereich, da viele Eltern es vorzögen, mit ihren Kindern Hochdeutsch zu sprechen, um ihnen „das Fortkommen in der Schule zu erleichtern.“⁷⁵ Als Fazit gelangt von Essen bereits 1964 zu dem Schluss, dass der Lokaldialekt von Kirchwerder längerfristig vollständig durch das Hochdeutsche abgelöst werden wird.⁷⁶

Über die sprachlichen Verhältnisse an den Schulen der Vier- und Marschlande, inklusive Kirchwerder, informiert eine Untersuchung von Maaß aus dem Jahre 1974.⁷⁷ Die Studie gibt Auskunft über den Anteil dialektsprechender Kinder in den frühen 1970er Jahren, also in dem Zeitraum, in dem die mittleren Altersgruppen des Korpus ihre Schulzeit erlebten. Die Erhebung, bei der insgesamt 572 Schüler der 2. und 8. Klassen an zehn Schulen der Vier- und Marschlande befragt wurden, zeigt einerseits, dass die Dialektkompetenz unter den Schülern zu dieser Zeit noch relativ stark ausgeprägt war, andererseits, dass sie lokale Unterschiede aufweist und zugleich Abbautendenzen unterliegt. Als besonders dialektstark werden die Schüler aus Kirchwerder hervorgehoben:

Es zeigt sich, dass die Mundart innerhalb der Vier- und Marschlande in den Gebieten Ochsenwerder, Curslack-Neuengamme und Kirchwerder am meisten verbreitet ist. Das kann zum einen durch die größere Stadtferne dieser Gebiete bedingt sein. [...] Zum anderen scheint die größere Zahl der Plattdeutschsprecher in den stadtfernen Gebieten mit der dortigen Verteilung der Berufsgruppen zusammenzuhängen, die, wie schon erwähnt, durch die Entfernung zur Stadt mit bedingt ist. Während in Moorfleet nur 9,4 Prozent und in Allermöhe (Mittlerer Landweg) nur 14,0 Prozent der Väter in landwirtschaftlichen Berufen tätig sind, gaben in Ochsenwerder 33,0 Prozent, in

72 Essen 1964, S. 8–9.

73 Essen 1964, S. 7.

74 Essen 1964, S. 7.

75 Essen 1964, S. 7.

76 Essen 1964, S. 7.

77 Vgl. dazu Bieberstedt 2016b, S. 266–267.

Curslack-Neuengamme 28,7 Prozent und in Kirchwerder 27,6 Prozent der Schüler für ihre Väter einen landwirtschaftlichen Beruf an.⁷⁸

Jüngere Studien zum Niederdeutschen in Kirchwerder und zur niederdeutsch-hochdeutschen Sprachvariation entstanden im Kontext des oben angesprochenen soziolinguistischen Forschungsprojekts *Hamburgisch – Sprachkontakt und Sprachvariation im städtischen Raum*.⁷⁹ Sie sind einem variationslinguistischen und sprachbiographischen Forschungsparadigma verpflichtet. Auf sie soll im Folgenden wiederholt Bezug genommen werden.

4 Korpus, Projektkontext und Untersuchungsdesign

4.1 Korpus

Basis der Studie bildet ein Sample 73 niederdeutscher Dialektsprecher. Die Akquise der Gewährspersonen erfolgte anfangs über Vermittler vor Ort, nachfolgend mittels Schneeballprinzip. Auswahlkriterien waren erstens die Ortsfestigkeit der Probanden und zweitens ihre aktive Dialektkompetenz. Als ortsfest wurden Sprecher definiert, die in Kirchwerder geboren, aufgewachsen und wohnhaft waren und von denen mindestens ein Elternteil ebenfalls aus dem Untersuchungsort stammte. Als aktive Dialektsprecher wurden Personen eingeschätzt, die das Niederdeutsche in zumindest einer Sprachdomäne, etwa im familiären Umfeld, im Arbeitsbereich oder im Freundeskreis, aktiv verwenden. Die Frequenz des Dialektgebrauchs und Art der Sprachdomäne sowie der Zeitpunkt und die Form des dialektalen Spracherwerbs bildeten dagegen kein Auswahl- bzw. Ausschlusskriterien, da diese Variablen im Zentrum des sprachbiographischen Erkenntnisinteresses standen (Erstellung von Spracherwerbs- und Sprachvariationstypen). Geachtet wurde außerdem darauf, keine Sprachagitatoren oder -experten, sondern dialektale ‚Durchschnittsprecher‘ zu gewinnen.

Ein drittes Kriterium stellte das Alter der Probanden dar. Anders als in der traditionellen Dialektforschung konzentrierte sich die Probandenauswahl nicht auf die älteste Sprechergeneration, sondern auf die Gruppe der zum Erhebungszeitpunkt 2005 bis 2007 mittleren Generation der 35–60-jährigen Sprecherinnen und Sprecher. Somit wurde diejenige Sprechergruppe fokussiert, die einerseits das Niederdeutsche noch als alltägliches Kommunikationsmedium erlebt hat und verwendet, bei der sich zugleich der massive Dialektabbau und -wandel der vergangenen Jahrzehnte biographisch unmittelbar manifestiert. Innerhalb dieses Personenkreises wurde eine Abstufung in Altersgruppen von jeweils fünf Jahren vorgenommen.

78 Maaß 1974, S. 33–34.

79 Bieberstedt 2008; 2015; 2016a; 2016b; 2017.

Durch diese Kriterien sollte sichergestellt werden, sprachbiographische Äußerungen von Personen zu erhalten, „die sich in einer vergleichbaren Sozialisationsituation befanden. Der individuelle Erfahrungshorizont kann dann zum Ausdruck kollektiver Erfahrungen werden.“⁸⁰ In Bezug auf die Gewährspersonen des Kirchwerder-Korpus bestand diese „vergleichbare Sozialisationsituation“ in sprachlicher Hinsicht vor allem in dem Wandel der Erwerbsmodalitäten von Dialekt und Standardsprache in den 1960er bis 1980er Jahren, der zeitgenössischen Stigmatisierung von Dialektgebrauch und Dialektsprechern sowie dem zunehmenden Rückzug des Niederdeutschen aus dem kommunikativen Alltag Norddeutschlands während der Jugend- und Erwachsenenzeit der Probanden. In soziodemographischer Hinsicht war die gemeinsame Sozialisationsituation der Gewährspersonen durch die beschleunigte Urbanisierung ihres Wohnortes gekennzeichnet.

Einbezogen in das Sample wurde zudem eine jüngere Vergleichsgruppe von 20–35-jährigen Dialektsprechern. Die damit erreichte Altersspanne innerhalb des Samples ermöglicht es, das Auftreten unterschiedlicher Spracherwerbs- und Sprachverwendungsmuster im Sinne einer Apparent-Time-Analyse als Phänomene von Sprachwandel zu interpretieren. Den Aufbau des Samples veranschaulicht die folgenden Tabelle:

Tabelle 1: Sample, aufgeschlüsselt nach Altersgruppen

Altersgruppe	Probanden		
	mnl.	wbl.	gesamt
20–35	7	1	8
36–40	6	1	7
41–45	8	3	11
46–50	10	5	15
51–55	14	8	22
56–60	7	3	10
gesamt	52	21	73

4.2 Projektkontext – *Hamburgisch: Sprachkontakt und Sprachvariation im städtischen Raum*

Die sprachbiographischen Tiefeninterviews wurden im Kontext des seit 2005 laufenden und mittlerweile abgeschlossenen variationslinguistischen Forschungsprojektes *Hamburgisch – Sprachkontakt und Sprachvariation im*

⁸⁰ Steinbach 1980, S. 319; zit. nach Fuchs-Heinritz 2009, S. 157.

städtischen Raum erhoben.⁸¹ Ziel dieses an der Universität Hamburg angesiedelten Projekts war die Untersuchung des jüngeren Sprachwandels im Niederdeutschen anhand ausgewählter Erhebungsgebiete innerhalb Hamburgs mit unterschiedlichem Urbanisierungsgrad und -charakter. Für den Bereich der städtischen Peripherie, wo das Niederdeutsche als Kommunikationsmittel weiterhin eine gewisse Rolle spielt, wurden hierfür in zwei eigenständigen Teilprojekten mit gemeinsamer methodischer Basis die beiden Ortsteile Altenwerder und Kirchwerder in den Blick genommen. Zudem wird in dem Projekt *Spracheinstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg*, das aus dem ehemaligen Hamburgisch-Teilprojekt *Niederdeutsch im öffentlichen Raum* hervorgegangen ist, nach den Bedingungen und Funktionen der Verwendung des Niederdeutschen im öffentlichen Sprachgebrauch gefragt. Zentrales Erhebungsinstrument in allen Teilprojekten waren sprachbiographische Interviews, daneben wurden objektive Sprachdaten innerhalb unterschiedlicher Erhebungssituationen (Übersetzungstests, freies Sprechen, Vorlesetests, teilnehmende Beobachtungen des Arbeitsalltags) erfasst und ausgewertet.

4.3 Untersuchungsdesign

Die Erhebung sprachbiographischer Äußerungen erfolgte durch leitfadengestützte Tiefeninterviews. Anders als beim narrativen Interview, in dem der Erzähler lediglich einen Impuls setzt und gegebenenfalls Nachfragen stellt, ansonsten aber „stark in den Hintergrund tritt“⁸², zeichnet sich das leitfadengestützte Interview vor allem durch seine thematische Vorstrukturiertheit und seinen dialogischen Charakter aus. Obleich sich die sprachbiographische Erzählung somit diskursiv zwischen Erzähler, Interviewer und anwesenden oder mitgedachten Gesprächspartnern entfaltet, agiert der Explorator auch beim leitfadengestützten Interview möglichst passiv.

Themenbereiche der Interviews waren – analog zu vergleichbaren regionalsprachlichen Studien – der Spracherwerb und die Sprachsozialisation der Gewährspersonen in Kindheit, Jugend sowie im frühen Erwachsenenalter, ihr gegenwärtiger Sprachgebrauch und individueller Sprachwandel, ihre Sprachkompetenzen sowie ihr Sprachwissen und ihre Sprachbewertungen.⁸³ In Hinsicht auf ihr Sprachwissen wurden die Gewährspersonen nach ihrer Kenntnis von sprachlichen Merkmalen regionaler bzw. lokaler niederdeutscher

81 Zu diesem Projekt vgl. zusammenfassend Bieberstedt/Ruge/Schröder 2008; 2020.

82 Sackmann 2013, S. 68.

83 Vgl. Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 27.

und regiolektaler Varietäten sowie von deren mikro-diatopischer und sozialer Ausdifferenzierung gefragt. Erörtert wurden zudem Aspekte des lokalen und regionalen Sprachwandels und dessen mögliche Ursachen sowie prognostizierte Entwicklungen. Herausgearbeitet werden sollten hier vor allem individuelle und in der Zusammenschau kollektive Deutungsmuster für Sprachwandelphänomene, insbesondere für den Rückzug des Niederdeutschen aus dem Kommunikationshaushalt der Sprechergemeinde. In Bezug auf die Bewertung sprachlicher Varietäten interessierten Fragen nach dem Status und Statuswandel des Niederdeutschen sowie nach den Einstellungen der Probanden gegenüber Niederdeutsch und Hochdeutsch bzw. weiteren regionalen Varietäten. Erfasst wurden in diesem Themenbereich sowohl die eigene Sichtweise der Probanden als auch deren Einschätzungen über Fremdbewertungen.

Das auf diese Weise elizitierte sprachbiographische Datenmaterial wurde in einem doppelten Zugriff ausgewertet. Zum einen erlauben die kumulierten Reflexionen der Gewährspersonen über ihr persönliches sprachliches Umfeld, ihren individuellen Spracherwerb und Sprachgebrauch eine indirekte Rekonstruktion prototypischer sprachlich-sozialer Konstellationen, Spracherwerbsprozesse und Sprachgebrauchsmuster innerhalb eines Milieus. Zum andern liefern die direkten Aussagen dieser Gewährspersonen über den lokalen Sprachwandel, d. h. ihr laienlinguistisches Wissen wertvolle metasprachliche Informationen. Beide Aussagenkomplexe sind bei einer sprachbiographischen Analyse zueinander in Bezug zu setzen.

5 Gegenwartsnaher Sprachwandel in Kirchwerder aus sprachbiographischer Perspektive

5.1 Auswertungsperspektive 1: Modalitäten und Wandel von Spracherwerb und Sprachgebrauch im Spiegel sprachbiographischer Narrationen

5.1.1 „Also ich glaube, ich habe als erstes Hochdeutsch gelernt, aber noch als Kleinkind Plattdeutsch.“⁸⁴ – Erinnerter Spracherwerb zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch

Einen umfassenden Fragekomplex innerhalb der Interviews bildete der Spracherwerb der Gewährspersonen. Diskutiert wurde in diesem Zusammenhang nicht nur das Erwerbssalter und die Erwerbssituationen in Bezug auf

84 Gewährsperson 17, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre.

Niederdeutsch und Hochdeutsch, sondern auch die Frage der Sprachvermittlung und deren Motivation sowie der sprachlichen Gegebenheiten innerhalb der Familie, der kindlichen Umgebung sowie des Schulalltags. Zudem wurden die individuellen Spracherwerbsverläufe von den Gewährspersonen immer auch in den größeren Zusammenhang der lokalen und insgesamt norddeutschen Sprachverhältnisse gestellt. Im Folgenden konzentriere ich mich auf die Frage der Spracherwerbsmodalitäten im engeren Sinne, d. h. die Frage, wann und in welcher Abfolge beide Sprachen von den Gewährspersonen erworben wurden.⁸⁵

Als primäres Auswahlkriterium für die Aufnahme in das Analysekörpus fungierte neben der Ortsfestigkeit der Gewährspersonen deren aktive Dialektkompetenz, d. h. der (selbstkonstatierte) tatsächliche Gebrauch des Niederdeutschen in zumindest einem Kommunikationsbereich, ohne Berücksichtigung des Kompetenzgrades und der Gebrauchsfrequenz. Gleichzeitig wurde a priori von einer bilingualen, niederdeutsch-hochdeutschen Kompetenz ausgegangen, da sämtliche Teilnehmer des Samples im Laufe ihres Lebens eine hochdeutsche Sprachsozialisation durchlaufen haben mussten – unabhängig von deren Erwerbszeit und Erwerbsgrad. Dies hat insofern seine Berechtigung, als der *traditionelle* monolinguale Dialektsprecher, wie er u. a. noch in der Sprechertypologie von Jürgen Macha (1991) angesetzt wird, mit Blick auf die Sprachenkonstellation von Hochdeutsch und Niederdeutsch und die beobachtete mittlere Sprechergeneration bereits zum Erhebungszeitpunkt als praktisch nicht mehr existent gelten durfte. Diese Vorannahme, die auch dem derzeitigen Forschungsstand zu anderen norddeutschen Sprachregionen entspricht,⁸⁶ wurde durch die sprachbiographischen Berichte der Gewährspersonen bestätigt. Obgleich einige Teilnehmer des Samples Eigen- oder Fremderfahrungen eines verzögerten und teilweise problematischen Hochdeutscherwerbs berichten konnten, wurden für die eigene Generation keine Beispiele für eine dialektale Monolingualität im späteren Kindes- und Erwachsenenalter angeführt. Erzählungen über erwachsene Einwohner der Gemeinde ohne oder mit lediglich rudimentären Hochdeutschkenntnissen bezogen sich ausschließlich auf die älteste Sprechergeneration:

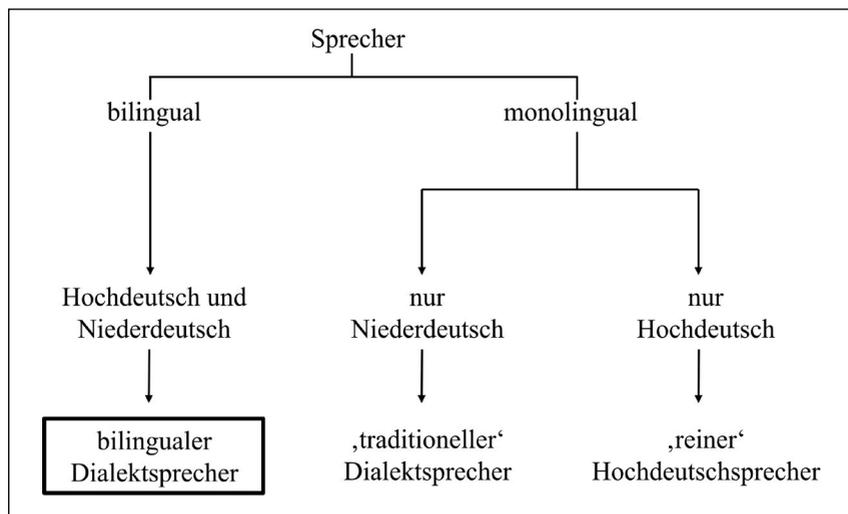
85 Zum Aspekt der Sprachvermittlung und den Motiven der Sprachvermittlung vgl. Bieberstedt 2015, S. 213–231.

86 Als Überblick vgl. Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 555 sowie speziell zum Mecklenburgischen S. 555–567. Auch in der Untersuchung von Jürgens zu Hamburger Dialektsprechern wird von einer hochdeutsch-niederdeutschen Zweisprachigkeit der Gewährspersonen ausgegangen, vgl. Jürgens 2015, S. 168.

Meine Großeltern, die haben mit jedem Platt gesprochen, die konnten nicht so Hochdeutsch in der Form, da hat man sich zusammengerissen, wenn man mal aufs Amt gefahren ist, aber sonst haben die nur Platt geschnackt. (Gewährsperson 89, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

Bei der Ermittlung dominanter Spracherwerbsmuster ging die Untersuchung folglich vom Grundtyp des bilingualen Dialektsprechers aus. Ihm steht der monolinguale bzw. ‚reine‘ Hochdeutschsprecher gegenüber, der in der fokussierten mittleren Sprechergeneration bereits die Mehrheit bildet, in den jüngsten Altersgruppen sogar schon die Regel darstellt, der aber nicht mit in die Untersuchung einbezogen war. Diagramm 1 verdeutlicht diese Systematisierung.

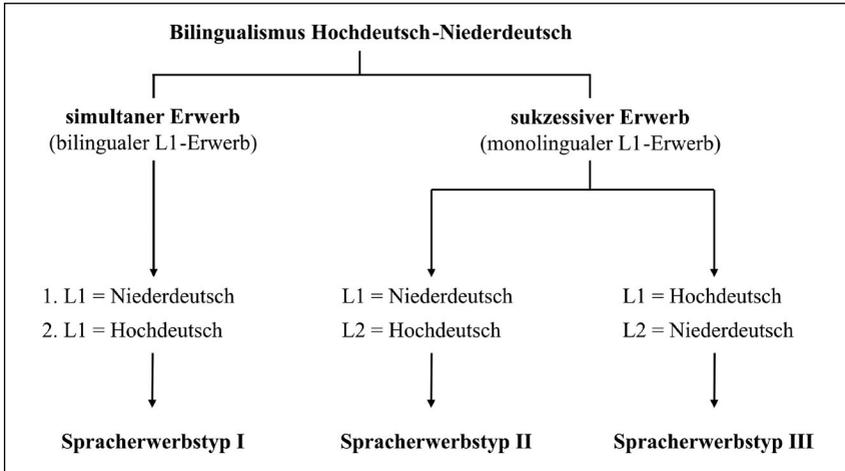
Diagramm 1: Sprechertypen – Grundmodell.



Die auf diesem Konzept des bilingualen Dialektsprechers basierende Klassifizierung von Erwerbstypen orientiert sich primär an der Frage, ob der Mehrspracherwerb simultan oder sukzessiv erfolgt ist und welche Varietät beim sukzessiven Erwerb als Erstsprache (L1) bzw. Zweitsprache (L2) fungierte. Auf dieser Grundlage lassen sich für das Sprachenpaar Hochdeutsch-Niederdeutsch drei Basisklassen bilingualer Spracherwerbstypen ansetzen (I–III). Unterschieden werden ein Spracherwerbstyp mit simultanem Erwerb von Hochdeutsch und Niederdeutsch sowie zwei Klassen mit sukzessivem Erwerb einer Zweitsprache,

bei der entweder Niederdeutsch oder Hochdeutsch als L1 fungieren.⁸⁷ Diagramm 2 veranschaulicht dieses Dreiermodell von Spracherwerbstypen.

Diagramm 2: Spracherwerbstypen – Basisklassen.



Die auf diese Weise gewonnene Typologie ließe sich weiter dahingehend aufschlüsseln, indem nach den verschiedenen Erwerbsphasen sukzessiver Mehrsprachigkeit gefragt wird. Dies soll an dieser Stelle allerdings unterbleiben.⁸⁸

Wie verteilen sich nun diese Spracherwerbstypen auf das Untersuchungssample? Die Auswertung der entsprechenden Interviewpassagen zeigt, dass von den 73 Gewährspersonen eine Mehrheit von 41 Personen, entsprechend 56,2 %, einen Erstspracherwerb des Niederdeutschen mit nachfolgendem Erwerb des Hochdeutschen angibt. Umgekehrt kann für insgesamt 26 Gewährspersonen, entsprechend 35,6 %, ein hochdeutscher Erstspracherwerb konstatiert werden. Damit erlangt die absolute Mehrheit von 67 Probanden (= 91,8 %) ihre mehrsprachige Kompetenz durch einen sukzessiven Zweitspracherwerb, während dialektaler Bilingualismus auf Basis eines simultanen Erstspracherwerbs, bei dem Hochdeutsch und Niederdeutsch in der frühkindlichen Entwicklungsphase gleichzeitig erlernt werden, lediglich in 6 Fällen (= 8,2 %) auftritt. Ein simultaner

87 Ein alternatives Modell von Spracherwerbstypen verwenden Pistor/Limper/Ganswindt in ihrem Beitrag in diesem Band. Anders als hier wird von Pistor/Limper/Ganswindt noch ein Typ mit ausschließlichem Erwerb des Regiolektivs angesetzt.

88 Vgl. zu einer solchen Feindifferenzierung Bieberstedt 2008, S. 55.

Erwerbsprozess stellt damit einen weitgehenden Ausnahmefall dar, d. h. in der frühkindlichen Spracherziehung dominiert eine von beiden Kontaktvarietäten.⁸⁹ Tabelle 2 zeigt die zahlenmäßige Verteilung der Spracherwerbstypen im Korpus.

Tabelle 2: Spracherwerbstypen im Korpus

Erwerbsform	Spracherwerbstyp	Anzahl	Prozent
L1 = Niederdeutsch	II	41	56,2 %
L1 = Hochdeutsch	III	26	35,6 %
simultaner L1-Erwerb	I	6	8,2 %
gesamt	–	73	100,0 %

Betrachtet man die altersmäßige Verteilung der Erwerbstypen auf das Sample, zeigt sich eine Dominanz des Erwerbstyps II mit Erstsprache Niederdeutsch in nahezu allen beobachteten Altersgruppen, wobei der prozentuale Anteil zwischen 57,1 % in der Gruppe der 36–40-jährigen und 80,0 % in der Gruppe der 56–60-jährigen liegt. Lediglich in der Altersgruppe der 20–35-jährigen Sprecher findet sich kein Beleg für einen niederdeutschen Erstspracherwerb, da für die jüngeren Sprecher das Erlernen des Hochdeutschen als Erstsprache bereits die absolute Regel ist. Sichtbar wird ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Altersgruppe und Erwerbstyp, insofern als ein zunehmendes Alter mit einer wachsenden Prozentzahl von Vertretern des Erwerbstyps II korreliert: Je älter die Gewährspersonen sind, desto häufiger haben sie als Erstsprache noch das Niederdeutsche erlernt. Umgekehrt wächst die Prozentzahl von Vertretern des Erwerbstyps III mit abnehmendem Alter nahezu konstant: Je jünger die Gewährspersonen sind, desto häufiger stellt das Hochdeutsche für sie die erste erlernte Sprache dar. Während in der ältesten Sprechergruppe der 56–60-jährigen lediglich eine Person angibt, das Hochdeutsche als Erstsprache erlernt zu haben, sind es in der Gruppe der 51–55-jährigen bereits 31,8 %, bei den 41–45-jährigen

89 Vgl. mit einem identischen Ergebnis die Untersuchung von Jürgens zu Hamburger Dialektsprechern: „Niederdeutsch und Hochdeutsch werden bei den hier untersuchten Sprechern in der Regel nicht simultan erworben. Nur bei einer Gewährsperson [...] liegt ein bilingualer Erstspracherwerb vor, weil das Niederdeutsche von der Mutter und das Hochdeutsche vom Vater, der selbst nicht gut Niederdeutsch sprechen kann, erlernt wurde.“ (Jürgens 2015, S. 169). Auch im Korpus von Pistor/Limper/Ganswindt (vgl. den Beitrag in diesem Band) ist ein simultaner Erwerb von Niederdeutsch und Hochdeutsch lediglich für einen (Rostocker) Sprecher der älteren Generation nachweisbar.

36,4 %⁹⁰ sowie schließlich sämtliche Sprecher in der Altersgruppe der 20–35-jährigen. Die traditionellen dialektalen Spracherwerbsmuster sind hier vollständig durch ‚moderne‘ Muster abgelöst, wie sie sich auch insgesamt im norddeutschen Sprachraum durchgesetzt haben (vgl. Tabelle 3).

Tabelle 3: Spracherwerbstypen und Altersgruppen

Alter	Erwerbstyp I		Erwerbstyp II		Erwerbstyp III		gesamt	
	Simultaner Erwerb		L1 = Niederdeutsch		L1 = Hochdeutsch			
	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%
20–35	0	0,0 %	0	0,0 %	8	100,0 %	8	100,0 %
36–40	1	14,3 %	4	57,1 %	2	28,6 %	7	100,0 %
41–45	1	9,1 %	6	54,5 %	4	36,4 %	11	100,0 %
46–50	2	13,3 %	9	60,0 %	4	26,7 %	15	100,0 %
51–55	1	4,5 %	14	63,6 %	7	31,8 %	22	100,0 %
56–60	1	10,0 %	8	80,0 %	1	10,0 %	10	100,0 %
gesamt	6	8,2 %	41	56,2 %	26	35,6 %	73	100,0 %

Im Falle eines niederdeutschen Erstspracherwerbs (41x) eigneten sich die Gewährspersonen das Hochdeutsche in 15 Fällen (= 37 %) bereits im Vorschulalter an. In den übrigen 26 Fällen erfolgte ein institutionell gesteuerter Erwerb in der Schule. Diese 26 Sprecher vertreten im Korpus einen älteren Typ des Dialektsprechers, der erst mit dem Schuleintritt umfassender mit dem Hochdeutschen konfrontiert ist. Allerdings weisen sämtliche Gewährspersonen auf mehr oder minder intensive oder auch nur vereinzelte Hochdeutschkontakte bereits in ihrer frühen Kindheit und Vorschulzeit durch Nachbarschaft und Peer-Group oder einzelne Familienmitglieder und Verwandte bzw. andere Mitglieder des familiären Haushalts hin:

Denn bei uns im Elternhaus, mit... meine... war... [wir haben] mit meinen Großeltern zusammen gelebt, und [die] Großeltern, Eltern und ich denn eben, meine Tante war auch noch da mit im Haus, da ist ((betont)) Plattdeutsch gesprochen worden, im Haus. Also deshalb – ich habe sicherlich zuerst Plattdeutsch gesprochen. Und meine Mutter, glaube ich, die hat dann immer versucht, auch ins Hochdeutsch reinzukommen. Damit, wenn das dann zur Schule geht – da geht [das] ja nun mal eben auf Hochdeutsch weiter – dass ich da nicht ganz unvorbelastet war. [...] Also wie gesacht, im Haus war eigentlich,

90 Der etwas höhere und damit von der allgemeinen Tendenz abweichende Prozentwert erklärt sich aus den zum Teil geringen absoluten Zahlen an Probanden in den einzelnen Altersstufen.

Plattdeutsch war die Sprache. (Interviewer: Außer dann, Sie sagten, bei ihrer Mutter, die dann Hochdeutsch gesprochen hat?) Ja, die hat das dann immer so ((betont)) versucht, also die hat auch Plattdeutsch mit mir gesprochen, auch noch bis zuletzt, solange sie gelebt hat – die ist [vor] fünf Jahren oder sechs Jahren gestorben. Also wir haben immer Plattdeutsch... Sie hat denn versucht, uns Kinder darauf vorzubereiten, in der Schule gibt es dann ja Hochdeutsch, damit wir dann auch ein büschen Hochdeutsch konnten. (Gewährsperson 7, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Die 26 Gewährspersonen mit hochdeutscher Erstsprache erlernen das Niederdeutsche in sechs Fällen (= 23 %) bereits in der frühen Kindheit bzw. Vorschulzeit. Weitere sieben Gewährspersonen (= 27 %) gaben an, das Niederdeutsche im Schulalter erworben zu haben. Für beide Gruppen ist damit ein früher Bilingualismus anzunehmen.

Deutlich wird, dass die erzählten Lebensläufe der Gewährspersonen einen grundlegenden Wandel in den Modalitäten dialektalen Spracherwerbs widerspiegeln, dessen Beginn sich anhand von deren Geburtsdaten mit relativ hoher Präzision auf das Ende der 1950er Jahre festlegen lässt. Spätestens in den 1960er Jahren ändern sich die Modalitäten der elterlichen Sprachvermittlung deutlich. Seinen Endpunkt findet diese Entwicklung in den 1970er und 1980er Jahren, den Geburtsjahrgängen der jüngsten Altersgruppe. Bestätigt wird dieser Befund zudem durch den Fakt, dass sich die Akquise dialektalsprechender Gewährspersonen der jüngsten Altersgruppe der 20–35-jährigen für die Studie außerordentlich schwierig gestaltete, während die Suche nach aktiven Dialektsprechern der mittleren Generation völlig problemlos verlief und in diesen Altersgruppen mehr Ansprechpartner zur Verfügung standen, als letztendlich in die Studie einbezogen werden konnten.

Die diachrone Entwicklung der Spracherwerbstypen in Sample weist zugleich deutliche Parallelen zu den Angaben der Gewährspersonen über den Spracherwerb und -gebrauch ihrer Geschwister auf. Auch hier zeigt sich ein signifikanter Bruch in den Modalitäten der Spracherziehung, der zeitlich in den 1960er Jahren anzusiedeln ist. Ältere, vor den 1960er Jahren geborene Geschwister wurden demnach primär dialektal erzogen, jüngere Geschwister dagegen aus den Jahrgängen nach den 1960ern fast ausschließlich hochdeutsch:

Also ich Hochdeutsch, meine Schwester Plattdeutsch. Ja, [sie] war auch diese Generation, meine Schwester ist ja [ein älterer Jahrgang], und die... das war dann einfach danach nicht modern, dass man die Kinder Plattdeutsch erzog. Das war dann danach Hochdeutsch. Und mein Mann spricht mit meiner Schwester Plattdeutsch, mit mir Hochdeutsch. (Gewährsperson 47, wbl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Die Umstellung der Familiensprache bzw. der Sprache, in der die Gewährspersonen innerhalb der Familie angesprochen wurden, auf das Hochdeutsche erfolgte zum Teil als bewusste Entscheidung:

Ja, die Männer haben einmal pro Woche Karten gespielt, die Frauen gehandarbeitet, so einmal die Woche – bei dieser Gelegenheit haben die das beschlossen [...] Da haben die das beschlossen, weil das in der Schule doch mit Schwierigkeiten am Anfang verbunden war, dann haben die gesagt, dann ist das doch besser, mit den neu geborenen Kindern nur Hochdeutsch zu sprechen. (Gewährsperson 48, wbl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Mit meinem Zwillingbruder und mir wurde immer Hochdeutsch gesprochen, mit meinen älteren Brüdern wurde immer Platt gesprochen. Das ist richtig so ne Sense, so richtig, sagen wir – [ab] jetzt sprechen wir Hochdeutsch! (Gewährsperson 48, wbl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Dieser Datierungsversuch sich wandelnder Spracherwerbsmodalitäten deckt sich zum einen mit Beobachtungen aus anderen niederdeutschen Dialektarealen, in denen ebenfalls die 1960er und 1970er Jahre eine signifikante Rolle als dialektale Umbruchphase spielen. Zum andern lässt sich in diesen Zeitraum auch ein Wandel in den Spracheinstellungen beobachten, der mit einer zunehmend negativen Bewertung des Dialektgebrauchs einherging. Plattdeutsch war, so die Aussage zahlreicher Gewährspersonen, verpönt:⁹¹

Ende der 50er, Anfang der 60er war Plattdeutsch fast verpönt, da wollte man die Leute auf den Stand bringen, die müssen alle gut Hochdeutsch können. (Gewährsperson 45, wbl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Auch hier zeigen Forschungsergebnisse aus anderen Sprachregionen, dass dieser Bewertungswandel kein lokales oder regionales Phänomen darstellte, sondern das Niederdeutsche insgesamt erfasste. So konstatiert auch Ehlers in seiner sprachbiographischen Untersuchung zur mecklenburgischen Sprachgeschichte der Nachkriegszeit, dass das „allgemein schlechte Ansehen des Niederdeutschen [...] mehrfach als Grund angeführt [wird], dass die innerfamiliäre Tradierung des Dialekts abgerissen sei.“⁹² Beide Aspekte, Spracherwerbswandel und Spracheinstellungswandel stehen also in einem unmittelbaren Zusammenhang.

5.1.2 „Im Verein weiß man ja auch, dass der andere das versteht und schnackt“⁹³ – Situativer Sprachgebrauch und Sprachvariationstypen

Hinsichtlich des aktuellen Sprachgebrauchs wurde nach charakteristischen Sprachdomänen und Kommunikationssituationen gefragt, in denen die

91 Vgl. dazu ausführlicher Bieberstedt 2015, S. 232–233. Zum Stereotyp *verpöntes Niederdeutsch* vgl. insbesondere Ehlers 2018/2022, Teil 2, 364–367 sowie den Beitrag von Bieberstedt/Ehlers/Kenzler/Schröder in diesem Band.

92 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 360. Zu diesem Spracheinstellungswandel im Mecklenburgischen generell vgl. Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 359–368.

93 Gewährsperson 12, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre.

Gewährspersonen sprachlich variabel agieren und ihren Dialekt verwenden bzw. die sie generell als relevante lokale Kommunikationsräume identifizieren. Ausgewertet wurden hierfür die Selbstauskünfte der Gewährspersonen zu ihrem sprachlichen Verhalten in Familie und Verwandtschaft, im Arbeitsbereich, in der Öffentlichkeit, in Institutionen sowie im Kulturbereich.

Die Auswertung ermöglichte die Konturierung von sechs grundlegenden Variationsbereichen,⁹⁴ in denen das Niederdeutsche zum Erhebungszeitpunkt lokal weiterhin eine kommunikative Relevanz besitzt bzw. als Kulturgut oder sozialsymbolisches Mittel verwendet wird oder aber aus denen es sich sukzessive zurückzieht. Eine besonders starke dialektstabilisierende Funktion wird von den Gewährspersonen naturgemäß dem Primär- und dem Bekanntschaftsbereich – also der Familie, der Verwandtschaft, Freunden und Nachbarn – zugewiesen, gerade für die jüngeren Altersgruppen im Korpus erhalten jedoch andere Variationsbereiche eine zunehmende Bedeutung. Dies betrifft vor allem das Vereinswesen und andere lokale Organisationen sowie informelle Freundeskreise:

Also zu Schulzeiten haben wir hier auch nur Hochdeutsch gesprochen, wie ich zur Schule gegangen bin. Das hat aber auch daran gelegen, dass die Lehrer auch das alle so wollten. Die wollten das Hochdeutsche, na, eben vernünftig... Und da ist das auch so ein bisschen in Vergessenheit geraten hier, bei mir, das hat praktisch so auf Eis gelegen. So, und nun kam irgendwann, nach der Schulzeit kam dann das Vereinsleben, wo man das wieder gehört hat. Das war zu Schulzeiten schon. Und nach der Schulzeit dann ging das mit Theaterspielen los. Und, ja und dann mussten wir ja Plattdeutsch reden, weil das war irgendwie so geblieben. (Gewährsperson 67, mnl., Altersgruppe 36–40 Jahre)

Innerhalb der Variationsbereiche lassen sich jeweils mehrere Kommunikationsräume identifizieren. Im Falle des institutionellen Bereichs sind das zum Beispiel die zahlreich vor Ort vertretenen Vereine und Organisationen wie Gesangsvereine, Hegeringe sowie Kultur- und Heimatvereine (z. B. Trachtenvereine wie die „Vierländer Speeldeel“, Landfrauenverband). Insbesondere der Freiwilligen Feuerwehr wird von den Gewährspersonen als zentraler lokaler Institution wiederholt eine hohe sozialintegrative sowie spracherhaltende Bedeutung zugewiesen, die weit über deren eigentliche Funktion hinausgeht.⁹⁵

94 Ich verwende hier den Begriff Variationsbereich, da in sämtlichen der angezeigten Domänen immer auch das Hochdeutsche involviert ist, sich also keine generell ‚rein‘ niederdeutschen Domänen nachweisen lassen. Der niederdeutsche Anteil am kommunikativen Aufkommen innerhalb der Domänen schwankt in Abhängigkeit von der konkreten Situation und Person sowie der zeitlichen Entwicklung.

95 Zu diesem Kommunikationsraum vgl. oben, Abschnitt 3.1., sowie unten, Abschnitt 5.2.1.

So unterstützt die Freiwillige Feuerwehr unter anderem die Durchführung der jährlichen Erntedankfeste und anderer Veranstaltungen (z. B. Feuerwehrball).

Die Leitung der verschiedenen Feuerwehreinheiten obliegt zumeist älteren Einwohnern mit aktiver Dialektkompetenz und hohem sozialen Prestige, die als soziale (und sprachliche) Orientierungsfiguren bezeichnet werden können. Zugleich verbindet die Mitarbeit in den Feuerwehren mehrere Sprechergenerationen miteinander. Nicht wenige meiner Gewährspersonen sagen aus, Niederdeutschkompetenzen erst durch die Mitgliedschaft in der Freiwilligen Feuerwehr erworben zu haben oder aber erst dort zu einem aktiven Dialektgebrauch übergegangen zu sein.

Also des, das Plattdeutsche bei mir in der Ausprägung, dass ich es auch mir zutraue, es fließend zu sprechen und so weiter, ist wirklich durch die Feuerwehr gekommen. Und in die Freiwillige Feuerwehr, da müssen Sie sich ja förmlich bewerben, ob Sie da aufgenommen werden und das fand damals dann schon – ich war achtzehn –, und das war in der Tat schon so, ich, dass der Hauptmann sagte: „Also das klor, Du musst Plattdüütsch schnacken, sonst krichst Du hier kein Been in die Err [scil. ‚Erde‘ – A.B.], ne?“ Und da war es dann auch so. Das habe ich dann auch nicht besonders gelernt oder was. Sondern das ergab sich einfach durch die Gesellschaft mit den Feuerwehrleuten. Und das ist so stark ausgeprägt gewesen, da würden Sie nicht im Ansatz auf die Idee kommen, Hochdeutsch zu reden. Und ich glaube, es iss heute noch so – ich bin mir fast sicher. Und da wurde, also bei der Feuerwehr kann ich mich über... an keine Situation erinnern, wo Hochdeutsch geredet wurde. Vielleicht, wenn man Jubelier, ein Jubilar da war, und dann kam jemand, einer der leitenden Leute von der Berufsfeuerwehr, der dann da irgendwie eine Ehrung vorgenommen hat, dass dann der Wehrführer mal ins Hochdeutsche verfiel und dann vielleicht die Urkunde Hochdeutsch verlesen hat. Aber sonst wurde grundsätzlich Platt geschmact. Also ich kann mich da nicht groß dran erinnern, das wir da ausgeprägtes Hochdeutsch gesprochen hätten. Nee, es war hauptsächlich Platt. (Gewährsperson 12, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Die Aussagen über den niederdeutschen Anteil am kommunikativen Aufkommen variieren naturgemäß je nach Altersgruppe der Gewährspersonen. Auch in lokal fest verankerten Organisationen ist der aktive Gebrauch des Niederdeutschen mehrheitlich auf die mittlere und ältere Generation konzentriert.

Diesen Kommunikationsräumen können jeweils konkrete variationsrelevante Kommunikationssituationen zugeordnet werden. Für die Freiwillige Feuerwehr wären dies unter anderem informelle Gespräche im Rahmen von Sitzungen und Feiern sowie im Anschluss an Übungen, Wettkämpfe und Umzüge, ebenso Ansprachen der Bereichsführer im Rahmen von Festveranstaltungen.

Eine Übersicht über die ermittelten Variationsbereiche und Kommunikationsräume zeigt Diagramm 3.

Diagramm 3: Variationsbereiche und Kommunikationsräume.

Variationsbereiche und Kommunikationsräume

1. Primärbereich

- Familie (Partner, Kinder)
- engere Verwandtschaft (Eltern, Großeltern, Geschwister)
- weitere Verwandtschaft (Tanten, Onkel, Cousins etc.)

2. Bekanntschaftsbereich

- Nachbarschaft
- Freundes- und Bekanntenkreis
- private Zusammenschlüsse (Kartenrunden, Lottoklubs, Kegelgruppen etc.)

3. Institutioneller Bereich

- Freiwillige Feuerwehr
- Vereine (Gesangsvereine, Schützenvereine, Jagdvereine)
- Ehrenamtliche Organisationen (z. B. Fördervereine wie der Förderverein „Erntedankfest e. V.“)
- Kirchengemeinde
- Ortsausschuss

4. Lokaler Bereich

- lokale Einrichtungen (Verkaufsstellen, Sparkassen)

5. Arbeitsbereich

- betriebsinterner Kommunikationsraum
- (lokaler) Verkauf und Einkauf
- Kunden- und Mandantenverkehr
- (lokaler und regionaler) Außendienst
- Wochenmarkt
- Großmarkt
- Hamburger Hafen

6. Kulturbereich

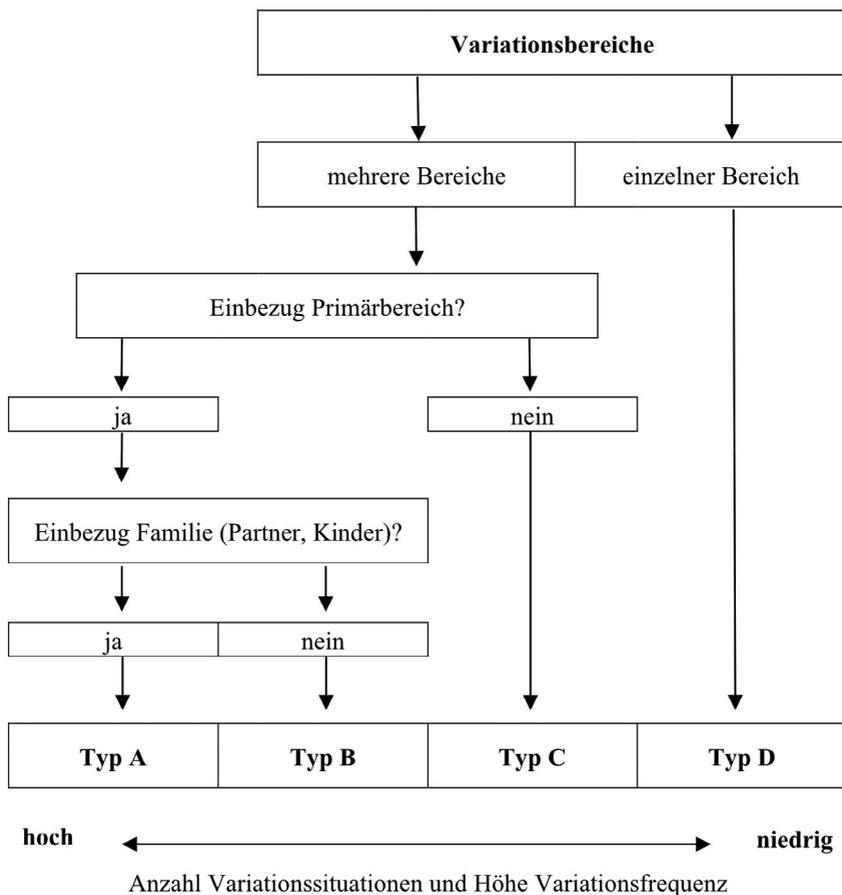
- Regionalpresse
- Theatergruppen

Auf Basis dieser Variationsbereiche lassen sich im Korpus vier variative Sprechertypen isolieren (A, B, C, D), die durch einen situativ induzierten Wechsel zwischen hochdeutschen und niederdeutschen Sprechlagen gekennzeichnet sind.⁹⁶ Die Typisierung erfolgte nach den drei Kriterien der Variationsbreite, des Einschlusses des Primärbereiches sowie des Einschlusses des Kommunikationsraumes Familie. Hinsichtlich der Variationsbreite können zwei Basistypen unterschieden werden, zum einen Sprecher mit variativem Sprachgebrauch in mehreren Variationsbereichen, zum andern Sprecher, die das Niederdeutsche lediglich in einem einzelnen Bereich bzw. Kommunikationsraum und nur zu wenigen kommunikativen Anlässen verwenden, etwa ausschließlich innerhalb des Freundeskreises.

96 Hierzu genauer Bieberstedt 2008, S. 52–56.

Letzterer Basistyp dürfte in etwa den von Jürgens (2015) identifizierten Typ des „Gelegenheitssprechers“ entsprechen.⁹⁷ Differenziert wurde in einer zweiten Ebene danach, ob das variative Sprachverhalten den Primärbereich, also die Familie und Verwandtschaft einschließt. Auf einer dritten Differenzierungsebene wurde nach dem Kommunikationsverhalten der Sprecher innerhalb der Familie, also gegenüber ihren Partnern und Kindern gefragt. Diagramm 4 zeigt die sich aus dieser Systematik ergebenden Variationstypen.

Diagramm 4: Variative Sprechertypen.



⁹⁷ Jürgens 2015, S. 179.

Die Auswertung der biographischen Erzählungen erwies eine klare Dominanz der beiden Variationstypen, bei denen das Niederdeutsche auch im Primärbereich Verwendung findet, also der Typen A und B. Am häufigsten tritt der Variationstyp B in Erscheinung, bei dem die Sprecher zwar im Primärbereich mit beiden Sprachen agieren, innerhalb ihrer eigenen Familie jedoch ausschließlich das Hochdeutsche verwenden. Das bedeutet, dass die Gewährspersonen zwar mehrheitlich mit der Eltern- und/oder der Großelterngeneration sowie teilweise mit ihren Geschwistern dialektal kommunizieren, nicht jedoch mit ihrem Partner sowie den eigenen Kindern. Insgesamt können 52 Gewährspersonen diesem Typ zugewiesen werden (vgl. Tabelle 4). Weitere 10 Gewährspersonen gaben an, Niederdeutsch auch innerhalb ihrer Familie zu verwenden (Typ A). Auffällig ist, dass der Variationstyp A lediglich in den Altersgruppen der über 40-jährigen vertreten ist, während bei den Altersgruppen der 40-jährigen und jüngeren Variationstyp B deutlich überwiegt. Der Gebrauch des Niederdeutschen für die innerfamiliäre Kommunikation und damit die Dialektvermittlung an die nachfolgende Generation nehmen folglich diachron ab. Auch in diesem Bereich zeichnet sich damit ein signifikanter sprachlicher Wandelprozess ab.

Tabelle 4: Variationstypen und Altersgruppen

Altersgruppe	Variationstyp				gesamt
	A	B	C	D	
20–35	–	7	–	1	8
36–40	–	6	1	–	7
41–45	2	6	–	3	11
46–50	3	10	–	2	15
51–55	3	16	2	1	22
56–60	2	7	1	–	10
gesamt	10	52	4	7	73

Die Gründe für diese Entwicklung sind vielfältig,⁹⁸ zumeist verfügt lediglich einer der Partner über eine aktive Niederdeutsch-Kompetenz, was im Gebrauch des Hochdeutschen als Familiensprache resultiert:

⁹⁸ Dazu Bieberstedt 2008, S. 56–57.

Dadurch, dass viele gemischte Paare sich gebildet haben, haben die dann halt Hochdeutsch gesprochen. [...] Früher wurde mehr untereinander geheiratet, da war man auch noch nicht so mobil und hatte weniger Möglichkeiten jemanden kennenzulernen. (Gewährsperson 69, wbl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Sind beide Partner dialektkompetent, wird auch die Kennenlernsituation als Begründung angeführt, da die Kommunikation in der Öffentlichkeit bzw. gegenüber unbekanntem Personen in der Regel auf Hochdeutsch erfolgt. Nicht nur in solchen Kommunikationssituationen wirken sprachliche Vermeidungsstrategien, die das Niederdeutsche als Effekt zu einer *unsichtbaren* Sprache werden lassen.⁹⁹ Auch nach Aufdeckung der Niederdeutsch-Kenntnisse des Partners wird die ‚Kennenlernsprache‘ nicht mehr gewechselt. Dies führt in einzelnen Fällen dazu, dass zwar mit den Eltern des Partners oder mit gemeinsamen Bekannten auf Niederdeutsch kommuniziert wird, nicht jedoch mit dem Partner selbst:

Dann gibt es noch Fälle, wenn ich mit der Frau sprech, sprech ich Platt, wenn ich mit dem Mann sprech, sprech ich Platt, aber die beiden zusammen sprechen Hochdeutsch, das find ich schon lustig. (Gewährsperson 43, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Häufig wird der niederdeutsche Dialekt als Familiensprache mit Blick auf die Spracherziehung der Kinder vermieden. Die Befürchtung, eine dialektale Erziehung könnte zu Problemen beim Erwerb des Hochdeutschen führen und sich auf die schulischen Leistungen des Kindes auswirken, zieht sich als Motivkomplex wie ein roter Faden durch die Erzählungen der Gewährspersonen der älteren und mittleren Altersgruppen, nicht nur, um eigene Sprachvermittlungsstrategien zu legitimieren, sondern auch als Erklärungsmuster für die eigene hochdeutsche Sprachsozialisation durch die Eltern.¹⁰⁰ Bei solchen Überlegungen spielen zum einen eigene negative Erfahrungen eine wichtige Rolle. Zum andern beruhen sie

99 Der Begriff der unsichtbaren Sprache ist von Langer/Havinga 2015 übernommen, bezieht sich dort, ebenso wie bei Langhanke 2015, allerdings auf die Unsichtbarkeit von Nonstandardvarietäten im literarischen Diskurs. Langhanke hat speziell die Wiedersichtbarmachung des Niederdeutschen durch dessen „Reliteralisierung“ im 19. Jahrhundert im Blick (Langhanke 2015, S. 480). Hier meint Unsichtbarkeit die nicht wahrnehmbare, d. h. nicht hörbare, und nicht vermutete Präsenz des Niederdeutschen im öffentlichen Raum trotz real vorhandener Niederdeutschkompetenzen der in diesem Raum agierenden Personen. Vgl. auch Stellmacher 1990, S. 200, der die Situation als „verborgene Zweisprachigkeit“ charakterisiert.

100 Dazu Bieberstedt 2015, S. 215, sowie Bieberstedt 2016b.

auf der Beobachtung von Schulschwierigkeiten bei Mitschülern. Drittens schließlich können sie auch Erfahrungsberichte der Elterngeneration wiedergeben:¹⁰¹

Ich kann mich erinnern, als ich eingeschult wurde, da konnten aus unserer Klasse vielleicht sieben oder acht gar kein Hochdeutsch sprechen, und die Lehrerin kam aus Berlin, und das gab also unheimliche Probleme, und die wurden ausgelacht teilweise. Und das ist ja auch teilweise so ein bisschen, ja, Bauerndeutsch, oder was weiß ich, und das wollten wir mit unseren Kindern nicht, ich wollte, dass die einwandfrei Hochdeutsch können. (Gewährsperson 45, wbl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Das Problem ist, weil meine Eltern untereinander Platt sprechen, aber ich mit meinen Eltern... mit mir nur Hochdeutsch. Das kommt deshalb, weil meine, mein Vadder in der Schule Probleme mit dem Deutschen hatte. Weil Deutsch für ihn die erste Fremdsprache war mit der ersten Klasse. Und mit uns, so sollte das nicht passieren. Also haben meine Eltern mit mir nur Hochdeutsch gesprochen. (Gewährsperson 5, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Die Auswertung lässt überdies einen deutlichen Zusammenhang zwischen dem variativen Sprachverhalten und den Modalitäten des Spracherwerbs erkennen (vgl. Tabelle 5). Sprecher mit bilinguaem Spracherwerb oder einer niederdeutschen L1 gehören ausnahmslos den Variationstypen A oder B an, d. h. sie verwenden den Dialekt in jedem Fall auch im Primärbereich. Für Sprechertyp A ist im Sample ausschließlich L1-Erwerb Niederdeutsch dokumentiert. Dieser Erwerbsmodus stellt somit eine wichtige Voraussetzung für die Verwendung der Dialektvarietät auch innerhalb der eigenen Familie und damit für die Dialektvermittlung an die nachfolgende Sprechergeneration dar. Umgekehrt sind die Variationstypen C und D, bei denen das Niederdeutsche nicht im Primärbereich bzw. nur in einem einzelnen Bereich eingesetzt wird (das entspräche dem *Gelegenheitssprecher* bei Jürgens), ausnahmslos bei Personen mit einem hochdeutschen L1-Erwerb nachweisbar.

Tabelle 5: Variationstypen und Spracherwerb

Variationstyp	bilingualer L1-Erwerb	L1 = Niederdeutsch	L1 = Hochdeutsch	gesamt
A	–	10	–	10
B	6	32	14	52
C	–	–	4	4
D	–	–	7	7
gesamt	6	42	25	73

101 In den jüngeren Altersgruppen sind solche Befürchtungen zunehmend durch pragmatische Überlegungen abgelöst, vgl. dazu unten, Abschnitt 5.2.2.2.

5.2 Auswertungsperspektive II: Das laienlinguistische Wissen der Gewährspersonen über den lokalen Sprachwandel und seine Ursachen

5.2.1 *„Und das gibt ja auch ein total anderes Bild, der ganze Wandel ist ja da!“¹⁰² – Laienlinguistische Beobachtungen zum lokalen Sprachwandel*

Die Tiefeninterviews zeigen, dass die Gewährspersonen über ein ausgeprägtes Bewusstsein für den lokalen Sprachwandel verfügen, nicht nur als Teil ihrer eigenen Lebenserfahrungen, sondern auch als Ergebnis von Beobachtungen ihres lokalen und regionalen Umfeldes und älterer oder aber jüngerer Sprechergenerationen sowie ihrer allgemeinen Reflexionen über den Zusammenhang von gesellschaftlichen und kommunikativen Entwicklungsprozessen. In nahezu sämtlichen sprachbiographischen Erzählungen wird deutlich, dass sich die Gewährspersonen – gerade der höheren Altersgruppen – als Zeitzeugen eines fundamentalen Sprachwandelprozesses sehen, an dessen Ende das Niederdeutsche aus dem lokalen Varietätengefüge verschwunden sein wird. Dieser sprachhistorische Endpunkt wird in den (zum Erhebungszeitpunkt) kommenden zwei Jahrzehnten verortet.

Bei uns [ist das Plattdeutsche] ein bisschen mehr eingefahren, im Gartenbau, wir reden hier viel, vor allem solange wir die ältere Generation hier als Kunden haben, das mag in zehn Jahren auch schon anders sein, wenn die dann Rentner sind. In spätestens 20 Jahren spricht hier keiner Plattdeutsch mehr. (Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Die Perspektive auf diesen Sprachwandelprozess unterscheidet sich naturgemäß bei den verschiedenen Altersgruppen. Während die älteren Sprecher, die in den 1950er Jahren geboren wurden, noch über Erinnerungen an eine intakte niederdeutsche Sprechergemeinschaft verfügen, in die sie hineingeboren wurden und aufwuchsen und als deren Teil sie sich sehen, verstehen sich die jüngsten Sprecher bereits als exklusive, aber weniger geschlossene Gruppe bzw. als Einzelfälle innerhalb eines weitgehend hochdeutschen Umfeldes („Wir sind die letzten Dinosaurier.“ – Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre) und betrachten das Niederdeutsche als vorrangig in den vorangehenden Generationen lebendig. Erzählungen über Orte und Formen niederdeutscher Kommunikation nehmen bei jüngeren Sprechern folglich häufiger eine Außenperspektive und noch stärker sprachhistorische Sichtweisen ein. Auch dies zeigt die Rasanz des Sprachwandelprozesses.

102 Gewährsperson 3, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre. Im Original Niederdeutsch, eigene Übersetzung.

5.2.1.1 *„Es war früher, ja, wie soll man sagen, ein schärferes Platt.“¹⁰³ –
Beobachtungen zum Sprachstrukturwandel*

Die Aussagen der Gewährspersonen über den Wandel des lokalen Niederdeutsch lassen sich zwei grundlegenden Kategorien zuordnen, dem Sprachsystem und der Sprachpraxis (Spracherwerb bzw. -vermittlung, Spracheinstellungen, situativer Sprachgebrauch). In Hinsicht auf das Sprachsystem werden zuvorderst zwei Bereiche genannt, erstens der Wortschatz, zweitens die Lautung.

Wortschatzveränderungen betreffen nach Aussage der Gewährspersonen zwei grundlegende Phänomene, einen zunehmenden hochdeutschen Lexemtransfer sowie das Aussterben traditioneller, zum Teil autochthoner niederdeutscher Lexeme, vor allem durch einen Wegfall der Benennungsgrundlage: „Zum Beispiel Arbeitsgeräte aus dem Gartenbereich, sobald der Gegenstand außer Gebrauch gerät, fällt der Begriff weg!“ (Gewährsperson 6, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Das Niederdeutsche wird nur bedingt bzw. nicht von allen Gewährspersonen als geeignet eingeschätzt, neue Themenbereiche, z. B. aus der Wissenschaft, Politik und Technik, lexikalisch abzudecken, vorrangig, weil der Dialekt als Nähe- und Alltagssprache betrachtet wird.¹⁰⁴ Folglich wechseln die Sprecher bei solchen Themen entweder ins Hochdeutsche oder aber sie entlehnen die entsprechenden hochdeutschen Begriffe:

Es gibt natürlich fachliche Dinge, dafür gibt es im Plattdeutschen keine Ausdrücke, das ist eben einfach so. [...] Aber wenn Sie dann gewisse Dinge, die weiter hin ins Fachliche hineingehen, sag' ich mal, die können sie im Plattdeutschen nicht übersetzen. Das würde auch niemand verstehen. Weil, es gibt einfach keine plattdeutschen adäquaten Ausdrücke. Dann muss man sich halt mit einer hochdeutschen Übersetzung behelfen. Das ist so. Das ist einfach so. [...] Die [hochdeutschen Begriffe] werden Sie einfach eins zu eins übernehmen und das wird auch natürlich verstanden. Das wird verstanden. Und wenn man jetzt, beispielsweise, gut.. ich hab' den Bereich IT und EDV auf dem Tisch hier bei mir, da kommen Sie dann natürlich mit dem Plattdeutschen nicht mehr allzu weit. (Gewährsperson 6, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Bei solchen [scil. abstrakten – A.B.] Themen wird alles ein bisschen einfacher im Plattdeutschen ausgedrückt, nicht so kompliziert. [...] Da müssen viele hochdeutsche Ausdrücke verwendet werden, dann hat das teilweise keinen Zusammenhang mehr, da kann man gleich Hochdeutsch darüber sprechen. (Gewährsperson 37, mnl., Altersgruppe 20–23 Jahre)

103 Gewährsperson 7, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre.

104 Vgl. dazu unten, Abschnitt 5.2.2.1.

Die Übernahme hochdeutscher Lexeme ins Niederdeutsche und deren lautliche Anpassung werden von meinen Gewährspersonen unterschiedlich konzeptualisiert und als *Verhochdeutschung* oder auch *Modernisierung* ihrer Sprache beschrieben:

Die Sprache ist ein bisschen moderner geworden, es wird im Plattdeutschen nicht mehr so gesprochen wie vor hundert Jahren, das hat sich schon etwas modernisiert. Aber im Hochdeutschen wird ja auch nicht mehr wie vor hundert Jahren gesprochen. (Gewährsperson 53, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

Ein moderneres Platt, so Gewährsperson 10 (mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre) auf meine Nachfrage, sei ein Plattdeutsch, das durchsetzt sei „mit hochdeutschen Wörtern, denen man einen plattdeutschen Klang gegeben hat.“

Als Verhochdeutschung werden von den Gewährspersonen auch solche Transferprozesse beschrieben, wenn autochthone Lexeme aus dem Wortschatz verdrängt und ersetzt werden, weil das Niederdeutsche über hochdeutschnähere (partielle) Synonyme verfügt, die sich im Sprachgebrauch durchsetzen. Hierbei kann es auch zu einer Bedeutungsübertragung bzw. -erweiterung kommen. Diese Form des Wortschatzwandels ist ein auch aus anderen niederdeutschen Dialektregionen seit längerer Zeit bekanntes Phänomen, das unter anderem Gernentz bereits für das Mecklenburgische der 1960er und 1970er Jahre konstatiert: „Falls das Nd. Synonyme besitzt, wird meistens das Wort gewählt, das dem Hd. möglichst nahesteht.“¹⁰⁵ In meinen Interviews erläutert zum Beispiel der Leiter der örtlichen Trachtengruppe diesen lexikalischen Verdrängungsprozess anhand der Benennungen für die verschiedenen Teile der Vierländer Tracht:

Ja doch, es gibt sicherlich plattdeutsche Bezeichnungen [Echoform auf Frage des Interviewers], die heute im Sprachgebrauch nicht mehr da sind oder auch verfälscht sind, weil man einfach das hochdeutsche Wort ins Plattdeutsche bringt. Das beste Beispiel ist halt *de Schört*, *die Schürze*, im heutigen Sinne, was aber eigentlich, im traditionellen Sinne – hier ist mit der *Schört* der einfache Farbrock gemeint oder der Schaurock gemeint, im Gegensatz zum Unterrock. Also, in der Bezeichnung wird es halt *Rock*, *Schört* und *Ploten*.¹⁰⁶ Das würde also der Unterrock, der Überrock, der Schaurock und dann *Ploten* für die heutige Schürze. So, und wenn heute halt jemand in Platt spricht, dann spricht er immer von *Schört* und meint die Schürze damit, was in altem traditionellen Sinne als *Ploten* bezeichnet worden ist. (Gewährsperson 8, mnl., Altersgruppe 36–40 Jahre)¹⁰⁷

105 Gernentz 1980, S. 145.

106 Zu *Ploten* vgl. Hamburgisches Wörterbuch, Bd. 3, Sp. 791–792 (dort verzeichnet unter *Platen* „Schürze“, „Bestandteil der älteren Frauentracht“).

107 Ein vergleichbares Beispiel liefern die mecklenburgischen Probanden von Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 384.

Als Folge solcher Transferprozesse reduziert bzw. verändert sich aus Sicht vieler Gewährspersonen das niederdeutsche Lexikon, die „Sprache verarmt, wird immer enger in sich, wird immer mehr künstlich.“ (Gewährsperson 6, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre).¹⁰⁸ Zuweilen wird diese sprachliche Entwicklung auch historisch eingeordnet:

Früher hat man dazu ja Ausdrücke erfunden, die gibt es jetzt nicht mehr, weil die Sprache ja nicht mehr so lebendig ist wie früher, deshalb muss man die Ausdrücke [scil. aus dem Hochdeutschen – A.B.] übernehmen. (Gewährsperson 19, wbl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

In Bezug auf den Lautwandel divergieren die Meinungen der Gewährspersonen. Zwei konträre Erklärungsmuster zeichnen sich ab, diachrone Varianz und diachrone Konstanz. Mehrheitlich werden in den Interviews lautliche Unterschiede zwischen den *älteren richtigen* Vierländer Dialektsprechern und der eigenen Sprechergeneration bzw. dem *alten* und dem *jüngeren, modernen* Platt konstatiert, die sich als sukzessive vertikale Advergenz an das Hochdeutsche interpretieren lassen. Dies gilt insbesondere für die Gewährspersonen aus den jüngeren Altersgruppen, die sich zumeist auch eine im Vergleich niedrigere Sprachkompetenz bescheinigen.

Wir können das richtige reine Kirchwerder Platt nicht mehr, das ist irgend so ein Mischmasch, dem man über die Jahre sich so angehört und angeeignet hat, ein Universalplattdeutsch [...] Bei alten Gärtnern, die sprechen noch so ein Platt, das wirklich noch anders ausgesprochen wird, als was wir hier jetzt sprechen, die müssen aber so um die 60 oder lieber 70 sein. Wirklich nur die ganz Alten, wenn die Jüngeren dann mal sprechen, dann ist das auch schon so, wie wir sprechen, so ein Allround-, Universalplatt. [...] (Interviewer: Was hat sich an der Sprache geändert?) Die ziehen das alles mehr in die Länge, die sprechen das anders aus, so richtig ääh, und wir sprechen das schneller und nicht so langgezogen. (Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Also das [Plattdeutsch] ist, wie soll ich sagen, ein bisschen eleganter geworden. Also Oma ihr Platt und mein Platt, das hört sich wohl eher an wie ein kaputter Kassettenrekorder, wo die Batterien ein bisschen leer sind, weil, das ist so breit.¹⁰⁹ Aber es gibt viele Leute,

108 Einschränkung muss aber gesagt werden, dass dieses Meinungsbild nicht völlig einheitlich ausfällt. So kann die Übernahme hochdeutscher Begriffe in den Lokaldialekt auch als Wortschatzerweiterung beschrieben werden.

109 Die stereotypen Attribute *breit* und *langgezogen* für die Aussprache des *alten Platt* bzw. des niederdeutsch beeinflussten Regiolektivs treten auch bei den Gewährspersonen von Ehlers (2018/2022) auf. Es handelt sich also, ebenso wie beim Stereotyp des *verpönten Platt*, um ein kollektives Denkmuster, das im gesamten norddeutschen Raum verbreitet ist. Ich danke meinem Kollegen Klaas-Hinrich Ehlers für diesen Hinweis.

die schnacken nicht so breit, nicht so lang, nicht so in die Länge gezogen, weißt Du?
(Gewährsperson 37, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)¹¹⁰

Häufig stehen hinter solchen Selbsteinschätzungen ausgeprägte normative Vorstellungen vom *reinen* Plattdeutsch bzw. vom *richtigen* Kirchwerder Platt, das von den jüngeren Sprechern aus ihrer Sicht nicht mehr erreicht wird. Ihnen stehen ebensolche normativen Vorstellungen und eine zum Teil hohe Akzeptanzschwelle seitens der älteren Sprechergeneration gegenüber, die ihrerseits nicht selten einen vor ihrem Normhorizont defizitären Dialektgebrauch ablehnt:

Wenn das nur so ein Geholper ist, dann lass das lieber nach, wenn es so künstlich ist. Ich würde in so einem Fall auch eher zum Hochdeutschen neigen. (Gewährsperson 41, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

So unser Pastor, der versucht das ab und zu. Äh, weiß gar nicht, wo der herkommt. Gebürtig meine ich jetzt. Äh-äh, aber der sachte auch – der iss jetzt zehn Jahre, glaub ich, hier – und damals fing er schon an und sachte: „Ja und weil ich nu ja inner plattdeutschen Gegend bin, nu muss ich ja auch anfangen, dass ich mal nen bisschen Plattdütsch ((betont)) spreken kann.“ Und so fing er dann so an. Und da iss er eigentlich ((betont)) immer noch so bei, er ((betont)) versucht das dann immer mal. Und viele [stöhnen dann], „Oh, üh, nää, nu ((betont)) das schon wieder. Der soll lieber auf Hochdeutsch weiterreden!“ Nä? Weil, hm, ja, es liecht ihm irgendwo auch nich, und dafür hat er auch zu wenich Gelegenheit, das zu üben. Äh, wenn er noch ne Frau von hier hätte oder überhaupt ausm Plattdeutschen hätte, dann würde es noch anders aussehen, dann könnt er zu Hause ma noch ein bisschen üben, und wenn die das denn zur Tagessprache nehmen würden, dann würde es auch besser gehen. Aber so, er versucht das nur mal so zu offiziellen Anlässen, wo er dann ((betont)) meint, er muss mal wieder was geben. Also ((betont)) das iss dann irgendwie tatsächlich so ein Quitschig. Oder, oder so ein Missing oder wie man das sagen soll. Also das tatsächlich, ähh, och, das soll er lieber ((betont)) nachlassen. (Gewährsperson 7, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Kontrovers wird vor dem Hintergrund solcher Sprachkonzepte unter anderem die Möglichkeit einer institutionellen Niederdeutschvermittlung, etwa durch die Schule, diskutiert, wobei sprachpflegerische Überlegungen pragmatischen und sprachnormativen Auffassungen gegenüberstehen.

110 Im Original Niederdeutsch. Eigene Übersetzung. Interessanterweise reklamiert die Gewährsperson, die der jüngsten Altersgruppe der 20-35-jährigen angehört, hier mit der Formulierung „Oma ihr Platt und mein Platt“ den Gebrauch einer älteren Form des lokalen Dialekts für sich, die damit begründet wird, das Niederdeutsche bereits im Kindesalter durch die Großmutter erworben zu haben. Sowohl der Sprecher selber als auch verschiedene andere Gewährspersonen, insbesondere der eigenen Altersgruppe, attestieren Gewährsperson 37 aufgrund ihrer ausgeprägten Niederdeutsch-Kompetenz eine Sonderstellung.

(Interviewer: Wie stehen Sie zu Plattdeutsch in der Schule?) Negativ, Blödsinn, find ich aber trotzdem Blödsinn, also die Schule ist echt dazu da, den Kindern Wissen beizubringen, wo sie später was mit anfangen können, nicht, um alte Traditionen hochleben zu lassen. (Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Ähnliche Beobachtungen finden sich auch in einem zeitgleichen Korpus vorpommerscher Dialektsprecher, denen Arendt eine ausgeprägte normative Differenzierung zwischen gutem und schlechtem Niederdeutsch bzw. richtigem und verkehrtem Platt attestiert und die dieses Phänomen als „Richtigkeitstopos“ beschreibt:

Dieser Richtigkeitstopos, der auf einer ahistorischen Norm basiert und deren prototypische Vertreter die Alten sind, wird als Argument vielfältig wirksam. Dieser Richtigkeitstopos kann folgendermaßen paraphrasiert werden: *Niederdeutsch sollte nur sprechen, wer es richtig kann, d. h. es von Kindheit aufgelernt hat*. Als Argument kann der Topos drei Funktionen erfüllen und divergierende Sachverhalte stützen. Erstens dient der Richtigkeitstopos [...] zur Begründung des eigenen Nichtgebrauchs. Zweitens fungiert er zur Abwertung von anderem Sprechen, wie in den Medien, und mündet drittens in einer normativ-volitiven Beschreibung eines idealen Sprachgebrauchs.¹¹¹

Ganz ähnlich äußern sich auch meine Sprecher aus Kirchwerder:

Das ist ein reiner biologischer Prozess, der sich da abspielt, solange da noch jemand im Haus ist, der Plattdeutsch spricht, und meinetwegen auch mit den Kindern und Enkelkindern noch Plattdeutsch spricht, mehr oder weniger, dann hamm sie's zumindest mal gehört, dann haben sie ein Gefühl dafür entwickelt. Wenn das aber nicht der Fall ist, und die haben in den ersten Lebensjahren kein... die haben keinen Bezug zu der Sprache. Dann ist diese Entwicklung an ihnen als Mensch vorbeigegangen. Die können das Plattdeutsche sich nicht als junger Mensch nachher aneignen. Man kann es sicherlich tun, aber es wird ((betont)) nie die Mundart werden, wo ich sage, der ist mit Plattdeutsch aufgewachsen. Und nichts ist schlimmer, als wenn die Kinder, wie gesagt, im dritten Programm [scil. dem Regionalprogramm des Öffentlich-rechtlichen Rundfunks – A.B.] als plattdeutschmächtig... das ist furchtbar! (Gewährsperson 6, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Talk op Platt – grausam! Die Moderatorin spricht so ein gestelztes Platt, das find ich grausam, ich hab nicht das Gefühl, die hat Platt gelernt, das klingt nicht echt. (Gewährsperson 10, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Beobachtungen zu Lautwandelerscheinungen werden allerdings nicht nur als eine generelle Sprachentwicklung konzeptualisiert, sondern häufig mit Blick auf einzelne Sprecher sowie unterschiedliche Sprechergruppen und Spracherwerbstypen weiter ausdifferenziert. So wird von mehreren Gewährspersonen auch eine

111 Arendt 2010, S. 165. Hervorhebung im Original.

diachrone Konstanz des Lautbestandes beobachtet, die damit erklärt wird, dass die intergenerationelle Weitergabe des Dialekts in verschiedenen Fällen noch innerhalb der Familien erfolgt, was lernstrategisch zu einem Kopiermechanismus führen würde. Die nachfolgende Generation der Dialektsprecher artikuliert also weitgehend so, wie sie es von ihren Eltern bzw. Großeltern hört („Oma ihr Platt und mein Platt“):

Es gibt bei den Jüngeren zwar Angleichungen, aber diejenigen, die von Hause Plattdeutsch sprechen, sprechen unverändert das alte Kirchwerder Platt. (Ehemann von Gewährsperson 47)

Das ist gleichgeblieben. Ich sag mal, man hat das ja so gehört und man nimmt sich das ja so an. (Gewährsperson 67, mnl. Altersgruppe 36–40 Jahre)

Ich glaube, dass es [scil. das Plattdeutsche – A.B.] so geblieben ist, in der Familie, ich gebe es meinen Kindern ja auch so weiter, wie wie ich es gelernt habe. (Gewährsperson 84, wbl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Zugleich wird in den Interviews mehrfach auf eine Nivellierung der lautlichen Unterschiede des Kirchwerder Platt zu Lokaldialekten der angrenzenden Ortschaften im Sinne einer horizontalen Konvergenz hingewiesen. Die sprachliche Singularität des *alten Kirchwerder Platt*, das sich von anderen niederdeutschen Mundarten merkbar abgehoben habe, gehört innerhalb der Sprechergemeinschaft zu einem beliebten Konzept, das zum einen mit der früheren Abgeschlossenheit der Gemeinde begründet wird,¹¹² zum andern die Selbstsicht einer soziokulturellen Eigenart der Sprecher und Sprechergemeinde stützt. Während der alten Sprechergeneration – den *Alten* oder *Älteren* – noch attestiert wird, klein- und kleinräumige diatopische Differenzen identifizieren und benennen zu können („Die Älteren können sofort unterscheiden, aus welchem Kirchspiel jemand kommt!“ – Gewährsperson 18, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre), negieren die meisten jüngeren Sprecher diese Kompetenz für sich selbst bzw. gehen von einem weitgehenden Abbau dieser Merkmale aus:

Ich selber höre die Unterschiede kaum, weil Plattdeutsch nicht meine Muttersprache ist. (Gewährsperson 26, mnl., Altersgruppe 36–40 Jahre)

Früher waren die Grenzen auch noch anders, mehr dörflich, heute ist das eher vermischt, das ist mit der Sprache wohl so ähnlich. (Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

112 Hier stimmen laienlinguistische Beobachtungen und sprachwissenschaftliche Befunde überein, vgl. oben, Abschnitt 3.2.

Allerdings sind erstaunlich viele Interviewpartner der mittleren und höheren Altersgruppen dennoch in der Lage, konkrete Beispiele für solche Differenzen zu benennen, die als Schibboleths wohl zum kollektiven Wissen der Sprechergemeinde gehören:¹¹³ „Das kann ich ihnen auf den Kopf zusagen, wo der herkommt, wenn er den ersten Satz sagt, ob das ein Altengammer ist oder ein Neuengammer!“ (Gewährsperson 76, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Als bereits vollständig abgebaut werden kleinsträumige Unterschiede innerhalb der Kirchwerder Lokalmundart beschrieben. Aber auch hier sind die – zumindest älteren – Gewährspersonen weiterhin in der Lage, zwar keine konkreten Beispiele, aber doch unterschiedliche Ortsteile mit eigenen dialektalen Varianten zu benennen. Auch diese kleinsträumige Ausdifferenzierung des Kirchwerder Platt gehört zur kollektiven Vorstellungswelt der Sprechergemeinde. Ihre Erwähnung in den Interviews soll auch die soziokulturelle Besonderheit der Sprachinsel Kirchwerder betonen:

Aber das ist heute nicht mehr so ausgeprägt, die Leute, die... früher haben die alle in ihrem Ort gewohnt, oder in ihrem Ortsteil, und sind auch nicht weggezogen, zumindest die meisten nicht, und so wurde da immer, so ein Ortsteil hatte seine Sprache, und da wurde geheiratet und die Kinder wurden da groß. Und heute vermischt sich das alles viel mehr, nā, also, es gibt ja, wenn ich das mal so sagen will, also hier von Seefeld [scil. Ortsteil Kirchwerder-Seefeld – A.B.] sind schon mindestens die Hälfte zugezogen, mindestens, nā, und so ist das in anderen Ortsteilen auch. [...] Teilweise sagt man, das... ich kenn das gar nicht, was du da jetzt sagst, das kommt vom Spieker. [scil. Ortsteil Kirchwerder-Zollenspieker – A.B.]. (Gewährsperson 71, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

(Nachfrage des Interviewers: Man kann also wirklich Ortsteile anhand der Sprache unterscheiden?) Also, die hier geboren sind und immer Platt gesprochen haben, die können das noch alle hören, nich, die sagen, sind Kleinigkeiten, so die Masse ist im Grunde gleich, aber es sind viele Ausdrücke, viele Wortwendungen, die anders sind, und dann sagen die gleich, du kommst von Seefeld oder du kommst vom Spieker. (Gewährsperson 71, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Tendenziell zeigen die Interviews, dass der Sprachstrukturwandel des Kirchwerder Lokaldialekts häufiger oder stärker im Bereich des Wortschatzes verortet wird. Beide Prozesse, Wortschatzwandel und Lautwandel, werden von den Gewährspersonen unter das bereits oben angesprochene Konzept *Verhochdeutschung* zusammengefasst, das in unterschiedlichen Formulierungen artikuliert wird. Die mehrfache

113 Ganz ähnlich bei Arendt 2010, S. 162, die für ihre vorpommerschen Sprecherinnen feststellt, „dass zumindest nahe Sprachgrenzen hinsichtlich verschiedener Wörter klar im Bewusstsein verankert sind und auch benannt werden können.“

Problematisierung dieses Konzepts in den Interviews lässt erneut die Existenz eines kollektiven Vorstellungsmusters annehmen:

Also ((betont)) anders geworden, glaube ich, ist die Sprache. So aus dem, ich sach einfach mal, so aus dem Bauch raus. Also ohne genau zu wissen, ((betont)) weshalb. Aber, äh, es war früher nun ja, [was] soll man sagen ((betont)) schärferes Platt, nich, aber, oder, oder... Aber irgendwie waren die Worte früher teilweise, ja, klarer oder... Also jetzt ist das schon mehr mit dem Hochdeutschen verwachsen, teilweise. (Gewährsperson 7, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Vieles ist plattgemachtes, plattgehauenes Hochdeutsch. [...] Vieles wird ins Plattdeutsche reingebracht, das Hochdeutsche bekommt einen anderen Klang und eine andere Farbe, und die [Wörter] klingen wie Plattdeutsch, sind aber kein Plattdeutsch. (Gewährsperson 10, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

5.2.1.2 „Wer redet denn noch Platt?“¹¹⁴ – Beobachtungen zum Wandel sprachlicher Praktiken

In Hinblick auf den zweiten großen Bereich, die Sprachpraxis, werden grundlegende Entwicklungen bei der Vermittlung, dem Gebrauch und der Bewertung des Niederdeutschen konstatiert und breit diskutiert. Diese stehen bei den Erzählungen der Gewährspersonen im Vordergrund. Der lokale Sprachwandelprozess wird somit nicht allein als ein Prozess des Dialektumbaus betrachtet, sondern mehr noch als ein Prozess der Dialektaufgabe.¹¹⁵ Dieser Befund weist erstaunlich deutliche Parallelen zu den Ergebnissen der Studie von Ehlers (2018/2022) zu Mecklenburger Dialektsprechern auf:

Während also die sehr dynamische Sprachsystemgeschichte des Niederdeutschen bei den Probandinnen und Probanden kaum Beachtung findet, bemerkt eine große Zahl von ihnen aber mehr oder weniger starke Veränderungen im Gebrauch und in der Kompetenz des Niederdeutschen.¹¹⁶

Allerdings nehmen meine Gewährspersonen strukturelle Entwicklungen anscheinend vergleichsweise stärker bzw. häufiger wahr als die mecklenburgischen Probanden von Ehlers. Während bei Ehlers „nur vier Probanden diese Dynamik auf der Ebene der Sprachstruktur“¹¹⁷ lokalisieren, werden strukturelle Aspekte der Dialektentwicklung in Kirchwerder von einer doch recht großen Zahl meiner Gewährspersonen thematisiert.

114 Gewährsperson 8, mnl., Altersgruppe 36–40 Jahre.

115 Zu dieser Unterscheidung Lenz 2007, S. 5.

116 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 385.

117 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 384.

Wiederholt wird die innerfamiliäre Sprachvermittlung als grundlegende Voraussetzung für den Erhalt des Niederdeutschen betont, ihr Abbruch aufgrund wandelnder Sozialstrukturen, sprachbezogener Einstellungen und beruflicher Erwerbsfelder hingegen als primäre Ursache für dessen Rückzug und befürchtetes Aussterben. Der lokale Sprachwandel wird von den Gewährspersonen folglich in hohem Maße als ein grundlegender Wandel der Spracherwerbsmodalitäten konzeptualisiert, der sich unmittelbar in deren Sprachbiographien manifestiert (Spracherwerbstypen) und häufig in Form eines Früher-Heute-Schemas berichtet wird.¹¹⁸ Hierbei zeichnen sich sprecherübergreifende Interpretationsmuster ab. Während mehrere meiner Gewährspersonen der höheren und teilweise auch der mittleren Altersgruppen ihren niederdeutschen Erstspracherwerb in einem weitgehend dialektalen Familienkreis und Umfeld betonen, wird der Übergang zu einem hochdeutschen Erstspracherwerb vor allem in den mittleren und jüngeren Altersgruppen mit einem zunehmend gemischten und hochdeutsch geprägten Elternhaus sowie Nahbereich und zugleich mit veränderten Spracheinstellungen (s. unten) in Verbindung gebracht.

Also, soweit ich mich erinnern kann, habe ich, bis ich zur Schule gegangen bin, nur Plattdeutsch gesprochen. Also mit den Freunden meiner Eltern, mit den Nachbarn sowieso... Damals haben meine Großeltern hier noch im Haus gelebt. Ich habe noch eine Schwester, die ist hier, sieben Jahre älter. Also wir haben hier nur Platt gesprochen im Haus und wie gesacht, hier mit der Umgebung auch. An Kinder kann ich mich eigentlich erst wieder erinnern in der Schule. Also ich habe in der Schule wirklich erst Hochdeutsch sprechen gelernt. (Gewährsperson 35, wbl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Auch die diachrone Abnahme der Dialektkompetenz und damit der Sprecherezahlen ist ein stetig wiederkehrendes Thema in den Interviews, das zum einen mit Blick auf die zeitlich vorangehende Generation der älteren und ältesten Sprecher, zum andern mit Blick auf die nachfolgende Generation der eigenen Kinder und Enkel diskutiert wird. Der Kompetenzverlust wird von den Gewährspersonen als ein schrittweiser Abbauprozess über mehrere Generationen hinweg imaginiert. Ausgangspunkt dieses Prozesses ist in ihrer Vorstellung eine weitgehend geschlossene monolinguale Inselgemeinschaft, die für die Zeit bis nach dem Zweiten Weltkrieg angenommen wird und mit dem Konzept von den *alten Vierlanden* verbunden wird. Plattdeutsch ist gemäß dieser Vorstellung „Teil der Ursprünglichkeit der Vierlanden.“ (Gewährsperson 26, mnl., Altersgruppe 36–40 Jahre)

118 Vgl. oben, Abschnitt 5.1.1.

Die älteren Sprechergruppen innerhalb des Korpus schildern diesen Zeitraum in Form eigener Kindheitserinnerungen, die eine weitgehend dialektale Umgebung in Familie und Nachbarschaft sowie den örtlichen sozialen Anlaufstellen (Verkaufsstellen, Bäcker, Schlachter, Kneipen) und eine gleichzeitig enge soziale Vernetzung des eigenen Umfelds skizzieren. Die Zuwanderung von Angehörigen der städtischen Bevölkerung oder aus anderen Dialektarealen während des Zweiten Weltkriegs und vor allem in den ersten Nachkriegsjahren wird von den Gewährspersonen zwar teilweise konstatiert, wird aber anscheinend nicht als disruptiv für die Sprach- und Sozialgemeinschaft empfunden und erstaunlicherweise kaum je als ein sprachwirksamer Einflussfaktor thematisiert – höchstens auf der persönlichen Ebene, z. B. wenn Zugezogene für die Gewährspersonen im elterlichen Landwirtschaftsbetrieb und Haushalt als einzige hochdeutsche Ansprechperson fungierten. Die (auch sprachliche) Integration dieser Personengruppe scheint somit problemlos erfolgt und im Sinne einer sprachlich-sozialen Akkommodation der Zugezogenen verlaufen zu sein und hat kaum Spuren im kollektiven Gedächtnis hinterlassen. Dies ist insbesondere der Fall, wenn diese in ansässige Familien einheiraten und die dortige Familiensprache übernehmen.¹¹⁹ Aber auch generell gehen die Gewährspersonen kaum auf solche kriegs- und nachkriegsbedingten Migrationsbewegungen ein, wohl deshalb, weil auch die ältesten Gewährspersonen diese Zeit nicht mehr unmittelbar erlebt haben. Lediglich vereinzelt wird über den Kontakt mit Städtern auf Hamsterfahrt über Land, mit hochdeutschen Hilfsarbeitern oder mit Kriegsgefangenen berichtet und auch dies nur beiläufig.

Dieser Befund einer offensichtlich raschen und geräuschlos verlaufenden Akkommodation deckt sich mit den Beobachtungen von Ehlers zur Adaption des Mecklenburgischen durch Vertriebene in den ersten Nachkriegsjahren, wenngleich die dortigen Migrationsbewegungen ungleich dramatischere Züge und Dimensionen hatten:

Unter den heute noch lebenden Zeitzeugen der Vertreibung, die als Schulkinder, Jugendliche und junge Erwachsene in Mecklenburg angesiedelt wurden, sind aktive Niederdeutschkenntnisse [...] durchaus verbreitet und haben vielfach ein beachtlich hohes Niveau der Sprachkompetenz erreicht. Zumindest mit dieser seinerzeit jüngeren Altersgruppe der Zuwanderer waren bald nach dem Krieg eine Verständigung und

119 Auch im Korpus findet sich diese Familienkonstellation vereinzelt, so wird von einer Mutter (der Gewährsperson 9) berichtet, die nach dem Krieg aus Ostmitteldeutschland nach Kirchwerder gekommen sei, in eine dortige Familie eingehiratet habe und in den familieneigenen Handwerksbetrieb eingestiegen sei. Betriebssprache war das Plattdeutsche, das sich die Mutter auch für den Kundenverkehr zügig aneignete.

eine wechselseitige Kommunikation auf Niederdeutsch zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen möglich und üblich – und sie sind es mitunter bis heute. Dieser Befund gilt dabei nicht nur für mein mecklenburgisches Untersuchungsgebiet, sondern offenbar auch für einige andere Regionen Norddeutschlands.¹²⁰

Eine erste Abbaustufe der Dialektkompetenzen wird für die auslaufenden 1950er und vor allem die 1960er Jahre angenommen, das heißt für die Geburtsjahre der mittleren Altersgruppen im Korpus. Sie ist verbunden mit einem Umbruch in der Sprachvermittlung sowie – damit in ursächlichem Zusammenhang – der Bewertung des Niederdeutschen. Gemeinhin werden die 1960er Jahre von den Gewährspersonen als eine Phase gesamtgesellschaftlicher Modernisierung wahrgenommen, in deren Zuge unter anderem Dialekte insgesamt als *veraltet* unter Druck geraten:

Nach dem Wiederaufbau, da wollte man das Alte weghaben, es wurde damals auch unheimlich viel weggeschmissen von den alten Sachen, man wollte endlich etwas Neues und da ist einfach die Sprache auch mit reingerutscht. (Gewährsperson 64, wbl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Das ist auch mit dem Aufstiegsdenken der 60er Jahre in Zusammenhang zu sehen: Man war was Besseres, man hatte mehr, man stellte mehr dar, die aus der Stadt kamen, sprachen ja alles, Hochdeutsch, da wollte man sich selber nach oben hin [orientieren]. (Gewährsperson 58, wbl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Dennoch gehen die Gewährspersonen für diesen Zeitraum weiterhin von einem weitgehend intakten niederdeutschen lokalen Umfeld aus, allerdings mit spürbarer werdendem Einfluss des Hochdeutschen. Die nachfolgenden 1970er und 1980er Jahre können als dritte historische Abbaustufe dialektaler Kompetenzen beschreiben werden, sie betreffen die Geburtsjahre der jüngsten Altersgruppen im Korpus. In dieser Phase sind dialektale Kompetenzen nur noch bei einer überschaubaren Sprechergruppe vorhanden, die der mittleren und älteren Generation angehören. Die wenigen Sprecher der jüngeren Generation kommunizieren innerhalb der eigenen Altersgruppe nur noch mit ausgewählten Ansprechpartnern auf Niederdeutsch und erwerben diese Sprache überdies in nicht-familiären Konstellationen (Erwerbstyp III). Das Hochdeutsche überwiegt mittlerweile im lokalen Kommunikationshaushalt, unter anderem aufgrund einer wachsenden Urbanisierung der Gemeinde durch Zuwanderung aus der Kernstadt.

Ihren Endpunkt erreicht der Prozess mit der Kindergeneration der Gewährspersonen in den mittleren und jüngeren Altersgruppen. Hier sind es nur noch absolute Ausnahmefälle, für die eine dialektale Kompetenz konstatiert

120 Ehlers 2018/2022, Teil 1, S. 428–429.

wird. Die wenigen Familien, die ihre Kinder jetzt noch bilingual erziehen, werden als eine besondere lokale Erscheinung wahrgenommen und immer wieder als positives Beispiel zitiert: „Manchmal habe ich das Gefühl, dass wir langsam bekannt werden wie ein bunter Hund.“ (Gewährsperson 25, wbl., Altersgruppe 41–45 Jahre, über die bewusste plattdeutsche Erziehung ihrer Kinder und die Reaktion der Sprechergemeinde)

Als fundamentaler Faktor für den lokalen Sprachwandel, dessen Nennung in kaum einem der Interviews, gerade der höheren Altersgruppen, unterbleibt, wird die diachron differierende Bewertung des Niederdeutschen hervorgehoben. Auf die 1960er Jahre als Umbruchphase für die Dialektbewertung wurde bereits weiter oben eingegangen.

Und wie dann die Zeit kam, das, ja, wann ist das gewesen, da wurde ja Plattdeutsch dann total verpönt. Also da hat man schon gar nicht mehr zugegeben, dass man das überhaupt noch konnte. ((lacht)) Weil man dann eben als vom Lande oder als dumm galt. [...] Das war ziemlich am Ende dann der Schule. [...] Das muss so in den 60er Jahren gewesen sein. Und dann ist man angefangen, die Kinder, die dann geboren sind, hat man dann kein Platt mehr gelernt. (Gewährsperson 64, wbl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Die Stigmatisierung des Dialektgebrauchs als rückständig und unmodern sowie der Dialektsprecher als ungebildet führt in dieser Zeit nicht allein zu einem Wandel der Spracherwerbsmodalitäten bzw. Vermittlungsstrategien, der sich auch in den Korpusdaten belegen lässt, sondern ebenso zu sprachlichen Vermeidungsstrategien, insbesondere in der Kommunikation außerhalb der lokalen Gemeinde: „Weil man nicht als Bauerntrommel vom Dorf auffallen wollte!“ (Gewährsperson 58, wbl., Altersgruppe 51–55 Jahre) Erfahrungen sprachbezogener Stigmatisierungen werden von nahezu allen Gewährspersonen der mittleren und höheren Altersgruppen berichtet, entweder als eigene Erlebnisse oder als Beobachtungen bzw. weitergetragene Erzählungen:

[Bei Tanzveranstaltungen hat man als Jugendlicher kein Plattdeutsch gesprochen], da hat doch kein Mädchen mit Ihnen getanzt, was bist du denn, bist doch ein Bauer, und in dieser Richtung, und das hat man sich dann auch verkniffen, das hat man dann unterdrückt, da war man nicht gesellschaftsfähig sozusagen. (Gewährsperson 42, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Ein weiterer Einstellungswandel wird für den Zeitraum der 1970er und 1980er Jahre festgestellt: „Irgendwann wurde Talsohle durchschritten, wo das Plattdeutsche überhaupt nicht mehr akzeptiert wurde.“ (Gewährsperson 11, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre) Dieser Wechsel wird als eine zunehmend positive oder zumindest neutrale Bewertung des niederdeutschen Dialekts geschildert und fällt zeitlich mit einer allgemeinen Dialektrenaissance zusammen, die Mattheier als

„gesellschaftliche Aufwertung des Dialekts sowohl unter den Dialektsprechern als auch insbesondere unter den Standardsprachesprechern“¹²¹ definiert:

Derartige Phänomene sind etwa seit dem Beginn der 70er Jahre zu beobachten. Auslöser könnte eine gleichzeitig weltweit zu beobachtende Zuwendung zu Regionalisierungs- bzw. Ethnisierungstendenzen sein.¹²²

Für die nähere oder unmittelbare Gegenwart der Gewährspersonen – zum Erhebungszeitpunkt sind dies die späten 1990er und beginnenden 2000er Jahre – wird eine nochmalige Aufwertung des Niederdeutschen beobachtet, die sich in schulischen und kulturellen Fördermaßnahmen sowie einem insgesamt gestiegenen Interesse an dieser Sprache äußert: „Die Meinung hat sich gewandelt, es ist kein Manko mehr, eher eine Auszeichnung, wenn man Plattdeutsch sprechen kann.“ (Gewährsperson 11, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre) Diese positive Sichtweise auf Dialektsprecher wird auch von den wenigen jüngeren kompetenten Sprechern der Altersgruppe der 20- bis 35-jährigen in meinem Korpus mehrfach bestätigt. Diese berichten, es werde positiv gesehen, „dass man heute als junger Mensch überhaupt noch Platt sprechen kann.“ Da habe „man gleich einen Pluspunkt!“ (Gewährsperson 73, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

Breiten Raum nehmen die Ausführungen der Gewährspersonen zum Sprachgebrauchswandel ein, der in sämtlichen Interviews ein dominierendes Thema ist. Er wird als ein sukzessiver Rückgang dialektaler Kommunikationsnetzwerke und Kommunikationsanlässe sowie ein zunehmender Schwund niederdeutscher Kommunikationspartner geschildert. Auch hier dominiert als Ausgangsbild die Schilderung einer ursprünglich rein niederdeutschen Umgebung, die vor allem in den Kindheitserinnerungen der älteren Gewährspersonen fest verankert ist. Als *rein* plattdeutsche Domänen werden von ihnen zum einen das Elternhaus und die nähere Verwandtschaft vor Ort, zum andern die gesamte Nachbarschaft beschrieben.

Ja, angefangen hatte... wenn Sie das aus heutiger Sicht sehen, konnte ich eher Plattdeutsch wie Hochdeutsch. Also im Elternhaus wurde ((betont)) nur Plattdeutsch gesprochen. Verwandtschaft, Nachbarschaft, hier so die Ohe [scil. Ortsteil von Kirchwerder – A.B.], war ja früher – heute ist das ja sehr weit bebaut schon – das [war] ja früher eine sehr enge Nachbarschaft und da wurde nur Plattdeutsch gesprochen. Also wir sind hier praktisch noch richtig mit dem Plattdeutsch aufgewachsen und sind dann praktisch erst in der Schule richtig mit dem Hochdeutschen in Kontakt gekommen. (Gewährsperson 28, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

121 Mattheier 1997, S. 408.

122 Mattheier 1997, S. 410. Zum zeitgleichen Einstellungswandel in Bezug auf das Niederdeutsche in der damaligen DDR vgl. Bieberstedt/Brandt/Ehlers/Schmitt 2023, S. 52–62 sowie Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 366–368.

Zur Beschreibung des Wandels solcher Kommunikationsstrukturen bedienen sich die Gewährspersonen, wie in dem obigen Zitat, eines Früher-Heute-Schemas. Die Berichte der jüngeren Gewährspersonen, d. h. der unter 50-jährigen zeigen eine sukzessive Umstellung der nachbarschaftlichen kommunikativen Netzwerke auf das Hochdeutsche, die zunächst als gemischtsprachig, später als nahezu rein hochdeutsch beschrieben werden. Es zeigen sich enge Korrelationen zwischen dem Alter der Gewährspersonen und den Stufen dieses Umstellungsprozesses. Begleitet wird dieser Prozess überdies von einer sukzessiven Auflockerung dieser Netzwerkstrukturen, insbesondere durch Zuwanderung ortsfremder Personen und die Verlagerung der Berufstätigkeit vieler Nachbarn in die Kernstadt.

Auch die weitere Umgebung der Gewährspersonen wird in dieses Bild einer ursprünglich niederdeutsch dominierten Sprachlandschaft integriert. Verwiesen wird auf Kommunikationsräume im Bekanntschaftsbereich und im institutionellen Bereich, vor allem auf die zahlreichen Vereine und privaten Zusammenschlüsse. Ebenso bilden die lokalen Gaststätten, Kneipen und Verkaufsstellen intime soziale Treffpunkte, in denen das Niederdeutsche als Nähesprache einen großen Raum einnimmt: Insbesondere kleine „Läden funktionieren wie eine lebendige Zeitung.“ (Gewährsperson 27, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

In den Erzählungen der jüngeren Gewährspersonen zeigen sich hinsichtlich solcher dialektrelevanten Kommunikationsräume drei Tendenzen. Zum einen geht ihre Zahl zurück. Verwiesen wird hierbei zum Beispiel auf das allmähliche Sterben der lokalen Kneipenkultur. Aber auch die Aufgabe der kleinen lokalen Verkaufseinrichtungen, etwa der Bäcker und Fleischer, aufgrund der wachsenden Konkurrenz durch regionale Supermärkte wird immer wieder erwähnt. Zum Erhebungszeitpunkt existieren lediglich noch einige wenige lokale Einrichtungen, deren Inhaber Niederdeutsch kommunizieren bzw. die als dialektrelevante soziale Ankerpunkte beschrieben werden.

Zum andern sind die verbleibenden Kommunikationsräume – bedingt durch den Generationenwechsel und eine zunehmende soziale Heterogenisierung – zunehmend durch hochdeutsche Kommunikationsformen geprägt:

Bei der Fүүrwehr sinn ja och größtendeels jüngere Lüü, na, so, Gesangsverein sinn öllere, und da kann man doch den Generationswechsel denn merken: Verein mit jüngere Lüü – hauptsächlich hochdüütsch, Verein mit öllere Lüü – überwiegend platt-düütsch. (Gewährsperson 3, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Drittens zeigen sich innerhalb der Kommunikationsräume selbst Veränderungen des situativen Sprachgebrauchs zugunsten des Hochdeutschen. Jüngere Gewährspersonen berichten von einem Gebrauch des Niederdeutschen, zum Beispiel in der Freiwilligen Feuerwehr, durch die alten Vereinsmitglieder quasi

aus einer Außenperspektive. Die noch von den älteren Gewährspersonen formulierte Voraussetzung einer Verwendung des Niederdeutschen als Zugangs- und Gruppensprache ist nicht mehr gegeben.¹²³

5.2.2 „Die Stadt breitet sich immer mehr aus“¹²⁴ – Laienlinguistische Motivierungen des lokalen Sprachwandels

Wie motivieren die Gewährspersonen in ihren Erzählungen den von ihnen beobachteten und selbst erfahrenen lokalen Sprachwandel? Eine Zusammenschau der gelieferten Informationen lässt mehrere Begründungsstrategien erkennen, wobei die Gewährspersonen durchaus unterschiedlich auf diese Strategien zugreifen und die Argumente im konkreten Fall auch in Abrede gestellt bzw. kontrovers diskutiert werden können. Individuelle Begründungen für den Sprachwandel und allgemeine kollektive Begründungsmuster sind folglich nicht deckungsgleich zu sehen. Näherungsweise lassen sich acht ineinander verwobene und zum Teil nicht klar trennbare Motivgruppen differenzieren.

5.2.2.1 „Plattdeutsch ist keine Sprache, um sich fachlich auseinanderzusetzen.“¹²⁵ – Sprachintrinsic Begründungen

Das Thema spielt [bei der Sprachwahl] eine größere Rolle. Finanzen und so weiter werden Hochdeutsch abgehandelt, Leichtes, Unkompliziertes wird auf Plattdeutsch behandelt. (Gewährsperson 36, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Die Gewährspersonen thematisieren die generelle Eignung des Niederdeutschen für die kommunikativen Anforderungen einer modernen Gesellschaft. Das Niederdeutsche wird hierbei häufig, wie oben ausgeführt, als eine Nähesprache konzeptualisiert,¹²⁶ deren Gebrauch für eine Unterhaltung über abstrakte (z. B. politische) und technische Themen bzw. in offiziellen Sprachdomänen in Frage gestellt wird, vor allem aufgrund des unzureichenden Wortschatzes.¹²⁷ Betont wird dagegen dessen sozial verbindende Qualität als interne Gruppensprache der lokalen Sprechergemeinschaft:

123 Zur Freiwilligen Feuerwehr als Kommunikationsraum vgl. oben die Abschnitte 3.1. und 5.1.2.

124 Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre.

125 Gewährsperson 81, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre.

126 Vgl. Jürgens 2015, S. 389; Jürgens/Schröder 2016, S. 347.

127 S. oben, Abschnitt 5.2.1.1

Wenn man das spricht, sich auf Platt unterhält, merkt man oder weiß man für sich selber, man gehört dazu und man ist ein echter, geborener Vierländer oder Kirchwerderaner. (Gewährsperson 81, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

Die Vierländer sind ein komisches Volk, ans Geld mag keiner gerne, dann sprech ich mit denen auch mal Platt, dann wissen die natürlich sofort, der kommt von hier. Dann wissen die, der kommt von hier, der kennt die Methoden und da geht das auf einmal gleich ganz anders. Auf der anderen Seite versuchen die Vierländer, so viele, einen so richtig übers Ohr zu hauen, muss man ehrlich sagen, wenn man dann Platt spricht, dann wissen die, dann hat man keine Chance, dann kann man mit dem Vierländer auch ein bisschen deutlicher werden. Dann freuen die sich nicht unbedingt drüber, aber es wird akzeptiert. (Gewährsperson 44, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)¹²⁸

Diese häufig wiederkehrende Betonung des Lokaldialekts als intime, soziale Distanzen überbrückende Sprache deckt sich mit den Beobachtungen von Jürgens¹²⁹ sowie von Jürgens/Schröder zur Bewertung des Hamburgischen, die betonen, das Niederdeutsch stehe den Sprechern nunmehr „als alternatives Ausdrucksmittel zur Verfügung, das funktional und situativ gezielt eingesetzt werden kann, beispielsweise um Vertrautheit („gemütlich“) oder eine damit verbundene Rezeptionshaltung („nicht verletzend“) zu evozieren.“¹³⁰

Weil, das ist eigentlich ne intimere Sprache, um das mal salopp zu formulieren, intimer, in dem Sinne, es ist persönlicher, daher... es ist also von daher wesentlich persönlicher und wärmer vom Gefühl her als das, was wir jetzt hier machen, wenn wir uns gegenüber sitzen.¹³¹ (Gewährsperson 15, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Beschreibungen des Niederdeutschen als Sprache, die *persönlicher* ist und mit der man sich *lockerer* oder *entspannter* unterhalten kann, finden sich in zahlreichen Interviews und zeigen, dass solche Charakterisierungen eine feste kollektive Vorstellung sind:

Wenn man den Kunden auf Platt begrüßt, dann hat der gleich ein Grinsen im Gesicht... und dann geht das gleich seinen Gang und ist auch viel entspannter und macht auch viel mehr Spaß. Im Plattdeutschen braucht man nicht so viel Höflichkeit, das ist alles Quatsch, das dauert alles zu lange. (Gewährsperson 81, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

128 Die Gewährsperson arbeitet als Elektriker in einem lokalen Handwerkerbetrieb.

129 Jürgens 2015, S. 253–255 sowie S. 362–374.

130 Jürgens/Schröder 2016, S. 348.

131 Die Aussage bezieht sich auf das Gespräch zwischen Gewährsperson und Interviewer.

5.2.2.2 „Das ist wie altes Werkzeug.“¹³² – Kommunikativ-funktionale Begründungen

In Zeiten, wo man nur dort zu seinem örtlichen Lebensmittelhändler, zu seinem Friseur ging, zur Schule ging und alle im Prinzip Platt gesprochen haben, war auch die Notwendigkeit gegeben, dass man Plattdeutsch miteinander spricht, und diese Situation ist einfach nicht mehr gegeben. [...] Sie [scil. die jetzigen Jugendlichen – A.B.] stehen einfach nicht mehr unter dem Eindruck, dass das eine Notwendigkeit ist und dazugehört. (Gewährsperson 51, wbl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

Nicht wenige Gewährspersonen weisen als Grund für den Rückgang des Niederdeutschen darauf hin, dass dieses kommunikativ redundant sei. In der modernen Gesellschaft sind sämtliche Sprachdomänen und kommunikativen Bedarfe ausreichend durch das Hochdeutsche abgedeckt.

Ja, wer ins Büro gegangen ist, sonstwas, was soll der Platt sprechen lernen, wie auch immer, das ist ja... total hinderlich ist das, da ist sonstwas gefragt, aber kein Plattdeutsch in der Form. (Gewährsperson 89, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

[Da spielen] mehrere Faktoren [eine Rolle], nicht nur, weil sie nicht mehr alle unter einem Dach wohnen und die drei Generationen..., sondern erstmal, weil die Sprache nicht mehr, ja wofür, wat soll dat, mit Hochdeutsch kommst Du überall klar, warum sollst Du Plattdeutsch sprechen, wofür, Englisch ist da wohl wichtiger. (Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Dieser Funktionsverlust beeinflusst zugleich die Spracherziehung. Gerade mit Blick auf die Schule begründen viele Gewährspersonen daher die Vordringlichkeit eines korrekten hochdeutschen Spracherwerbs bzw. priorisieren den Erwerb anderer Fremdsprachen. An die Stelle der lange Zeit virulenten Furcht vor schulischen Problemen bei einer dialektalen Erziehung treten dabei zunehmend sprachpragmatische Gesichtspunkte:

(Auf die Frage des Interviewers, ob Plattdeutsch im Unterricht behandelt werden sollte): Also momentan, so wie es momentan aussieht, würde ich es nicht befürworten, ganz einfach, die Schüler haben mit sich selber... [...], die sollten sich um die wichtigen Dinge kümmern und nicht um die Sprache als solche, ist ja keine Sprache, die man so benutzt. Englisch, Französisch, das sind so die Sprachen, die muss man können, die man können sollte, wenn man weiterkommen will. Plattdeutsch ist in dem Sinne unter ferner liefen, im Endeffekt ist Plattdeutsch auch nur ein Dialekt. (Gewährsperson 89, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

132 „Das ist wie altes Werkzeug, wenn ich den Schraubenzieher nicht mehr brauch, weil ich einen Akkuschauber habe, dann hängt er an der Wand, aber benutzen tut ihn keiner mehr, genauso wird es mit der Sprache auch sein.“ Gewährsperson 18, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre.

5.2.2.3 „Plattdeutsch besitzt den Touch einer Bauernsprache.“¹³³ – Spracheinstellungsbezogene Begründungen

Plattdeutsch war in der damaligen Einschätzung etwas für alte Leute. Es gab ja auch ein Schimpfwort: „Du alter Bauer!“, das ging etwas in diese Richtung. (Gewährsperson 69, wbl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Mit Verweis auf den niedrigen Status des Niederdeutschen begründen die Gewährspersonen vor allem den älteren lokalen Sprachgebrauchswandel in den 1960er und 1970er Jahren.¹³⁴ Zwei miteinander verknüpfte Beobachtungen werden von den Gewährspersonen in vielfacher Variation geschildert, zum einen die negative Bewertung des Niederdeutschen als Bauernsprache,¹³⁵ zum andern die Stigmatisierung eines niederdeutschen Sprachgebrauchs als Ausdruck mangelhafter Bildung und defizitärer hochdeutscher Sprachkompetenz („Die Bauern, wie se sind, wieder unter sich... der deutschen Sprache wohl nich mächtig!“ – Gewährsperson 7, Altersgruppe 56–60 Jahre) sowie kulturell-sozialer Rückständigkeit: „Früher war man für die Hamburger etwas unterbemittelt: Das sind die vom Dorf!“ (Gewährsperson 68, wbl., Altersgruppe 56–60 Jahre) Dialektgebrauch galt als sozial unangebracht: „Es schickte sich nicht für einen Mann von Welt, Plattdeutsch zu sprechen, und das ist so in den Köpfen hängen geblieben.“ (Gewährsperson 30, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Immer wieder werden in den Interviews zur Beschreibung solcher sprachbezogenen Stigmatisierungen Fremdstereotype wie *Bauernsprache* oder *Sprache/Bauer vom Lande* bzw. *verpönt* angeführt und anekdotenhaft ausgeführt:

Die [sc. Kirchwerderaner Freundinnen der Gewährsperson – A.B.] wurden teilweise mit Plattdeutsch schon diskriminiert, wenn sie so in der Stadt waren, also in Hamburg Innenstadt, dass da wirklich geguckt wurde, klebt da noch Kuhscheiße unter den Füßen? Also denen ist das wohl sehr negativ in Erinnerung geblieben. (Gewährsperson 35, wbl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Zusammen mit dem „metasprachliche[n] Narrativ vom früher ‚verpöntem‘ Platt“¹³⁶ ist dessen Fremdbewertung als *Bauernsprache* ein topisches Beschreibungsmuster für die zeitgenössischen Einstellungen gegenüber dem Niederdeutschen. Mit dieser negativen Bewertung wird vor allem der Bruch in der elterlichen oder der eigenen Dialektweitergabe an die nachfolgende Kindergeneration sowie der Rückzug des Niederdeutschen aus dem öffentlichen Raum – „der Stadt“ – und ins Private

133 Gewährsperson 88, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre.

134 Vgl. oben, Abschnitt 5.2.1.2.

135 Dazu auch Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 362.

136 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 365.

motiviert. Eine indirekte Auswirkung solcher Stigmatisierungen dürfte ebenfalls sein, dass viele Gewährspersonen angeben, ihren Dialekt ausschließlich gegenüber Personen zu verwenden, von denen man ausgehen kann, dass diese Niederdeutsch beherrschen, bzw. die man kennt. Die gesprächseröffnende Sprache gegenüber Unbekannten ist das Hochdeutsche, was potentielle Kommunikationsanlässe signifikant reduziert. Die niederdeutsche Sprache wird unsichtbarer.

Der niederdeutschen *Bauernsprache* steht in den Erzählungen dieser Gewährspersonen als Gegenkonzept das *vornehme* Hochdeutsch gegenüber:

Wenn man sich ein bisschen vornehmer unterhalten wollte, wurde halt Hochdeutsch gesprochen. (Gewährsperson 60, mnl., Altersgruppe 36–40 Jahre)

Die Ausführungen (insbesondere der jüngeren) Gewährspersonen über die Bewertung des Niederdeutschen in den nachfolgenden Jahrzehnten und in der Gegenwart zeigen allerdings, dass es sich bei der Bewertung des Niederdeutschen als Bauernsprache mittlerweile um ein historisches Stereotyp handelt.

Also ich weiß, unser Schulleiter [scil. am Gymnasium in Bergedorf - A.B.] hat das [scil. das Plattdeutsche - A.B.] sehr positiv beurteilt. Die Mitschüler, na ja, das ist schon so, wenn man aus den Vierlanden kommt, jedenfalls mein Jahrgang, das ist jetzt, wie gesagt, ich denke, das ist jetzt mittlerweile schon anders, aber das war schon ne Besonderheit, dass man irgendwo wohnte, wo die, ähm, ganz viele Glashäuser sind und Kuh und Pferd um die Ecke stehen und die Elbe vor der Tür ist. Und zu diesen Absonderlichkeiten, aus denen man kam, zählte eben auch das Plattdeutsche. Und dadurch, dass eben ja die Busse auch nur jede Stunde oder alle zwei Stunden nach Bergedorf fuhren, man eben von weit her kam, das war irgendwie schon so, nicht aus dem Outback ((lacht)), das war schon irgendwie, ähm, das war halt was Anderes für die anderen Mitschüler, etwas Besonderes. Weder etwas besonders Tolles, noch etwas besonders... aber eben anders. So kann man das vielleicht sagen. (Gewährsperson 512, wbl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

Zum Teil berichten die Gewährspersonen auch, dass die Assoziation des Niederdeutschen mit dem ländlichen Raum bzw. *dem Ländlichen* mittlerweile eine positive Umbewertung erfahren habe, insofern, als dieser Raum bzw. die ländliche Kultur mittlerweile auch bei Städtern und Zugezogenen eine hohe Wertschätzung erfahre, was zum Teil auch den Zuzug aus der Stadt nach Kirchwerder erkläre.

5.2.2.4 „Das alte Vierlanden wird es auch irgendwann nicht mehr geben.“¹³⁷ – Soziokulturelle Begründungen

Wenn ich von der Schule gekommen bin und meine Eltern haben gearbeitet, waren dann halt meine Oma und mein Opa da. [...] Die Großeltern wohnen mit drin, vorne, vorne im Haus, und hinter dem Haus sind gleich meine Eltern. Und da bin ich mit

137 Gewährsperson 26, mnl., Altersgruppe 36–40 Jahre.

aufgewachsen. Das heißt, ich habe ständig... wenn ich von der Schule gekommen ist und meine Eltern waren zur Arbeit, waren meine Großeltern da, die denn sich um meine Hausaufgaben gekümmert haben und wo ich Middach gekricht habe, oder wie auch immer. Und daher, ja, ich bin ständig bei oder mit meinen Großeltern gleichzeitig zusammen aufgewachsen. [...] Ich sach mal, heutzutage, sach ich auch einfach mal so, wenn ich meine, zum Beispiel, die Großeltern wohnen hier im Süderquerweg und das Kind oder der Jugendliche wohnt mit seinen Eltern am Kirchwerder Hausdeich, denn sehen die sich, was weiß ich, vielleicht zweimal die Woche, sind aber den ganzen Tach in der Schule, nich, in Bergedorf auf dem Gymnasium oder wo auch immer, und zu Hause wird nur Hochdeutsch gesprochen, weil Mudder, Vadder berufstätig sind, sitzen irgendwo im Büro, wie auch immer, sind nicht hier draußen im Gartenbau tätig, sondern sitzen den ganzen Tag irgendwo im Büro, damit hat das, finde ich, sehr viel zu tun, und dann sprechen die zu Hause auch kein Plattdeutsch. (Gewährsperson 81, mnl, 20–35 Jahre)

Breiten Raum nehmen in jedem der Interviews Reflexionen über soziokulturelle Wandelprozesse und deren Einfluss auf die Sprache ein. Diese betreffen zum einen Veränderungen in den Familienstrukturen, wobei in erster Linie auf die Auflösung der Mehrgenerationenhaushalte hingewiesen wird, die als charakteristisch für die landwirtschaftlichen und gartenbaulichen, aber auch traditionellen handwerklichen Betriebe beschrieben werden. Dieser Auflösungsprozess kristallisiert sich in den Interviews als ein, wenn nicht sogar als das primäre Begründungsmuster für den lokalen Sprachwandel heraus, vor allem, weil als Konsequenz die alltägliche Kommunikation zwischen den Generationen nicht mehr gewährleistet ist und damit unter anderem die Dialektweitergabe über die Großeltern erschwert wird. Die Korpusdaten bestätigen, dass viele der Gewährspersonen mit niederdeutscher L1 (Spracherwerbstyp II) in solchen traditionellen Mehrgenerationenhaushalten aufgewachsen sind.

Zum andern sind die zahlreichen lokalen Zusammenschlüsse und Vereine von diesem soziokulturellen Wandel betroffen.¹³⁸ Deren kommunikative Relevanz wird vor allem mit ihrem identitätsstiftenden und generationenübergreifenden Charakter begründet, da dort verschiedene Altersgruppen interagieren und das Niederdeutsche teilweise als Vereinssprache eine sozial-symbolische Funktion besitzt. Obgleich das Vereinsleben und ehrenamtliches Engagement im Untersuchungsort zum Erhebungszeitpunkt weiterhin stark ausgeprägt sind und Organisationen wie die Freiwillige Feuerwehr zentrale und sehr aktive soziale Institutionen darstellen, verzeichnen laut Interviewaussagen auch in Kirchwerder verschiedene Vereine einen Mitgliederschwund oder eine zunehmende Überalterung ihrer Mitglieder. Weitere Vereine werden aufgelöst:

138 Vgl. dazu oben, Abschnitt 5.2.1.2.

„Die Vereine sterben sowieso weg, für die Jugend gibt es genügend andere Interessen und Freizeitmöglichkeiten.“ (Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre) An die Stelle der traditionellen Vereine treten für die jüngere Generation Organisationsformen anderen Typs, wie etwa Sportvereine, die über-lokalen Charakter besitzen und in denen das Hochdeutsche dominiert. Auch engagieren sich die zahlreichen *Zugezogenen* nicht oder nicht in dem Maße in den traditionellen Vereinen.

5.2.2.5 „Leute aus ganz Hamburg ziehen hierher oder von noch weiter.“¹³⁹ – Soziodemographische Begründungen

Plattdeutsch wird nicht innerhalb der nächsten Jahre aussterben, aber wird immer weniger, weil hier auch so viele Zugereiste sind, auch Städter hier rausziehen ins Landgebiet und die vom Land in die Stadt ziehen.“ (Gewährsperson 38, wbl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Ein weiteres primäres Begründungsmuster für den Rückzug des Niederdeutschen aus der lokalen Kommunikation ist die wachsende demographische Heterogenität von Kirchwerder, insbesondere aufgrund des steigenden Zuzugs neuer Einwohner aus der Kernstadt.¹⁴⁰ Mit dieser Suburbanisierung einher geht ein Bevölkerungswachstum, auf das die Gewährspersonen häufig hinweisen und das sich auch durch demographische Daten bestätigen lässt. Das soziale Gleichgewicht verschiebt sich zuungunsten der autochthonen Bevölkerung. Der *Zugezogene* aus der Stadt und seine soziokulturelle und sprachliche Andersartigkeit sowie die Probleme seiner Integration in die lokale Gemeinschaft sind stetig wiederkehrende Themen gerade bei den Gewährspersonen der mittleren und älteren Altersgruppen: „Einheimische und Zugezogene, die sind jeweils eigener Clan.“ (Gewährsperson 38, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Ein zweiter, damit eng zusammenhängender soziodemographischer Aspekt, auf den hingewiesen wird, ist die Zunahme arbeitsbedingter Pendler. Nicht nur gehen Zugezogene ihrer beruflichen Tätigkeit häufig weiterhin in der Kernstadt Hamburg oder in Bergedorf nach, auch die ortsansässige Bevölkerung verlagert ihre Berufstätigkeit zunehmend in die Stadt und weitere Umgebung. Auch solche Pendler sind in den Interviews eine häufig diskutierte Ursache für die Lockerung oder Auflösung sozialer Netzwerke wie Nachbarschafts- und Freundeskreise und damit den Wegfall dialektaler Kommunikationsräume und Ansprechpartner. Hinsichtlich ihres sprachlichen Variationsverhaltens dürften diese Personen den Variationstypen C und D entsprechen.

139 Ehefrau von Gewährsperson 7.

140 Vgl. oben, Abschnitt 3.1.

Ich behaupte einfach mal, wenn die Leute in der Stadt arbeiten und ständig dem Hochdeutschen ausgesetzt sind und sich mit ihrem Mann auch nur Hochdeutsch unterhalten, dann geht das Plattdeutsche irgendwann total unter und wird auch nicht mehr weitergegeben (Gewährsperson 81, mnl., 20–35 Jahre)

5.2.2.6 „Hamburg kommt dichter.“ – *Infra- und siedlungsstrukturelle Begründungen*

Hamburg kommt dichter, die Stadt breitet sich immer mehr aus, es wird überall ja gebaut, große Baugebiete, Kirchwerder wird immer mehr zugepflastert.“ (Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Voraussetzung für die unter 3.1 skizzierten soziodemographischen Prozesse ist eine über die vergangenen Jahrzehnte hinweg zunehmend engere Anbindung des Erhebungsgebietes an die Kernstadt durch die Autobahn A 25, den öffentlichen Nahverkehr (S-Bahn von Bergedorf in die Kernstadt, Busanbindung von Kirchwerder nach Bergedorf) sowie private Verkehrsmittel. Der Ausbau der regionalen Infrastruktur und des Verkehrsnetzes wird von den Gewährspersonen wesentlich für die Auflösung der Sprachinsel Kirchwerder verantwortlich gemacht. Er sorgt für eine „zunehmende zirkuläre Mobilität der Bevölkerung“¹⁴¹, die in der Sprachgeschichtsforschung als einer der „Hauptgründe dafür gesehen [wird], dass sich im norddeutschen Sprachraum der laufende Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg in der Landbevölkerung stark beschleunigte.“¹⁴² Die nachfolgenden Aussagen von Ehlers über seinen Beobachtungsraum Mecklenburg lassen sich ohne Einschränkung auch für den Untersuchungsort Kirchwerder in Anschlag bringen:

Die Suburbanisierung des ‚Speckgürtels‘ von Rostock [...] trägt seit den 1990er Jahren zur wachsenden Mobilität der Bewohner meines Untersuchungsgebietes bei. [...]. Nachdem in den ersten Nachkriegsjahren der Bewegungsraum der Wohnbevölkerung stark eingeschränkt war, nahm ihre räumliche Mobilität seit den 1950er Jahren stark und stetig zu. Diese Mobilität führte für einen Großteil der Mecklenburgerinnen und Mecklenburger zu einer Delokalisierung ihres sprachlichen Alltags. Die individuellen Handlungs- und Kommunikationsräume sind nicht mehr vorrangig um das Wohnfeld zentriert, sondern um regionale bzw. überregionale Kommunikationshorizonte erweitert, in denen ortsgebundene Varietäten allenfalls eine untergeordnete Rolle spielen.¹⁴³

141 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 51.

142 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 51.

143 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 56.

Die Suburbanisierung des Untersuchungsortes wirkt sich zugleich auf dessen Siedlungsstruktur aus. Hingewiesen wird zum einen auf ältere und aktuelle Neubaugebiete, die aufgrund ihrer demographischen Zusammensetzung – häufig jüngere Familien aus Hamburg – als rein hochdeutsche Enklaven beschrieben werden, so etwa im Ortsteil Fünfhausen. Zum andern wird die bestehende Siedlungsstruktur durch Lückenbebauung verdichtet. Beklagt wird in diesem Zusammenhang eine zunehmende Anonymität der Nachbarschaft, die zur Ausdünnung der kommunikativen Netzwerkstrukturen führt:

Ja, weil so viel Fremde dazwischengekommen sind. Das ist richtig, so wie Du das sagst. Das stimmt. [adressiert an die anwesende und mitdiskutierende Ehefrau – A.B.] Denn wie gesacht, damals, wie ich Kind war oder wie wir Kinder waren, da waren da ja alles Einheimische, jeder kannte jeden. Das war einfach so! Da konnte man sich hinsetzen und den ganzen Elbdeich längs bis Zollenspieker aufzählen, wer Haus bei Haus wohnte, die Älteren jedenfalls. Und das iss ja schon lange nicht mehr gegeben, weil, wie gesacht, da sind Mietshäuser zwischen gekommen, da sind Häuser verkauft worden, wo dann Fremde hingezogen sind, da sind Grundstücke verkauft worden, wo gebaut worden ist, und die sprechen kein Platt. (Gewährsperson 7, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

Ein im Zusammenhang mit Fragen des Spracherwerbs intensiv diskutierter infrastruktureller Einflussfaktor ist schließlich auch das lokale Schulwesen, das von den Gewährspersonen sowohl aus der Sicht ihrer eigenen Kindheit und Jugend als auch aus einer elterlichen Perspektive heraus beleuchtet wird.¹⁴⁴

Das [scil. die Durchsetzung des Hochdeutschen – A.B.] iss einfach so, ich denke von außen her, nä! Man kommt weiter rum, schulisch, durch die Konzentration der Schulen, das hat auch... das spielt ne große Rolle, denk ich. Es werden immer größere Schulen, die kleinen machen dicht, auch das spielt ne Rolle. (Gewährsperson 20, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Die schulischen Rahmenbedingungen erfuhren in Kirchwerder seit den 1960er Jahren tiefgreifende strukturelle Veränderungen, deren sprachliche Relevanz übereinstimmend hervorgehoben wird, insbesondere von den älteren Gewährspersonen, die von diesen Wandelprozessen als Schüler unmittelbar betroffen waren. Bis Anfang der 1970er Jahre existieren in mehreren Ortsteilen Kirchwerders Grundschulen mit kleinen und kleinsten Klassenverbänden, in

144 Vgl. dazu ausführlich Bieberstedt 2016b.

denen die Kinder mit den Angehörigen ihrer jeweils eigenen nachbarlichen Peergroup lernen.

(Interviewer: Und es gab dann auch keine Probleme mit Kindern, die nur Hochdeutsch konnten?) Gab es eigentlich nicht. Die kamen ja... ich bin die ersten vier Jahre, bin ich hier nebenan in der Schule, das ist ja keine Schule mehr, da werden nur noch Projektwochen abgehalten. Das war mal eine Grundschule, und dann ist das immer weiter zurückgestuft worden. Wie das eben jetzt in Curslack auch ist. Und ich bin hier noch die ersten vier Jahre zur Schule gegangen. Das heißt, die Kinder, mit denen ich zusammen gegangen bin, das waren vielleicht zwölf, die kamen hier aus der Straße, bis da hinten zur Wulfsbrücke hin und dann Richtung Bahr [scil. eine lokale Verkaufsstelle – A.B.], über die Kreuzung rüber aus dem Kirchwerder Hausdeich, so die Richtung. (Gewährsperson 35, wbl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

In den 1970er Jahren kommt es im Rahmen der Hamburger Schulreform zu einer Zentralisierung des Schulwesens, in dessen Zuge die Mehrheit der örtlichen Grundschulen im Erhebungsgebiet geschlossen und durch eine Zentralschule ersetzt werden. Damit beginnen die Gewährspersonen ihre Schullaufbahn zwar immer noch innerhalb des Wohnortes, aber nicht mehr in ihrer näheren häuslichen Umgebung. Auch die Zusammensetzung der Klassen wird heterogener. Dieser Umstrukturierungsprozess fällt in die Zeit des Schuleintritts der mittleren Altersgruppe der zwischen 1959–65 geborenen, 41–45-jährigen Gewährspersonen, die ihre schulische Laufbahn bereits in größeren, hochdeutsch dominierten Klassenverbänden beginnen.

Ein weiterer sprachrelevanter Faktor schulischer Infrastrukturentwicklung ist, dass Schüler aus Kirchwerder, die einen Real- oder Gymnasialabschluss anstrebten, bis in die 1970er Jahre auf Einrichtungen in der Bezirksstadt Hamburg-Bergedorf angewiesen waren. Erst spät besteht die Möglichkeit, einen Realschulabschluss auch vor Ort zu erwerben. Das Heraustreten der Schüler aus dem sprachlich-sozialen Kosmos Kirchwerder und ihr Eintritt in ein städtisches, dominant hochdeutsches Milieu werden als tiefgreifende Umbruchsituationen in deren sprachlichen Lebensläufen geschildert.

Ich bin über mehrere Schulen gegangen, [auf der] Realschule war dann Plattdeutsch im Grund überhaupt kein Thema mehr. Das war geradezu verpönt in den sechziger Jahren, denn derjenige, der Plattdeutsch sprach, der war nicht nur vom Lande, der war von gestern. Also Plattdeutsch wurde da gar nicht gesprochen. Das heißt, im Grunde haben wir uns selber dann das Plattdeutsche im Rahmen unserer Schule sehr schnell abgewöhnt, eigentlich. Das war nicht en vogue. Das sprach man nicht zu der Zeit. [...] Also, sobald man aus der Schule heraus war und war wieder in seiner gewohnten Umgebung zurück, war es natürlich wieder da. Also es wurde deshalb nicht vergessen oder verlernt. Nein, nein. (Gewährsperson 6, mnl., Altersgruppe 56–60 Jahre)

5.2.2.7 „Der Gartenbau ist rückgängig, damit geht die Kultur verloren.“¹⁴⁵ – Sozioökonomische Begründungen

Die Vier- und Marschlande, das war ja immer Blumen- und Gemüseanbaugebiet. Das größte geschlossene Blumenanbaugebiet Europas. Aber so langsam geht das vorbei. Wenn man hier so durchfährt, man sieht da viele Gewächshäuser, die kaputt sind und nicht mehr repariert werden und zusammenbrechen. Das war alles so in der Kindheit noch ganz anders, als Gewächshäuser gebaut wurden auf Teufel komm' raus. Und 71 gab es den ersten Knick, da gab es die Energiekrise, nä, und da haben denn viele ihren Betrieb umstellen müssen, auf andere Energie. [...] Aber im Moment läuft das aus dem Lot, also Ölpreis, da kann man kein Gewächshaus mehr halten. Da kommt das von Kolumbien, von Afrika und weiß ich wo, Israel [...]. Und da fängt der Wandel auch der Kultur auch hier in den Vierlanden [an], da leidet die niederdeutsche Sprache denn auch drunter, nä. [...] Dass die alle in Hamburg am Großmarkt ihr Geld verdienen und nicht hier [...]. (Gewährsperson 41, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre)

Sozioökonomische Begründungen werden von den Gewährspersonen zahlreich und in vielfältigen Facetten geliefert. Sie betreffen vor allem den deutlichen Rückgang und die Aufgabe der lokalen landwirtschaftlichen und Gartenbaubetriebe. Die kleinen, familiengeführten Betriebe stehen zur Erhebungszeit seit längerem unter massivem wirtschaftlichem Druck, unter anderem aufgrund hoher Energiepreise und Erzeugerkosten sowie der starken Konkurrenz durch große Landwirtschaftsbetriebe und ausländische Erzeuger (Holland). Geschildert werden zudem große Nachwuchsprobleme. Potentielle Nachfolger wandern in andere Branchen und Berufszweige ab, nicht selten im städtischen Bereich, so dass der Generationenwechsel zur Betriebsaufgabe führt. Mit den Gartenbaubetrieben und ihren Betreibern, den topischen *alten Vierländer Bauern* und *Gärtnern*, gehen aus mehreren Gründen wichtige kommunikative Anker des lokalen Niederdeutschen verloren.¹⁴⁶ Rückgang des Gärtnereiwesens und Rückgang des Dialektgebrauchs werden von den Gewährspersonen folglich als parallele, ursächlich miteinander verknüpfte Prozesse betrachtet.

5.2.3 *Plattdeutsche Gärtner, hochdeutsche Zugezogene und abwesende Pendler – Lokale Sozialfiguren als Kristallisationspunkte laienlinguistischer Sprachkonzepte*

Die Aussagen der Gewährspersonen über lokale Sprachverhältnisse sowie über Formen und Ursachen des Sprachwandels lassen kollektive Wissensbestände

145 Gewährsperson 47, wbl., Altersgruppe 46–50 Jahre.

146 Vgl. unten, Abschnitt 5.2.3.

sichtbar werden, die als Sprachkonzepte beschreibbar sind. Diese können sowohl auf die Sprache als auch auf die Sprecher sowie den Sprachraum (*Stadt* vs. *Land*) bezogen sein. Sprecherbezogene Konzeptualisierungen äußern sich im Korpus vor allem in häufig wiederkehrenden Begriffsoppositionen wie *Zugezogene* bzw. *Zugereiste* vs. *Einheimische*, *Städter* vs. *Vierländer* bzw. *Leute aus Kirchwerder* oder *Leute von außerhalb* vs. *Leute von hier*. Sie verweisen im Kern auf den von vielen Gewährspersonen dokumentierten Gegensatz zwischen dem lokalen Dialektsprecher und dem städtischen oder aus der Stadt stammenden Hochdeutschsprecher, die jeweils gleichzeitig als gegensätzliche Sozialfiguren¹⁴⁷ wahrgenommen werden.

Die in der kollektiven Vorstellungswelt der lokalen Dialektsprecher, insbesondere der älteren Generation, tief verankerte Opposition von *Einheimischen* und *Zugezogenen* stellt ein in der Stadtsoziologieforschung häufiger beschriebenes Phänomen dar:

In einigen Gemeindestudien ist gezeigt worden, wie die Unterscheidung zwischen ‚Einheimischen‘ und ‚Zugezogenen‘ über Generationen aufrecht erhalten wird und sich auf die sozialen Beziehungen auswirkt [...]. Dieses Schisma beruht zunächst auf der Unterscheidung zwischen alteingesessenen Bauernfamilien und zugezogenen Beschäftigten, die in anderen Wirtschaftszweigen arbeiten, also auf der Konfrontation einer agrargesellschaftlichen Sozialordnung mit ihr ‚fremden‘ Elementen; aber die darauf beruhende Unterscheidung kann sehr lange virulent bleiben und die sozialen Beziehungen in einem Ort auch dann noch prägen, wenn die Landwirtschaft auch für die alteingesessenen Familien ihre Bedeutung längst eingebüßt hat.¹⁴⁸

Verbunden sind solche Polarisierungen mit soziokulturellen, häufig wertenden Fremd- und Selbstbildern (etwa *der dumme Bauer*, *der richtige alte Vierländer*) und Metaphorisierungen (z. B. *der Ausländer*), die in den sprachbiographischen Interviews gerne in anekdotischen Erzählungen ausformuliert werden:

Ich hab' nen Kneipengespräch mitgehört vor – oh, das ist bestimmt fünf Jahre her – da hamm die dermaßen über Ausländer gehetzt. Also ich, mir ist echt schlecht geworden, ich hab gesacht, nu iss aber Schluss, nu hörn wir mal wat anders hier, du, [...] kann ich mir nich anhörn. Und dann fingen die an und sachten: „So, was, dürfen wir denn nicht mal über die blöden Städter mehr reden?“ (Gewährsperson 1, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

147 Zum Begriff der Sozialfigur vgl. Moebius/Schroer 2010. Sie verstehen unter diesem Begriff „zeitgebundene historische Gestalten, anhand derer ein spezifischer Blick auf die Gegenwartsgesellschaft geworfen werden kann.“ (Moebius/Schroer 2010, S. 8) Dazu gehören unter anderem Sozialfiguren wie der *Bauer*, der *Künstler*, die *Diva*, der *Intellektuelle* etc.

148 Häußermann 2004, Sp. 456.

Mein Vater kommt aus N., der konnte kein Plattdeutsch, wie er hierhergekommen ist, 1952. Der musste das hier lernen, war natürlich als Nicht-Kirchwerderaner, natürlich ein Ausländer. Das ist heute noch so. Weil die einfach, weil die... ja immer noch Plattdeutsch gesprochen wird in der Gaststätte [scil. im elterlichen Gaststättenbetrieb – A.B.], die ältere Generation. Das heißt zwischen 60 und 70. Jede Unterhaltung wird hier in Plattdeutsch geführt. Und wenn einer das nicht kann, denn hat er Pech und man merkt sofort, der kommt nicht von hier. (Gewährsperson 27, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

In Bezug auf die *Leute von hier* wird in den sprachbiographischen Erzählungen nochmals differenziert in „die, die hier sind, und die, die mehr da draußen sind“ (Gewährsperson 36, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre), also einerseits den vor Ort Berufstätigen und andererseits den Pendlern oder im regionalen oder überregionalen Außendienst arbeitenden Einheimischen, die berufsbedingt in beiden Welten verankert sind. Vertreter der ersteren Gruppe arbeiten vor allem im Gartenbau und werden durch den Sozialtyp des *Gärtners*¹⁴⁹ charakterisiert:

Meine Eltern hatten ja auch immer schon durch ihre berufliche Tätigkeit auch immer Kontakt zu Leuten, die nur ((betont)) Hochdeutsch gesprochen haben. Und das war... also bei den ((betont)) Gärtnern ist das ja oft so, die haben ((betont)) nur mit Plattdeutsch Sprechenden zu tun, nä, – oder zu neunzig Prozent – und kommen da ja auch so mit durchs ((betont)) Leben. (Gewährsperson 36, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Dagegen sind Personen, die dem Typus des *Pendlers* zugeordnet werden, zwar Teil der lokalen Sozialgemeinde, gleichzeitig aber auch der hochdeutschen Außenwelt, und weisen daher einen veränderten Sprachgebrauch mit stärkeren Anteilen von Hochdeutsch auf:

Heute gibt es nicht mehr so viele, die auf dem Land arbeiten und dadurch miteinander sprechen können – die arbeiten in der Stadt, kommen fünf Uhr nachmittags nach Hause und setzen sich auf die Terrasse. (Gewährsperson 37, mnl., Altersgruppe 46–50 Jahre)

Allen diesen Typen, *Gärtnern*, *Bauern*, *Städtern*, *Zugezogenen* und *Pendlern*, wird folglich ein unterschiedliches sprachlich-soziales Profil zugewiesen. Ich konzentriere mich zur Veranschaulichung solcher kollektiven Vorstellungen im Folgenden auf den Sozialtyp des *Gärtners*, dem verschiedene soziale, sprachliche und zum Teil auch charakterliche Eigenschaften und Verhaltensweisen zugeordnet werden.

149 Zum Teil wird anstelle des Begriffs *Gärtner* auch der des *Bauern* verwendet, zum Teil bezeichnen beide Begriffe jedoch auch unterschiedliche Berufsgruppen. Häufig allerdings begegnet der Begriff *Bauer* in den Interviews auch als Beschreibung der (negativen) Außensicht auf die lokale Bevölkerung (Fremdstereotype wie der *dumme Bauer vom Land*, *Bauerntrommel* etc.).

Dazu zählen unter anderem festgefügte kollektive Vorstellungsmuster oder Topoi¹⁵⁰ über soziale Bindungen (*die Gärtner leben in Mehrgenerationenhaushalten, in denen die Großeltern mitwohnen*), Ortsgebundenheit (*die Gärtner kommen berufsbedingt selten aus Kirchwerder raus, außer zum Großmarkt oder Wochenmarkt*), sprachliche Kompetenzen (*die alten Gärtner sprechen noch das richtige Kirchwerder Platt*) und sprachliches Verhalten (*die Gärtner sprechen noch untereinander und auch sonst fast ausschließlich Platt*):

[Die Gartenbaubetriebe sind ein wichtiger Faktor für Spracherhalt] – Da kommen die Eltern und Großeltern nicht aus dem Haus [heraus], so dass sie sich einmal anders unterhalten müssten, die unterhalten sich einfach in der Sprache, in der sie auch groß geworden sind. (Gewährsperson 76, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

Dass Plattdeutsch gesprochen wird in den Gärtnerfamilien, das liegt daran, dass da mehrere Generationen unter einem Dach auch zusammenarbeiten, was man ja... wenn jetzt irgendwelche Leute neu zugezogen sind, die wohnen ja alleine hier, ohne ihre Eltern oder Großeltern... und dadurch wird auch so ein bisschen noch das Plattdeutsche weitergegeben. (Gewährsperson 90, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)

In dem Konzept des *Gärtners* bündeln sich die Reflexionen der Gewährspersonen über ihren eigenen sprachlichen Werdegang sowie über die Ursachen, den Verlauf und die Erscheinungsformen des lokalen Sprachwandels auf paradigmatische Weise. Als *Gärtner* werden in den Interviews Personen bezeichnet, die im lokalen Gemüse- und Blumenanbau tätig sind, der zumeist als kleinerer Familienbetrieb organisiert ist – ohne oder mit lediglich einigen wenigen Angestellten oder Saisonkräften – und in dem häufig noch mehrere Generationen zusammenarbeiten und zusammenleben. Die Vorstellungen der Gewährspersonen darüber, welche soziokulturellen und sozioökonomischen Faktoren für die starke Verankerung des Niederdeutschen in der Sprechergemeinde verantwortlich sind, finden sich in der Personengruppe der Gärtner in geradezu idealtypischer Weise verkörpert. Wiederholt wird auf die *alten Gärtner* oder die *Alten* als Personifizierung des alten dialektprechenden Kirchwerderaners hingewiesen. Die Struktur der Gärtnereien als Familienbetriebe wird dabei als immanent wichtige Voraussetzung für eine dialektale Kommunikation angeführt. Zugleich bringt die ländliche Berufstätigkeit zwangsläufig eine starke Ortsfestigkeit der Gärtner mit sich, die zeit ihres Lebens weitgehend im lokalen Mikrokosmos Kirchwerder bleiben. Eine beruflich bedingte Mobilisierung erfolgt zum einen durch den

150 Zum Toposbegriff Arendt 2010. Arendt zufolge ist ein Topos ein „vorstrukturiertes Denkmodell“ bzw. ein typisches „Sinnherstellungs- oder Argumentationsmuster.“ (Arendt 2010, S. 189).

Warenverkauf am Hamburger Großmarkt, der allerdings seinerseits als – wenn gleich stark rückläufiger – dialektaler Kommunikationsraum beschrieben wird und auf dem – zumindest in der alten Sprechergeneration – Dialektsprecher aus dem gesamten Hamburger Umland aufeinandertreffen und sich austauschen. Zum andern sind die Gartenbaubetriebe auf den regionalen Wochenmärkten vertreten.

Wiederholt wird von den Gewährspersonen darauf hingewiesen, dass die traditionellen Gärtnerfamilien in Mehrgenerationenfamilien zusammenleben und die Großeltern auf diese Weise im kindlichen Alltag stetig präsent sind. Dies wird als eine signifikante, für die jüngere Sprechergeneration sogar als die wichtigste Voraussetzung für die innerfamiliäre Vermittlung des Niederdeutschen angegeben, da die Großeltern als dialektale Sprachvermittler nicht selten an die Stelle der Eltern treten.¹⁵¹ Auch sämtliche Gewährspersonen, die in einem solchen landwirtschaftlichen Elternhaus aufgewachsen sind, berichten von einem überwiegend bis nahezu ausschließlich niederdeutschen Umfeld, zumindest jedoch von einem hohen Dialektanteil an der Familiensprache:

(Interviewer: Sind Sie zunächst mit Plattdeutsch oder mit Hochdeutsch aufgewachsen?) Plattdeutsch! Ja! Bis zur ersten Klasse. Bis zur ersten Klasse nur plattdeutsch groß geworden. In meinem Elternhaus wurde nur Plattdeutsch gesprochen. Wir waren... sind auch mit drei Generationen gewesen, da haben auch die Generationen unter sich sich nur plattdeutsch unterhalten. Also ich bin ganz und gar plattdeutsch groß geworden. [...] Aber ich bin noch so ein richtiger Urplattdeutscher, wenn ich das mal so sagen darf. (Gewährsperson 76, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre)¹⁵²

In der Konsequenz werden von den älteren Gewährspersonen gleichaltrige Schulkinder bzw. Klassenkameraden aus Gärtnereibetrieben häufig als Beispiele für Kinder mit nahezu ausschließlichem niederdeutschem Sprachgebrauch und zum Teil größeren schulischen Schwierigkeiten angeführt.

Da die Kinder aus den Gärtnereien zumeist frühzeitig darauf vorbereitet werden, im elterlichen Betrieb mitzuarbeiten und diesen einmal zu übernehmen, sind auch ihre schulischen Laufbahnen vorgezeichnet. Ihre schulische Ausbildung

151 Dies entspricht den Ergebnissen der aktuellen statistischen Erhebung zum Niederdeutschen aus dem Jahre 2016, die zeigt, dass „Plattdeutsch [...] vor allem innerhalb der Familien weitergegeben [wird]: 44,0 % der Befragten geben an, sie hätten von den Eltern Plattdeutsch gelernt, 41,0 % nennen die Großeltern.“ (Adler/Ehlers/Goltz/Kleene/Plewnia 2016, S. 10.)

152 Die Gewährsperson ist in einer Gärtnerfamilie aufgewachsen, hat eine landwirtschaftliche Ausbildung durchlaufen und ist nunmehr selbst als Gärtner bzw. Blumengroßhändler tätig.

erfolgt im Landgebiet und nur selten im höheren Schulalter im (hochdeutschen) städtischen Bereich (Bergedorf). Die anschließende Lehre durchlaufen sie in den elterlichen oder nahegelegenen Landwirtschaftsbetrieben:

Also bei uns war so halb, halb. Die Hälfte [scil. der Klasse, die kein Hochdeutsch sprechen konnte]. Das war auch so ein Jahrgang, wo noch viele [zur Schule gegangen sind], die nachher in der Landwirtschaft weitermachten, und das sind alles so [Leute], wo man heute eigentlich genau so noch Plattdeutsch mit spricht. (Gewährsperson 44, wbl., Altersgruppe 46–50)

Die ländliche Berufstätigkeit hat überdies die soziale Konsequenz, dass Gärtner häufig auch in den lokalen Organisationen stark präsent sind. Gerade in den traditionellen und damit dialektrelevanten Kommunikationsbereichen wie der Freiwilligen Feuerwehr und den Gesangsvereinen bilden Personen aus ländlichen Berufsfeldern die Basis oder Mehrheit. Für die Freiwillige Feuerwehr ist eine Ortsbindung sogar Voraussetzung, da eine stetige Erreichbarkeit gewährleistet sein muss. Dies schließt zum Beispiel Pendler aus:

Ich habe Feuerwehrkollegen, die sind drei bis vier Jahre älter als ich, die sprechen Plattdeutsch, die arbeiten aber auch auf dem Land im elterlichen Betrieb, deswegen können die auch noch Plattdeutsch reden, weil in den Betrieben häufig drei Generationen arbeiten, und wenn Eltern und Großeltern sich nur auf Plattdeutsch unterhalten, kommt man gezwungenermaßen irgendwann dazu und kann das, automatisch. (Gewährsperson 81, mnl., Altersgruppe 20–35 Jahre)

Im Sozialtyp des Gärtners finden folglich alle jene Faktoren zusammen, die nach Auffassung der Gewährspersonen einerseits für eine Erhaltung des Niederdeutschen relevant sind, deren Fehlen andererseits ursächlich für dessen befürchtetes Aussterben verantwortlich gemacht wird. Der von nahezu sämtlichen Gewährspersonen angesprochene Rückgang der Gartenbaubetriebe wird folgerichtig als prominenter, wenn nicht wichtigster Grund für den Rückgang des lokalen Niederdeutschen angegeben.¹⁵³ Nahezu jede Gewährsperson äußert sich im Laufe ihres Interviews in diese Richtung. Das Sterben der Gärtnereibetriebe beeinflusst als Dominoeffekt weitere dialektrelevante Bereiche, vor allem die innerfamiliäre Sprachvermittlung, aber auch die Kommunikation in der nachbarschaftlichen Umgebung: „Plattdeutsch ist auch weniger geworden auf der Ecke hier, wer redet denn noch Platt, das sind die Bauern, das sind die Handwerker noch, die älteren, das ist auch weniger geworden.“ (Gewährsperson 8, mnl., Altersgruppe 36–40 Jahre)

153 Vgl. oben, Abschnitt 5.2.2.7.

6 Fazit und weiterführende Überlegungen

Die vorliegende Studie hat den Versuch unternommen, den gegenwartsnahen Sprachwandel in Norddeutschland im Kontext von Urbanisierungsprozessen zu beleuchten. Untersuchungsort war der Hamburger Stadtteil Kirchwerder an der südöstlichen Peripherie der norddeutschen Metropole, der einerseits traditionell ländlich geprägt ist, andererseits seit Jahrzehnten einen massiven und sich weiterhin beschleunigenden Suburbanisierungsprozess durchläuft. Zur Aufdeckung lokaler Sprachwandelprozesse wurden Konzepte und Methoden der Oral Language History herangezogen. Im Mittelpunkt der Betrachtung stand damit die laienlinguistische Sichtweise der unmittelbar von diesem Wandelprozess betroffenen lokalen Dialektsprecher der mittleren und jüngeren Generation, die in den Jahren 2005 und 2006 mittels sprachbiographischer Interviews erfasst wurde. Die Studie verstand sich folglich gleichermaßen als ein Beitrag zur Erforschung der gegenwartsnahen norddeutschen Sprachgeschichte als auch zur Theoriebildung der Sprachbiographieforschung und speziell der Oral Language History als einer *Sprachgeschichte von unten*. Hierbei verfolgte die Studie einen quantifizierenden Ansatz, der Repräsentativität durch die Erfassung und den Vergleich einer möglichst großen Zahl an sprachbiographischen Äußerungen einer vordefinierten Sprechergruppe zu erreichen suchte.¹⁵⁴ Zugleich war die Untersuchung durch die Befragung unterschiedlicher Altersgruppen zwischen 20 und 60 Jahren als Apparent-Time-Studie angelegt. Ein wichtiges übergeordnetes Ergebnis der Untersuchung war, dass die Tragfähigkeit dieses Ansatzes unter Beweis gestellt werden konnte.¹⁵⁵

Im Zentrum der Untersuchung standen der Spracherwerb, der Sprachgebrauch und das Sprachwissen der insgesamt 73 interviewten Dialektsprecher. Diese drei Aspekte wurden auf zweifache Weise fokussiert. In einem ersten Schritt wurden die Aussagen der Gewährspersonen über ihren persönlichen Spracherwerb und variativen Sprachgebrauch analysiert. Als Ergebnis konnten mehrere Spracherwerbstypen und variative Sprechertypen konturiert werden, deren Verteilung auf das Korpus unter anderem einen grundlegenden Wandel der Spracherwerbsmodalitäten seit den späten 1950er Jahren sichtbar machte. Die Betrachtung der Sprachgebrauchstypen machte zugleich deutlich, wie sich der Zugriff auf Niederdeutsch und Hochdeutsch über die vergangenen

154 Interessant wäre die Sichtweise der nicht dialektkompetenten Sprecher auf diesen Wandelprozess, die innerhalb der Studie allerdings außen vor bleiben musste.

155 Vorbildhaft in dieser Hinsicht ist die in diesem Beitrag mehrfach zitierte aktuelle Studie von Ehlers (2018/2022) zur neueren mecklenburgischen Sprachgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg.

Jahrzehnte hin grundlegend gewandelt hat, vor allem indem das Niederdeutsche zunehmend aus den relevanten Kommunikationsräumen verdrängt wurde und die Zahl der dialektfähigen Kommunikationspartner sank. Zugleich wandelten sich die Kommunikationsräume selbst. Nachgewiesen werden konnte ein enger Zusammenhang zwischen dem Alter der Gewährspersonen und den Spracherwerbstypen sowie Sprachgebrauchstypen, denen diese zugeordnet werden können. In der Tendenz steht dem niederdeutschen Erstspracherwerb in den höheren Altersgruppen ein hochdeutscher L1-Erwerb bei den jüngeren Dialektsprechern gegenüber. Auch zwischen Erwerbs- und Gebrauchstyp konnten Zusammenhänge nachgewiesen werden. So verwenden die Gewährspersonen mit niederdeutschem Erstspracherwerb den Dialekt in mehr und anderen Kommunikationsräumen und scheint der dialektale Erstspracherwerb eine signifikante Rolle für den Dialektgebrauch innerhalb der eigenen Familie und die Weitergabe des Niederdeutschen an die nachfolgende Generation darzustellen.

In einem zweiten Schritt wurde das Sprachwissen der Gewährspersonen in den Blick genommen, ihre laienlinguistischen Einschätzungen über Entwicklungsprozesse im lokalen Varietätengefüge und deren Ursachen. Hierfür wurden erstens grundlegende Erscheinungsformen und Bereiche lokalen Sprachwandels herausgearbeitet, die in den Berichten der Gewährspersonen deutlich werden. Diese können zwei Kategorien zugeordnet werden, dem Sprachsystem und der Sprachpraxis, wobei letztere die Aspekte Spracherwerb bzw. -vermittlung, Spracheinstellungen und situativer Sprachgebrauch beinhaltet. Zweitens wurde erfasst, wie die Gewährspersonen diese Wandlerscheinungen motivieren, welche sprachlichen und sozialen Ursachen sie also dafür verantwortlich sehen. Drittens wurde anhand des komplexen Sozialtyps des *Gärtners* versucht, zu zeigen, in welchen mentalen Modellen das Wissen der Sprechergemeinschaft über sprachliche Verhältnisse und Entwicklungen in ihrer Umgebung kondensiert. Zwangsläufig musste die Studie an dieser Stelle exemplarisch und skizzenhaft bleiben.

Ebenfalls nicht speziell erfasst wurden in dieser Studie aus Platzgründen die komplexen Spracheinstellungen der Gewährspersonen.¹⁵⁶ Dies bleibt einer späteren Untersuchung vorbehalten, die zu ermitteln hat, welche individuellen Einstellungen und kollektiven Einstellungsmuster die Gewährspersonen gegenüber den beiden Sprachen Niederdeutsch und Hochdeutsch entwickeln und reproduzieren und welche Spracheinstellungstypen sich auf dieser Basis konfigurieren lassen. Dennoch

156 Für den Raum Hamburg sei hierfür auf die aktuellen Studien von Jürgens/Schröder 2016; Neumann/Schröder 2017 und Schröder 2019 verwiesen, für den Raum Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern auf Scharioth 2015.

stellen die Bewertung des Niederdeutschen durch die Sprecher und ihr soziales Umfeld, der Einfluss zeitgenössischer Bewertungsmuster und Stereotype auf Sprachgebrauch oder Sprachvermeidung sowie der historische Bewertungswandel seit den 1950er Jahren in den Schilderungen der Gewährspersonen dominante Themen dar. Bereits ihre Überlegungen zu Formen und Ursachen des lokalen Sprachwandels zeigen die enorme Bedeutung, die Einstellungsaspekte für die gegenwartsnahe lokale und insgesamt norddeutsche Sprachgeschichte aus Sicht der Betroffenen besitzen. Die negative Beurteilung des Niederdeutschen, von der die Gewährspersonen häufig in Form diskriminierender Fremdstereotype berichten, wird maßgeblich für dessen Rückgang verantwortlich gemacht, unter anderem da sie sich auf den Gebrauch des Niederdeutschen in der Öffentlichkeit und auf die Spracherziehung der Kinder auswirkt. Der zeitliche Ausgangspunkt dieser zunehmenden Stigmatisierung wird übereinstimmend in den 1960er Jahren gesehen, was erstaunlich genau mit Beobachtungen zu anderen norddeutschen Regionen in jener Zeit übereinstimmt – und dies systemübergreifend, im Westen wie im Osten des geteilten Deutschlands. Gleichzeitig jedoch – und ungeachtet von dessen ausbleibender Weitergabe an die nachfolgende Sprechergeneration, nachlassender Verwendung sowie (teilweiser) Einschätzung als Sprache mit eingeschränkter kommunikativer Funktionalität – erfreute und erfreut sich das Niederdeutsche seitens der Kommunikationsgemeinschaft Kirchwerder selbst einer gleichbleibend hohen internen Wertschätzung als die gegenüber dem Hochdeutschen „intimere Sprache“ und gilt weiterhin als „so eine Form Kitt oder sozialer Kleister, der so eine Gruppe zusammenhält.“ (Gewährsperson 15, mnl., Altersgruppe 41–45 Jahre) In Anlehnung an die Terminologie der angelsächsischen Soziolinguistik kann man dem Niederdeutschen der 1960er bis 1990er Jahre somit ein *covert prestige* zusprechen. Zugleich berichten die Gewährspersonen von einem allmählichen Einstellungswandel hin zu einer positiveren Betrachtung dialektaler Kommunikations- und Kulturformen ab den 1980er Jahren.¹⁵⁷ Für die Gegenwart der jüngeren Altersgruppe im Sample spielen

157 Entwickelt wurde das Konzept des *covert prestige* von William Labov, der den Begriff explizit m. W. erstmals in seiner 1972 erschienenen Studie *Language in the Inner City: Studies in the Black English Vernacular* verwendet. Der Begriff beschreibt das Phänomen, dass stigmatisierte nicht-standardsprachliche Merkmale und insgesamt Varietäten eine soziale Bedeutung haben und in informellen Kontexten hoch geschätzt werden, obwohl sie in der formellen Öffentlichkeit weniger angesehen sind und zum Teil diskriminiert werden. Im Fall des hier betrachteten Niederdeutschen geht das *covert prestige* über den Aspekt einer sozialsymbolischen Verwendung hinaus, da der dialektalen Varietät ein hohes Prestige zugesprochen wird, obgleich man sie nicht notwendigerweise verwendet oder verwenden kann. Vgl. ebenso Trudgill 1972.

Diskriminierungserfahrungen keine Rolle mehr, sie erhalten im Gegenteil als sprachliche Ausnahmereischeinungen einen hohen positiven Zuspruch, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Gemeinde. Denkt man die zunehmende öffentliche Präsentation des Niederdeutschen als regionales Kulturgut hinzu, die auch von den Gewährspersonen bemerkt wird, lässt sich eine jüngere Entwicklung des lokalen Niederdeutsch hin zu einer Varietät mit einem *open prestige* konstatieren.

Insgesamt bestätigen die Ergebnisse die generelle Eignung von sprachbiographischen Zeugnissen für die Rekonstruktion einer lokalen Oral Language History. Die Schilderungen der Gewährspersonen zeichnen in ihrer Zusammenschau das Bild einer ursprünglich nach außen, vor allem nach der Großstadt Hamburg hin abgeschlossenen Sprachinsel und homogenen Sprechergemeinde: „Zwei bis drei Generationen vorher gab es überhaupt nichts anderes als Plattdeutsch!“ (Gewährsperson 42, mnl., Altersgruppe 51–55 Jahre) Dagegen werden die eigenen sprachlichen Lebensläufe und die von den Gewährspersonen registrierten lokalen Sprachwandelprozesse in den Kontext einer sich auflösenden Sprachinsel und Kulturgemeinschaft gestellt.¹⁵⁸ In Anlehnung an die Begrifflichkeit von Anderson (1983) ließe sich diese Sprachinsel als eine *imagined language community* bezeichnen und damit als ein kollektives mentales Meta-Konstrukt verstehen, das zahlreiche soziale und sprach- wie sprecherbezogene Konzepte integriert.¹⁵⁹

Für die beobachteten Wandelprozesse werden neben sprachhistorischen Entwicklungen und veränderten Spracheinstellungen vor allem demographische, sozioökonomische und administrativ-strukturelle Umbrüche verantwortlich gemacht, die sich laut Aussage der Gewährspersonen signifikant auf die lokalen Sozialstrukturen und damit die sprachlichen Kompetenzen und kommunikativen Regularien auswirken. Immer wieder thematisiert werden etwa der wachsende Zuzug von *Städtern* in die Gemeinde und die daraus resultierende Verdichtung der Siedlungsstrukturen sowie die gleichzeitige Auflösung der engen Nachbarschaftsnetzwerke. Auch der Rückgang der familiengeführten

158 Diese Konzeptualisierung der eigenen Sprechergemeinschaft als dialektale Sprachinsel zeigt sich interessanterweise auch in dem von Neumann/Schröder erhobenen sprachbiographischen Material, vgl. dazu den Beitrag von Lara Neumann und Ingrid Schröder in diesem Band. So bezeichnet auch die aus dem peripheren Hamburger Stadtteil Finkenwerder, einer ehemaligen Elbinsel, stammende GP 29 ihren Wohnort als „plattdeutsche Sprachinsel“ und macht diese Charakterisierung, ganz ähnlich wie meine Kirchnerwerderaner Sprecher, an einem hohen lokalen Prestige und („noch“) alltäglichen Gebrauch des Niederdeutschen fest.

159 Anderson verwendet sein Konzept der *imagined communities*, um die soziale Konstruiertheit von Nationen, insbesondere in Zusammenhang mit der Entwicklung gedruckter Massenmedien, zu beschreiben. Vgl. Anderson 1983.

Gartenbaubetriebe und ihrer Mehrgenerationenhaushalte sowie die Zentralisierung des lokalen Schulwesens werden vielfach als Ursachen angeführt und am eigenen Beispiel oder anhand von Beobachtungen des sozialen Umfeldes erläutert. Solche laienlinguistischen Schilderungen lassen sich überzeugend mit den Erkenntnissen der Sprachgeschichtsforschung zum jüngeren Dialektwandel kurzschließen:

Migrationsströme, zunehmende Mobilität, Verbreitung der Massenmedien und der Einfluss der Bildungsinstitutionen sind die vier sozialgeschichtlichen Faktoren, die in der germanistischen Fachliteratur am häufigsten angeführt werden, um den raschen Abbau der Dialekte und insbesondere die Aufgabe des Niederdeutschen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zu erklären.¹⁶⁰

Die sich in den Erzählungen meiner Gewährspersonen spiegelnde immense Bedeutung kollektiver sprachbezogener Einstellungen wäre – auch dies kann als übergeordnetes Ergebnis der Studie festgehalten werden – hier als fünfter sozialgeschichtlicher Hauptfaktor zu ergänzen. Die umfassenden, detailreichen und oft erstaunlich präzisen Erzählungen solcher Entwicklungsprozesse konturieren in der Tat eine facettenreiche soziolinguistische Sprachgeschichte Kirchwerders aus der laienlinguistischen Sicht der Betroffenen, die bisherige Ansätze nicht nur zu ergänzen vermag, sondern auch ein perspektivenreicheres Bild sprachhistorischer Entwicklungen zeichnet, das sich eng an die Erfahrungswelt der Sprecher anschließt.

Literaturverzeichnis

- Adler, Astrid/Ehlers, Christiane/Goltz, Reinhard/Kleene, Andrea/Plewnia, Albrecht: Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016. Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung. Mannheim 2016.
- Anderson, Benedict: *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1983.
- Arendt, Birte: *Niederdeutschdiskurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien und Politik (Philologische Studien und Quellen; 224)*. Berlin 2010.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992.

160 Ehlers 2018/2022, Teil 2, S. 40. Der Einfluss der modernen Massenmedien als Sprachwandelfaktor spielt bei meinen Gewährspersonen interessanterweise lediglich eine sehr untergeordnete Rolle.

- Bieberstedt, Andreas: Hochdeutsch-niederdeutsche Sprachvariation in der Hamburger Peripherie. Zum Zusammenhang von Urbanisierung und rezentem Sprachwandel in Norddeutschland. In: Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hrsg.): Sprechen, Schreiben, Hören – Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Wien, 20.–23. September 2006. Wien 2008, S. 37–61.
- Bieberstedt, Andreas: „In meinem Elternhaus wurde nur Plattdeutsch gesprochen.“ Sprachbiographische Konzeptionen Hamburger Dialektsprecher zum frühen Spracherwerb. In: Langhanke, Robert (Hrsg.): Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks. Bielefeld 2015, S. 205–237.
- Bieberstedt, Andreas: Dialektalität im Generationenvergleich. Eine dialektometrische Analyse der Dialektalität sprachlicher Äußerungen niederdeutscher Dialektsprecher aus Kirchwerder (Hamburg). In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34). Frankfurt a. M. [u. a.] 2016a, S. 91–136.
- Bieberstedt, Andreas: „Das hieß dann, die können kein richtiges Deutsch in der Schule.“ Autobiographische Äußerungen Hamburger Dialektsprecher zu ihrer sprachlichen Sozialisation. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34). Frankfurt a. M. [u. a.] 2016b, S. 251–306.
- Bieberstedt, Andreas: Lebenslauf und Sprachbiographie. Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin: Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. 2017, S. 47–80.
- Bieberstedt, Andreas/Brandt, Doreen/Ehlers, Klaas-Hinrich/Schmitt, Christoph: Stationen in der Geschichte der Niederdeutschen Philologie. Ein Überblick aus Rostocker Perspektive. In: Bieberstedt, Andreas/Brandt, Doreen/Ehlers, Klaas-Hinrich/Schmitt, Christoph (Hrsg.): 100 Jahre Niederdeutsche Philologie. Ausgangspunkte, Entwicklungslinien, Herausforderungen. Teil 1: Schlaglichter auf die Fachgeschichte (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 6). Berlin [u. a.] 2023, S. 11–102. [Online-Ressource: doi.org/10.3726/b20675 (Stand: 01.10.2024)]
- Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid: Hamburgisch – Sprachkontakt und Sprachvariation im städtischen Raum. Eine Projektskizze. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 131 (2008), S. 159–183.
- Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid: Kontaktinduzierte sprachliche Variation in der Hamburger Peripherie. Ein Modell zur Messung sprachlicher

- Konvergenz. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34). Frankfurt a. M. 2016, S. 21–66.
- Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid: Hamburgisch. Sprachkontakt und Sprachvariation im städtischen Raum. Die Forschungsprojekte „Altenwerder“ und „Kirchwerder“. In: Niederdeutsch in der Wissenschaft. Aktuelle Projekte und Lehre. Hrsg. v. Bundesrat für Nedderdüütsch und Niederdeutschsekretariat, Hamburg 2020, S. 26–29.
- Biemann, Mona: „Wir haben’s zwar gehört, konnten’s verstehen und... aber selbst so richtig benutzt haben wir’s auch nicht.“ Eine Fallstudie zum Wandel des Dialektgebrauchs in der Generationenfolge in einer mecklenburgischen Gemeinde. In: Arendt, Birte/Bieberstedt, Andreas/Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 1). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 167–196.
- Bude, Heinz: Die individuelle Allgemeinheit des Falls. In: Franz, Hans-Werner (Hrsg.): 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad-Hoc-Gruppen. Opladen 1985, S. 84–86.
- Bude, Heinz: Der Fall und die Theorie. Zum erkenntnislogischen Charakter von Fallstudien. In: Gruppendynamik 19/4 (1988), S. 421–427.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 3/5). Teil 1: Sprachsystemgeschichte. Berlin 2018. Teil 2: Sprachgebrauch und Sprachwahrnehmung. Berlin 2022.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Die Entwicklung der (niederdeutschen) Dialektologie in der DDR – beleuchtet an Planung, Durchführung und Vergessen der „Tonaufnahmen der deutschen Mundarten“. In: Bieberstedt, Andreas/Brandt, Doreen/Ehlers, Klaas-Hinrich/Schmitt, Christoph (Hrsg.): 100 Jahre Niederdeutsche Philologie: Ausgangspunkte, Entwicklungen, Herausforderungen. Teil 1: Schlaglichter auf die Fachgeschichte (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 6). Berlin [u. a.] 2023, S. 429–451.
- Elspaß, Stephan: Sprachgeschichte von unten: Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert (Reihe Germanistische Linguistik; 263). Tübingen 2005.
- Eißbach, Wolfgang: Über soziale Konstruktionen von Biographien. In: Keller, Thomas/Raphaël, Freddy (Hrsg.): Biographies au pluriel, Biographien im Plural. Straßburg 2001, S. 59–68.

- Essen, Otto von: Die Vokale der niederdeutschen Mundart von Kirchwerder (Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft; 11/2–3). Göttingen 1958.
- Essen, Otto von: Kirchwerder bei Hamburg (Lautbibliothek der deutschen Mundarten; 33/34). Göttingen 1964.
- Finder, Ernst: Die Vierlande. Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens. Teil 1–2 (Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte; 3,1–2.). Hamburg 1922.
- Fix, Ulla: Das Generationengedächtnis und der Sprachwandel. Sprachbiographisches Erinnern als Methode zum Erfassen von Sprachwandel. In: Lerchner, Gotthard/Schröder, Marianne/Fix, Ulla (Hrsg.): Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große. Frankfurt a. M./Berlin/Bern 1995, S. 31–38.
- Fix, Ulla: Sprachbiographien als Zeugnisse von Sprachgebrauch und Sprachgebrauchsgeschichte. Rückblick und Versuch einer Standortbestimmung. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 160 (2010), S. 10–28.
- Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 4. Aufl. Wiesbaden 2009.
- Gernentz, Hans-Joachim: Niederdeutsch gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart. Rostock 1980.
- Haase, Hermann: Vierländer Volksbotanik. Hamburg 1926.
- Häußermann, Hartmut: Stadt/City. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hrsg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 1. Teilbd. 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. Berlin/New York 2004, S. 443–461.
- Hamburgisches Wörterbuch. 5 Bde. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch, hrsg. von Kuhn, Hans/Pretzel, Ulrich. Bd. 1 (A–E): bearb. von Scheel, Käthe/Meier, Jürgen, Neumünster 1985. Bd. 2 (F–K): bearb. von Meier, Jürgen/Ruge, Jürgen, Neumünster 2000. Bd. 3 (L–R): bearb. von Hennig, Beate/Meier, Jürgen/Ruge, Jürgen, Neumünster 2004. Bd. 4 (S): bearb. von Hennig, Beate/Meier, Jürgen/Ruge, Jürgen, Neumünster 2005. Bd. 5 (T–Z, Nachträge): bearb. von Hennig, Beate/Meier, Jürgen/Ruge, Jürgen, Neumünster 2006.
- Jürgens, Carolin: Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg (Deutsche Dialektgeographie; 119). Hildesheim/Zürich/New York 2015.
- Jürgens, Carolin/Schröder, Ingrid: Sprachstereotype und ihre Realisierung im Gespräch am Beispiel des Niederdeutschen. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge,

- Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34)*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 345–385.
- Kohli, Martin: *Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn*. In: Allmendinger, Jutta (Hrsg.), *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der DGS in Leipzig 2002. Teil 1*. Opladen 2003, S. 525–545.
- Köttter, Herbert: *Zur Soziologie der Stadt-Land-Beziehungen*. In: König, René/Silbermann, Alphons/Köttter, Herbert (Hrsg.): *Großstadt, Massenkommunikation, Stadt-Land-Beziehungen (Handbuch der empirischen Sozialforschung; 10)*. 2., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart 1977, S. 1–41.
- Labov, William: *Language in the inner city: studies in the black English vernacular*. Philadelphia 1972.
- Langer, Nils/Havinga, Anna D. (Hrsg.): *Invisible Languages in the Nineteenth Century*. Oxford [u. a.] 2015.
- Langhanke, Robert: *Zur literarischen Widersichtbarmachung des Niederdeutschen im 19. Jahrhundert. Konzepte und Konflikte der niederdeutschen Reliterarisierung*. In: Langhanke, Robert (Hrsg.): *Sprache, Literatur, Raum. Festschrift für Willy Diercks*. Bielefeld 2015, S. 479–535.
- Larsson, Hugo: *Lautstand der Mundart der Gemeinde Altengamme (in den Vierlanden bei Hamburg)*. Mit einem Nachwort von Agathe Lasch. Hamburg 1917.
- Lasch, Agathe: *Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch 44 (1918)*. S. 1–50. [Neuabdruck in: Lasch, Agathe: *Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie*. Hrsg. v. Peters, Robert/Sodmann, Timothy. Neumünster 1979, S. 413–462.]
- Leh, Almut: *Oral History als Methode*. In: Haas, Stefan (Hrsg.): *Handbuch Methoden der Geschichtswissenschaft*. Wiesbaden 2022, S. 1–20. [Online-Ressource: https://doi.org/10.1007/978-3-658-27798-7_20-1 (Stand: 10.08.2024)]
- Lehmann, Robert: *Plattdeutsche Pflanzennamen in den Vierlanden*. Diss. Hamburg 1936.
- Lenz, Alexandra N.: *Vom Dialekt zur regionalen Umgangssprache – Zur Vielfalt regionaler Sprechweisen*. In: Munske, Horst Haider (Hrsg.): *Sterben die Dialekte aus? Vorträge am Interdisziplinären Zentrum für Dialektforschung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 22.10.-10.12.2007*. 2007. [Online-Ressource: <http://www.dialektforschung.phil.uni-erlangen.de/sterbendialekte> (Stand: 17.08.2024)]
- Maaß, Ilse: *Die Verbreitung der plattdeutschen Sprache unter den Schülern der Vier- und Marschlande*. In: *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 81 (1974)*, S. 28–37.

- Macha, Jürgen: Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln/Weimar/Berlin 1991.
- Martens, Peter: Hamburgisch: Geest-Mundart, Marsch-Mundart, Missingsch. In: Deutsche Dialekte (Inter Nationes. Kultureller Tonbanddienst; 40179). Bonn 1981, S. 257–388.
- Martens, Peter: Niederdeutsche Dialekt-Varianten in Hamburg. In: Peters, Robert (Hrsg.): Vulpis Adolatio. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag (Germanistische Bibliothek; 11). Heidelberg 2001, S. 487–503.
- Mattheier, Klaus J.: Sprachvarietäten als Kategorien zur Strukturierung der Alltagswelt. In: Narr, Brigitte/Wittje, Hartwig (Hrsg.): Spracherwerb und Mehrsprachigkeit. Language Acquisition and Multilingualism. Festschrift für Els Oksaar zum 60. Geburtstag (Tübinger Beiträge zur Linguistik; 295). Tübingen 1986, S. 269–279.
- Mattheier, Klaus J.: Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hrsg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen 1995, S. 1–18.
- Mattheier, Klaus J.: Dialektverfall und/oder Dialektrenaissance? In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1996). Berlin/New York 1997, S. 404–410.
- Moebius, Stephan/Schroer, Markus (Hrsg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Berlin 2010.
- Nell, Werner/Weiland, Marc (Hrsg.): Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin 2019.
- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid: Zur Bewertung von Niederdeutsch und lokalem Substandard in Hamburg. In: Linguistic online 85/6 (2017), S. 227–255.
- Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1980.
- Niethammer, Lutz: Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History [1985]. In: Obertreis, Julia (Hrsg.): Oral History. Basistexte. Stuttgart 2012, S. 31–72.
- Petrick, Katrin: Niederdeutsch als Fachsprache? Eine exemplarische Untersuchung zur Sprache im Gartenbau. Mag.-Arbeit Universität Hamburg 2007.
- Ruge, Jürgen: „Aso, gans rain wi fröer iss dat nich!“ Selbsteinschätzung und Fremdbeurteilung im Spiegel von Dialektalitätswerten und sprecherbiographischen Aussagen. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34). Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 137–170.

- Sackmann, Reinhold: Lebenslaufanalyse und Biografieforschung. Eine Einführung. 2. Aufl. Wiesbaden 2013.
- Scharioth, Claudia: Regionales Sprechen und Identität: eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern (Deutsche Dialektographie; 120). Hildesheim/Zürich/New York 2015.
- Schröder, Ingrid: Sprachbiographie und Spracheinstellung. Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt? In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Abrecht (Hrsg.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 2018). Berlin/Boston 2019, S. 99–120.
- Schröder, Werner: Alte Vierländer Gartengeräte. Arbeitskultur und Alltagsbilder. Hamburg 1999.
- Schütze, Fritz: Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In: Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie 10 (1976), S. 7–40.
- Sozialraumbeschreibungen 2017 = Bezirksamt Bergedorf. Fachamt Sozialmanagement, Integrierte Sozialplanung (Hrsg.): Vier- und Marschlande. Sozialraumbeschreibungen. Hamburg 2017. [Online-Ressource: <https://epub.sub.uni-hamburg.de/epub/volltexte/2024/165024/> (Stand: 24.09.2024)]
- Statistische Berichte 2024 = Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hrsg.): Statistische Berichte. Bevölkerung in Hamburg am 31.12.2023. Auszählung aus dem Melderegister. [Online-Ressource: https://www.statistik-nord.de/fileadmin/Dokumente/Statistische_Berichte/bevoelkerung/A_I_S_1_j_H/A_I_S_1_j23.pdf (Stand: 12.08.2024)]
- Steinbach, Lothar: Lebenslauf, Sozialisation und ‚erinnerte Geschichte‘. In: Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘. Frankfurt a. M. 1980, S. 291–322.
- Stellmacher, Dieter: Standardsprache und Mundarten im Norden der Bundesrepublik Deutschland. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1989). Berlin/New York 1990, S. 198–207.
- Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: Bulletin VALS-ASLA (Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz) 76 (2002), S. 1–14.
- Trudgill, Peter: Sex, covert prestige and linguistic change in the urban British English of Norwich. In: Language in Society 1/2 (1972), S. 179–195. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.1017/S0047404500000488> (Stand: 22.08.2024)]
- Wobbe, Rolf: Vierlanden. Deine Vereine. Hamburg 1986.

Tillmann Pistor/Juliane Limper/Brigitte Ganswindt

Sprachbiographien im regionalen Vergleich. Zum Verhältnis von Spracherwerb, Selbsteinschätzungen und sprachlichem Verhalten

Abstract: This study sheds light on the boundary between the informants' individual-linguistic micro-perspective and the socio-linguistic macro-perspective in modern regional languages of German by combining qualitative content analysis and scalable data for self-assessment in a diatopic and diastratic comparison of four regions (Oldenburg, Rostock, Balingen and Ingolstadt), each yielding different structures of a vertical layering of the prevalent varieties. Results show regional differences in all of the considered topics of the study.

Keywords: Spracherwerb, Sprachgebrauch, subjektive Konzepte, Sprechertypen

1 Einleitung

Die Auseinandersetzung mit sprachbiographischem Material als Datenbasis hat sich in der germanistischen Linguistik seit den 1990er Jahren etabliert.¹ Nachdem zuvor das Sprechersubjekt in den soziolinguistischen Betrachtungen weitgehend unberücksichtigt blieb, sind mit Löffler (1986) oder spätestens mit Macha (1991) das sprachliche Individuum und der *flexible Sprecher* als Forschungsgegenstand in den Fokus gerückt.² Ursprünglich eher auf Mehrsprachigkeit unter Aspekten von Migration fokussiert, stößt die Sprachbiographieforschung auch in der deutschen Dialektologie seit einigen Jahren auf Interesse.³ Wird sie von Bieberstedt im Jahre 2015 noch als *Novum* innerhalb der deutschen Dialektologie bezeichnet, in dem häufig Diglossie- oder Bilingualitätsverhältnisse und der Kontrast

1 Vgl. die Beiträge von Bieberstedt/Ehlers/Kenzler/Schröder und Wolf-Farré/Holzer in diesem Band.

2 Vgl. hierzu die Übersicht in Bieberstedt 2017.

3 Im Kontext von Mehrsprachigkeit und Migration entstandene Arbeiten und Sammelbände, die das Fach im Wesentlichen geprägt haben, sind etwa Werlen 1986; Betten 1995; Betten/Du-nour 2000; Treichel 1996; Meng 2001; Adamzik/Roos 2002; Franceschini/Miecznikowski 2004; Reitemeier 2006; Bochmann/Dumbrava 2007. Vgl. hierzu auch Fix 2010.

Dialekt/Hochdeutsch im Fokus stehen,⁴ gehört die wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprachbiographien mittlerweile zum Standardinstrumentarium großräumig angelegter Dialektforschungsprojekte wie etwa *Swiss Dialects Across Time and Space (SDATS)* für die deutschsprachige Schweiz, *Deutsch in Österreich (DiÖ)* oder *Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)* und *Regionalsprache.de (REDE)* für die Bundesrepublik Deutschland.⁵ Für die Dialektologie besonders interessante, aber bisher unerforschte Gegenstände sind Unterschiede in individuellen Verlaufsmustern von Sprachbiographien in Abhängigkeit regionaler Herkunft und die Konsequenzen, die sich daraus möglicherweise für das sprachliche Verhalten der Sprecher:innen als soziale Akteure (im Raum) ergeben.

Die vorliegende Pilotstudie hat zum Ziel, Erkenntnisse zum Verhältnis von Spracherwerb, Selbsteinschätzungen und sprachlichem Verhalten aus den sprachbiographischen Interviews zu gewinnen. Im Besonderen interessiert hierbei der diatopische Vergleich zwischen den beiden Großregionen Niederdeutsch und Oberdeutsch. Da der Großteil an sprachbiographischen Studien mit regionalsprachlichem Fokus, die sich mit ähnlichen Aspekten beschäftigen, häufig lediglich einen sprachlichen Raum fokussiert,⁶ erhoffen wir uns hierdurch einen Erkenntnisgewinn hinsichtlich regionaler Unterschiede innerhalb des bundesdeutschen Sprachraums in Bezug auf Spracherwerb, Selbsteinschätzungen und sprachliches Verhalten.

Grundlage dieser ersten Untersuchung sind sprachbiographische Interviews aus dem nieder- und oberdeutschen Sprachraum, genauer: aus dem Nordniederdeutschen, dem Mecklenburgisch-Vorpommerschen, dem nordbairisch-mittelbairischen Grenzgebiet und dem Schwäbischen. Untersucht wurden ortsfeste Informanten aus drei Generationen, die im Rahmen des Projekts *Regionalsprache.de (REDE)* in verschiedenen Situationen aufgenommen wurden.⁷ Die Aufnahmesituation des leitfadengesteuerten Interviews diente im Rahmen des Projekts der möglichst detaillierten Erhebung der sprachlichen Biographie der Informanten. Daneben wurde mit diesem Setting eine formelle Erhebungssituation anvisiert, die auch eine formellere Sprechweise der Informanten evozieren sollte.

4 Vgl. Bieberstedt 2015, S. 209; Bieberstedt 2017, S. 48.

5 Einen Überblick über die Projekte liefern die jeweiligen Projekt-Webseiten: <https://www.sdats.ch>; <https://www.dioe.at>; <https://corpora.uni-hamburg.de//sin/index.html> und <https://regionalsprache.de> (Stand: 09.11.2022).

6 So etwa Jürgens 2015; Scharioth 2015 oder Schröder 2019 zum Niederdeutschen und im weiteren Sinne auch Stoeckle 2014 für das Alemannische im Dreiländereck.

7 Für nähere Informationen zum *REDE-Projekt* vgl. z. B. Ganswindt/Kehrein/Lameli 2015 sowie <https://regionalsprache.de/projektbeschreibung.aspx> (Stand: 09.11.2022).

Zu diesem Zweck waren die Explorator:innen förmlich gekleidet und sprachen ihr individuell bestes Hochdeutsch mit den Informanten. Darüber hinaus wurde ein großes Tischmikrofon für die Aufnahme vor den Informanten platziert.⁸

Analysiert werden von uns mikrostrukturelle sprachbiographische Äußerungen einzelner Individuen auf Basis einer qualitativen Analyse der Interviews, die dann vor dem Hintergrund makrostruktureller Gegebenheiten wie der Region und der Generation der Sprecher diskutiert werden. Dabei möchten wir, wie etwa Spitzmüller es formuliert, in einem integrativen (soziolinguistischen) Ansatz die strikte Trennung von Mikro- und Makroebene (in der Methodik dann qualitativ vs. quantitativ) aufheben und „sowohl lokale Praktiken als auch den größeren sozialen Rahmen, in die diese Praktiken eingebettet sind, [...] berücksichtigen.“⁹ Diese Integration beider Ebenen, die in vielerlei Hinsicht auf Bourdieus prominenter Sozialtheorie der Wechselwirkungen von Struktur und Handlung basiert,¹⁰ erfordert methodisch auch die Integration von quantitativen und qualitativen Betrachtungen in einem *Mixed-Methods*-Ansatz, den wir daher in der vorliegenden Studie verfolgen.

2 Datengrundlage

Für die Studie wurden aus dem niederdeutschen Sprachraum Oldenburg im Nordniederdeutschen und Rostock im Mecklenburgisch-Vorpommerschen als Untersuchungsorte ausgewählt sowie aus dem oberdeutschen Sprachraum Balingen im Schwäbischen und Ingolstadt im nordbairisch-mittelbairischen Grenzgebiet. Durch diese Auswahl wurde eine Nord-Süd- und West-Ost-Verteilung erzielt. Der mitteldeutsche Sprachraum soll in zukünftigen Studien ergänzt werden. Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Untersuchungsorte im deutschen Sprachraum.

8 Dies war nicht bei allen Aufnahmesituationen des Projekts der Fall, beim sog. Freundesgespräch, in dem sich die Informanten möglichst ungezwungen mit einem/-r vertrauten Gesprächspartner/-in unterhielten, wurden weit weniger auffällige, kleine Ansteckmikrofone verwendet und die Explorator:innen waren nicht im Raum anwesend.

9 Spitzmüller 2022, S. 37.

10 Vgl. Bourdieu [1972] 2009.

Abbildung 1: Untersuchungsorte, abgetragen auf der Dialekteinteilungskarte nach Schmidt/Pheiff/Pistor.¹¹



11 Schmidt 2017, S. 105. Die anhand der Schattierung erkennbare Großraumeinteilung basiert auf den Similaritätsanalysen von Lameli 2013. Die Binnendifferenzierung der Großräume in die einzelnen Dialektverbände fußt auf der Dialekteinteilungskarte nach Wiesinger 1983, K. 47.4.

Pro Ort wurden die leitfadengesteuerten Interviews von je drei Sprechern untersucht. Ein Sprecher zählt zur älteren Generation (überwiegend typische NORMs > 65 Jahre alt¹²), ein Sprecher zur mittleren Generation (Polizeibeamte im gehobenen Dienst, 45–55 Jahre alt) und ein Sprecher zur jüngeren Generation ((angehende) Abiturienten, 17–23 Jahre alt). Die Sprecher sind alle als ortsfest einzustufen, das bedeutet, sie stammen alle in mindestens der zweiten Generation aus dem jeweiligen Erhebungsort und haben nie länger als ein Jahr ununterbrochen außerhalb ihres Dialektgebietes gelebt.¹³ In Tabelle 1 findet sich eine Übersicht über die Sozialdaten aller für die Studie herangezogenen Informanten.

Tabelle 1: Sozialdaten der Informanten

Sprecher	Ort	Geburtsjahr	Beruf
HROALT1	Rostock	1933	Diplompädagoge
HRO5	Rostock	1959	Polizeibeamter
HROJUNG	Rostock	1988	Student
OLALT3	Oldenburg	1937	Landwirt
OL5	Oldenburg	1964	Polizeibeamter
OLJUNG	Oldenburg	1988	Student
INALT1	Ingolstadt	1940	Schlosser/Verwaltungsbeamter
IN6	Ingolstadt	1957	Polizeibeamter
INJUNG1	Ingolstadt	1993	Schüler
BLALT1	Balingen	1940	Landwirt/Gastwirt
BL2	Balingen	1960	Polizeibeamter
BLJUNG1	Balingen	1992	Zimmerer/Student

12 Vgl. zur Charakterisierung von NORM/Fs (*Non-mobile Old Rural Male/Female Speakers*) Chambers/Trudgill 1998, S. 29.

13 Anders als etwa bei Jürgens 2015 (s. u.) spielt eine vorab festzustellende Dialektkompetenz bei der Auswahl der Sprecher für unsere Untersuchung keine Rolle. Dass sich, abgesehen von der Ortsfestigkeit, durch die unterschiedlichen extralinguistischen Merkmale der Sprecher (Alter, Beruf, Region etc.) auch unterschiedliche sprachliche Kompetenzen und Performanzen ergeben könnten, ist im *REDE-Projekt* ein absichtlich gesetztes Forschungsziel. Vgl. zur Informantenauswahl in *REDE* Schmidt/Herrgen 2011, S. 141 und Ganswindt/Kehrein/Lameli 2015, S. 426–427.

3 Theoretische Einbettung, Forschungsfragen und Methodik

Der sprachbiographische Fokus unserer Studie liegt mit Fix auf der Eruiierung der „Rolle von Sprache im Leben des Einzelnen *aus gegenwärtiger Perspektive* [...]“.¹⁴ In Tophinkes Konzept von Sprachbiographie interessiert uns dementsprechend „die sprachliche Schilderung der gelebten bzw. erinnerten Geschichte.“¹⁵ Nun ist der Gegenstand unserer Untersuchung, wie sich zeigen wird, nach aktuellen Modellen der Sprachbiographieforschung weiter zu differenzieren. Angelehnt an die theoretischen Grundlagen von Tophinke (2002) und Franceschini (2002) plädiert Bieberstedt (2017) in seinem sprachbiographischen Modell aus dialektologischer Perspektive für eine terminologische Differenzierung von *sprachlichen Lebensläufen* und *Sprachbiographien*.¹⁶ Sprachliche Lebensläufe werden dabei als „objektive, empirisch nachvollziehbare Lebensverläufe [...] und gleichzeitig als soziale Tatsachen“ definiert. Ihnen werden in dem Modell sechs relevante Dimensionen zugeschrieben: eine „selbstbezügliche, eine private, eine institutionelle, eine räumliche, eine sprachliche sowie eine historische Dimension.“¹⁷ Sprachliche Lebensläufe lassen sich quantitativ erfassen. Sprachbiographien stellen hingegen das Individuum ins Zentrum des Interesses und sind daher nur qualitativ erfassbar. Sie werden als kognitiv und narrativ verarbeitete Konstrukte dieser Lebensläufe verstanden und können dann eher als identitätsstiftende Bewertungen sprachlich relevanter Lebensereignisse aus der derzeitigen Perspektive und der damit verbundenen Wertevorstellung angesehen werden. Durch diese Retrospektive sind Sprachbiographien dynamische Konstrukte und stellen immer Momentaufnahmen dar.¹⁸

Unser Blick wurde in der Datenanalyse und bereits einen Schritt vorher in der Informantenakquise des Projekts auf beide Entitäten gelegt. Quantifizierbare Umstände und Ereignisse, die im übertragenen Sinne die oben nach

14 Fix 2010, S. 11, Kursivierung im Original. Davon abzugrenzen sind sprachgeschichtlich orientierte Perspektiven, etwa als Teil einer „Oral Language History“ (Fix 2010, S. 10). Vgl. dazu die Beiträge von Bieberstedt/Ehlers/Kenzler/Schröder und Nekula in diesem Band.

15 Tophinke 2002, S. 12. Neben Macha (1991), Löffler (1998) und Franceschini (2002) ist dieser Aufsatz ein grundlegendes und oft zitiertes Werk in der Sprachbiographieforschung, dessen Terminologie sich in Studien wie Jürgens (2015), Scharioth (2015) oder auch Schröder (2019) wiederfindet.

16 Vgl. Bieberstedt 2017, S. 49. Weitere und zum Teil andere terminologische Differenzierungen und Auseinandersetzungen finden sich in Wirrer 2017.

17 Bieberstedt 2017, S. 54.

18 Vgl. Bieberstedt 2017, S. 64–65.

Bieberstedt aufgelisteten relevanten Dimensionen wie Beruf, Alter, Wohnort, Ortsfestigkeit und Varietät der Primärsozialisation widerspiegeln, spielen für die Auswahlkriterien der REDE-Informanten ebenso eine Rolle wie für den Interpretationshintergrund der qualitativen Beobachtungen, die wir aus den sprachbiographischen Erzählungen der Informanten erhalten.¹⁹

Bei ebendiesen Erzählungen ist zu beachten, dass es sich dabei um Narrationen handelt, die sich in der Faktendarlegung zum Großteil auf Erinnerungen oder Rekonstruktionen sprachbiographisch relevanter Ereignisse berufen. Diese unterliegen immer einem gewissen Grad der Selbstdarstellung. So haben Rekonstruktionen neben einem Anteil an Faktizität auch immer einen Anteil an Interpretation durch das Individuum. Das wird nach Topfink besonders bei dem auch hier gewählten Erhebungsinstrument des sprachbiographischen Interviews deutlich: „Im Falle von Interviews [...] geht es vor allem auch darum, die Schilderungen und Aussagen als glaubwürdig zu präsentieren. Hierzu werden spezifische Techniken der Konstruktion von Glaubwürdigkeit und Faktizität eingesetzt.“²⁰ Hier wird besonders die Situationsbedingtheit der Äußerungen des Interviewten und dessen Selbstdarstellung als beeinflussende Variable auf die Narration betont.²¹ Schröder weist indes darauf hin, dass durch ebendiese Narration psychische Dispositionen wie Einstellungen und damit verbundene biographische Aspekte versprachlicht und Beobachter:innen dadurch überhaupt erst zugänglich gemacht werden.²²

So wurden von uns die Interviews der jeweils drei Sprecher aus Rostock, Oldenburg, Ingolstadt und Balingen hinsichtlich zweier Bereiche untersucht: erstens für die im Sinne Bieberstedts sprachbiographischen Aspekte mittels des interpretativen Verfahrens der qualitativen Inhaltsanalyse und zweitens für die Aspekte der sprachlichen Lebensläufe quantitativ in tabellarischer Form.²³ Anhand des in den Interviews verbalisierten Sprachwissens, der Erinnerungen zum Spracherwerb und -gebrauch sowie der Aussagen zu den verschiedenen kommunikativen Praktiken (s. u.) im Laufe des Lebens der Sprecher wurden

19 Diese Kriterien schlagen sich in den in Tabelle 1 beschriebenen Sozialdaten der hier herangezogenen Informanten nieder.

20 Topfink 2002, S. 10–12.

21 Es wird sich zeigen, dass diese Punkte vor allem im Vergleich der Selbsteinschätzung mit dem realen sprachlichen Verhalten, aber auch im Unterschied zwischen fiktiven und tatsächlichen sprachlichen Interaktionssituationen in unseren Daten eine Rolle spielen.

22 Vgl. Schröder 2019, S. 105–110.

23 Zur Methode der qualitativen Inhaltsanalyse vgl. Mayring 2015.

verschiedene Sprechertypen herausgearbeitet sowie diatopische Vergleiche gezogen. Geleitet wurde die Studie dabei von den folgenden vier Forschungsfragen:

1. Wie konzeptualisieren die untersuchten Sprecher die am jeweiligen Ort vorherrschenden Varietäten und Sprechlagen?
2. Welche System- und Registerkompetenzen haben die Sprecher im Rahmen ihrer sprachlichen Primärsozialisation und darüber hinaus erworben und wie schätzen sie ihre Kompetenzen darin selbst ein?²⁴
3. Wie sprechen die Informanten in verschiedenen kommunikativen Situationen des Alltags?
4. Inwieweit können die sprachliche Sozialisation, die Selbsteinschätzungen und das sprachliche Verhalten der Informanten im Alltag in Beziehung gesetzt werden und lassen sich daraus Rückschlüsse auf verschiedene Sprechertypen ziehen?

Zu Frage 1: Die Abfrage der subjektiven Vorstellung der Prävalenz von Varietäten und Sprechlagen am Heimatort findet in vielen dialektologisch ausgerichteten sprachbiographischen Interviews Anwendung. So interessiert etwa auch Jürgens in ihren Erhebungen zum Niederdeutschen, „was die Befragten unter bestimmten Varietätenbezeichnungen verstehen“.²⁵ Generell ist die Frage häufig ein Teil von leitfadengesteuerten Interviews in den in Kapitel 1 genannten Forschungsprojekten. Bei einer solchen rein subjektiven Konzeptualisierung ist zu beachten, dass weder zwischen objektsprachlich nachweisbaren und subjektiv gezeichneten Varietäten- und Sprechlagenkonzepten, noch innerhalb der subjektiven Vorstellungen selbst eine 1:1-Entsprechung vorliegt: „Was manche Sprecher als (ihr bestes) ‚Hochdeutsch‘ ansehen, betrachten andere in derselben Region als (ihren besten) ‚Dialekt‘, während objektsprachlich beidem eine Sprechlage des Regiolektivs entsprechen kann.“²⁶ Abgefragt wird hiermit also das „Wissen der Gewährspersonen in Bezug auf die eigenen Dialektkonzeptionen.“²⁷ In den Ergebnispräsentationen werden wir folglich stets die durch die Informanten

24 Vgl. zu System- und Registerkompetenzen die Definition aus Schmidt/Herrgen 2011, S. 38: „Als System- und Registerkompetenz definieren wir die individuelle Verfügung über Varietäten und Sprechlagen [...], wobei die Systemkompetenz sich auf das Inventar der sprachlichen Elemente und Regeln, die Registerkompetenz auf die Regeln der situationsadäquaten Verwendung bezieht.“

25 Jürgens 2015, S. 137.

26 Kehrein 2019, S. 124.

27 Hundt 2017, S. 146. Vgl. zur Thematik auch Ziegler 1996.

gegebenen Termini (etwa *Hochdeutsch*, *Schwäbisch*, *Platt* oder *Mischmasch*) verwenden und diesen dann die Bezeichnung *Konzept* voranstellen.

Frage 2 fokussiert im Sinne unserer Erkundung der Primärsozialisation den Spracherwerb der Informanten: Für den niederdeutschen Raum schlägt Bieberstedt zwei Typen sprachlicher Erwerbslebensläufe vor:

ein älterer traditioneller Typ, der sich durch einen dialektalen Erstspracherwerb auszeichnet und bei dem der systematische hochdeutsche Zweitspracherwerb in institutionellem Rahmen durch den Schuleintritt erfolgt, sowie ein neuerer Typ, bei dem ein hochdeutscher Erstspracherwerb einem dialektalen Zweitspracherwerb in Kindheit oder Jugend vorausgeht.²⁸

Ob und wie diese Typen mit spezifischen Sprachgebrauchsmustern korrelieren, ist noch zu untersuchen.²⁹ Die Frage ist damit in Kombination mit der nach der Selbsteinschätzung der Informanten ein zentraler Gegenstand der vorliegenden Studie.

Mit Frage 3 konzentrieren wir uns auf das sprachliche Verhalten der Informanten in ihrem Alltag. Gefragt wird damit im soziolinguistischen Rahmen nach den kommunikativen Praktiken. Hierbei handelt es sich um einen soziolinguistischen Terminus, der von dem der „Praxis“ abzugrenzen ist:

Während der Terminus der Praxis eine spezifische Konzeptualisierung der Formen menschlichen Daseins vornimmt, richtet sich das (in der Linguistik allerdings in keiner Weise einheitlich gehandhabte) Konzept der Praktik bzw. Praktiken im weitesten Sinne auf die Erfassung und Beschreibung von (kommunikativen) Routinen ganz unterschiedlichen Formats [...].³⁰

Anders formuliert könnte die hier aufgeworfene Frage lauten: Wie sehen die kommunikativen Praktiken/Routinen der Informanten als Individuen aus? Lassen sich interindividuelle Parallelen herausstellen, die sich in einer Makroperspektive auf die jeweiligen Regionen zurückführen lassen? Auch hier zeigt sich erneut eine Parallele zur Mehrsprachigkeitsforschung. Földes stellt anhand einer Untersuchung von Deutschsprecher:innen in Ungarn unterschiedliche kommunikative Praktiken im Vergleich zu Sprecher:innen im monolingualen Umfeld heraus. Besonders wird dabei auf die Strategie von Varianten- und Varietätenmischungen als „effektive Interaktion“ hingewiesen.³¹ Ähnliche Aussagen zu dieser Mischstrategie finden wir auch in unseren

28 Bieberstedt 2017, S. 58.

29 Vgl. Bieberstedt 2017, S. 59.

30 Lanwer/Coussios 2017, S. 133. Vgl. zum Terminus auch Spitzmüller 2022, S. 166–167.

31 Földes 2013, S. 123.

Daten. Im Lichte der kommunikativen Praktik lässt sich außerdem beleuchten, ob sich ein Unterschied kommunikativer Praktiken in den abgefragten (sozialen) Interaktionen („Wie sprechen sie wann mit wem?“) und der tatsächlichen Interaktion mit den Explorator:innen während des Interviews feststellen lässt. Es handelt sich damit um eine „Fokussierung des sprachlichen Verhaltens sozialer Akteure in konkreten Handlungskontexten [...]“.³²

Da wir bei allen Fragen nicht nur einen interregionalen, sondern auch einen intergenerationellen Vergleich anstreben, müssen bei der Analyse der Sprachbiographien stets die Variablen Alter und Lebensphase der jeweiligen Person berücksichtigt werden.³³ Diese Berücksichtigung wird etwa bei Schröder als „grundlegend für die Analyse“ bewertet, da

jede Lebensphase [...] durch ein spezifisches soziales Netzwerk geprägt [ist], das zugleich für den Ausbau des sprachlichen Repertoires und für die Wahl der sprachlichen Mittel relevant ist, die als Teile einer personalen Identität angesehen werden können [...].³⁴

So ist in unseren Daten zu erwarten, dass bei den Sprechern der jüngeren Generation gegebenenfalls das sprachliche Wissen und die metasprachliche Reflexion noch nicht so weit ausgebaut sind wie bei den Sprechern der beiden anderen Generationen. Andererseits liegt die Phase der sprachlichen Primärsozialisation bei der jüngeren Generation noch in vergleichsweise naher Vergangenheit, so dass diese vielleicht besser erinnert (oder rekonstruiert) werden kann.

Um die o. g. Fragen beantworten zu können, wurden qualitative Inhaltsanalysen der im *REDE*-Projekt durchgeführten sprachbiographischen Interviews durchgeführt. Sämtliche Interviews basieren auf demselben Interviewleitfaden, wodurch eine hohe Vergleichbarkeit der Ergebnisse gewährleistet wird. Der Interviewleitfaden der (sprach-)biographischen Interviews umfasst circa 138 Fragen³⁵ zu den Themenkomplexen 1. Bezeichnungen für unterschiedliche Sprechweisen, 2. sprachbiographische Vergangenheit, 3. Sprachverwendung und kommunikatives Netzwerk in der Gegenwart, 4. Einstellungen zum eigenen

32 Lanwer/Coussios 2017, S. 133.

33 Vgl. Wirrer 2017, S. 87–95. Der Autor unterscheidet dabei zwischen biologischem und sozialem Alter.

34 Schröder 2019, S. 103.

35 Bei den jüngeren Informanten war die Anzahl der Fragen etwas reduziert, da zum Beispiel Themen wie *Sprache während der Berufsausbildung* bei ihnen i. d. R. noch nicht besprochen werden konnten.

Sprachgebrauch sowie 5. Selbsteinschätzung der eigenen passiven und aktiven Dialektkompetenz.

Für die vorliegende Untersuchung wurden aus diesen Themenkomplexen die Erzählungen von den insgesamt 12 Informanten zu den folgenden Fragestellungen des leitfadengesteuerten Interviews ausgewertet:

1. Bezeichnungen für unterschiedliche Sprechweisen: Zunächst wurden Fragestellungen betrachtet, die Aufschluss darüber geben, wie die Informanten die Varietäten und Sprechlagen am Ort konzeptualisieren. Zu diesem Zweck wurden die Informanten zum einen befragt, wie sie die Sprache der alteingesessenen Handwerker oder Bauern am Ort bezeichnen, und zum anderen, wie sie die Sprechweise nennen würden, die sie zu offiziellen Anlässen verwenden.³⁶ Darüber hinaus wurde gefragt, ob es neben diesen beiden Sprechweisen noch weitere Sprechweisen gibt und wie diese bezeichnet werden.³⁷ Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung werden zeigen, dass es in dieser Varietätenkonzeption diatopische Unterschiede gibt.
2. Sprachbiographische Vergangenheit: Die Informanten wurden zunächst gebeten zu erzählen, wie ihre Eltern bzw. weitere Hauptbezugspersonen mit ihnen in ihrer frühen Kindheit gesprochen haben. Hiermit konnte die Sprechweise ermittelt werden, in der die Informanten primärsozialisiert wurden.
3. Sprachverwendung und kommunikatives Netzwerk in der Gegenwart: Darüber hinaus wurde im weiteren Verlauf des Interviews bei jedem sprachlich relevanten Kontext erfragt, wie dort gesprochen wird bzw. wurde, also in der Schule, im Ausbildungsbetrieb, bei Freizeitaktivitäten wie Vereinsarbeit sowie im öffentlichen Bereich, z. B. bei Behördengängen. Es wurde hiermit versucht, möglichst das gesamte Sprachverhalten der Informanten aus ihrer Sicht zu erheben, um so die System- und Registerkompetenzen der Informanten erschließen zu können.
4. Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch: Es wurde erfragt, ob den Sprechern auffalle, dass sie mit unterschiedlichen Gesprächspartner:innen unterschiedlich sprechen, und falls ja, wovon es abhängt, dass sie ihre Sprechweise ändern. Mit diesen Fragen konnte überprüft werden, ob die

36 Als Beispiele wurden den Informanten hier u. a. Vorstellungsgespräche, Referate, Aussagen vor Gericht, Besuche auf dem Amt oder Arztbesuche genannt.

37 Diese Fragen sind wichtige Grundlagen für den weiteren Interviewverlauf, damit Explorator:in und Informant dieselben Begriffe verwenden, wenn sie dieselbe Sache (Sprechweise) meinen.

Sprecher ein Bewusstsein dafür haben, dass sie ihre Sprechweise ändern und zugleich wurde eine Einschätzung dazu erfragt, ob die Sprecher die Fähigkeit besitzen, die Sprechweise bewusst zu wechseln. Darüber hinaus konnten Einflussfaktoren auf den Sprechlagenwechsel ermittelt werden. Häufig antworten die Sprecher, der Wechsel hänge von der Situation, in der gesprochen wird, und/oder der Person, mit der gesprochen wird, ab. Ebenso wurde gefragt, ob den Sprechern der Wechsel zwischen den Sprechweisen leichtfalle und ob der Wechsel in eine Richtung leichter falle als in die andere. Diese Frage erlaubt Rückschlüsse zum einen auf die Qualität der Variation, zum anderen lässt sich hiermit ein Eindruck davon gewinnen, in welcher Sprechlage die Informanten sich wohler bzw. sicherer fühlen.

5. Selbsteinschätzung der eigenen passiven und aktiven Dialektkompetenz: Die Sprecher werden zum Abschluss des Interviews gebeten, auf 7-stufigen Likert-Skalen ihre individuelle passive und aktive Dialektkompetenz sowie ihren eigenen regionalen Akzent einzustufen. Die Skala reicht jeweils von einer perfekten bis zu überhaupt keiner vorhandenen Kompetenz. Beim regionalen Akzent reicht die Skala von einem sehr starken zu gar keinem regionalen Akzent. Den Informanten wurde der Begriff *regionaler Akzent* so erläutert, dass man bei einem starken regionalen Akzent sofort heraus hören kann, woher die Sprecher stammen, selbst wenn sie sich bemühen, Hochdeutsch zu sprechen. Bei gar keinem regionalen Akzent wäre dies dementsprechend nicht möglich. Auch wenn bereits zu Beginn des Interviews eine Bezeichnung für eine Sprechweise zu offiziellen Anlässen erfragt wurde, wurde gegen Ende des Interviews die Frage gestellt, wie die Sprecher im Moment mit dem Explorator/der Exploratorin sprechen. Zum Teil deckte sich die Antwort mit bereits genannten Konzepten der Sprecher, zum Teil wurden hier auch noch einmal andere Sprechweisen genannt.

Die Zusammenschau der Antworten auf die vorgestellten Fragestellungen ermöglicht es, ein genaues Bild unterschiedlicher Sprachbiographien in Bezug auf die Themen Spracherwerb, Selbsteinschätzungen und sprachliches Verhalten zu erlangen. Die Analysen werden zeigen, inwiefern sich hier individuelle, generationelle und diatopische Besonderheiten aufweisen lassen.

4 Datenauswertung und Ergebnisse

Die Ergebnispräsentation erfolgt anhand der Reihenfolge der in Abschnitt 3 dargelegten Forschungsfragen. Wir beginnen somit mit der subjektiven Vorstellung der Spektren von Varietäten und Sprechlagen am Heimatort der jeweiligen

Informanten. Als Form der Ergebnispräsentation modellieren wir aufgrund der Aussagen der Informanten subjektive regionalsprachliche Spektren und bedienen uns dabei maßgeblich von Schmidt/Herrgen und Kehrein geprägten Terminologie der modernen Regionalsprachenforschung.³⁸ Darin werden regionalsprachliche Spektren als regional unterschiedliche, aber immer von der Standardvarietät überdachte Verteilungen von Varietäten und Sprechlagen in der vertikalen Variationsdimension verstanden.³⁹ Wie zuvor dargelegt, besteht zwischen den über objektsprachliche Analysen nachweisbaren Strukturen regionalsprachlicher Spektren und den subjektiven Konzepten der Sprecher vor Ort häufig kein 1:1-Verhältnis. Die Grundstruktur, in der zwei Varietäten (objektsprachlich die Standardvarietät und der Dialekt) als maximal konträre Pole existieren, wird von den meisten Sprechern jedoch auch subjektiv konzeptualisiert. Differenzen zeigen sich dann im Zwischenbereich zwischen diesen Polen und in der Wahl der Termini zur Bezeichnung der Varietäten und Sprechlagen. Diese erhalten auf dem unteren Pol meist einen konkreten lokalen oder regionalen Bezug (etwa *Bairisch* anstatt *Dialekt*). Als Bezeichnung für den oberen Pol wird meist – wie umgangssprachlich üblich – *Hochdeutsch* statt *Standardsprache* verwendet.⁴⁰ In der Terminologie der modernen Regionalsprachenforschung hat sich für jenen Zwischenbereich zwischen Dialekt und Standardsprache der bereits von Steger (1984) vorgeschlagene Terminus *Regiolekt* etabliert. Als standardabweichende Varietät mit großregionaler Verbreitung ist der Regiolekt sowohl von der Standardsprache als auch vom Dialekt abzugrenzen.⁴¹ Nach Kehrein stellt dieser mittlere Teil des variativen Spektrums einen über die Zeit gewachsenen⁴² und nun elementaren Bestandteil moderner Regionalsprachen dar.⁴³

38 Vgl. Schmidt/Herrgen 2011; Kehrein 2012; Kehrein 2019.

39 Vgl. Kehrein 2019, S. 121. Zur Definition und Abgrenzung von Varietät gegenüber Sprechlagen vgl. Schmidt/Herrgen 2011, S. 51–52.

40 Die Begriffe *unterer Pol* und *oberer Pol* implizieren hier und in unseren Beschreibungen keinerlei (soziolinguistische) Wertung. Sie referieren lediglich auf das in der Dialektologie übliche Modell, bei dem die Standardsprache die übrigen Varietäten und Sprechlagen *oben* überdacht.

41 Vgl. Schmidt/Herrgen 2011, S. 65–67; Kehrein 2015, S. 456.

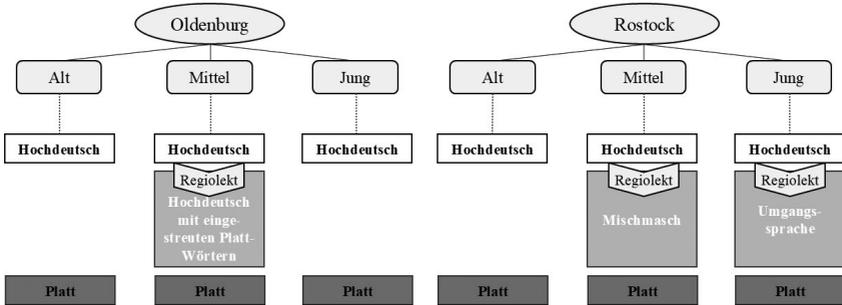
42 Sprachgeschichtlich lässt sich der Regiolekt auf die historische Prestigevarietät des landschaftlichen Hochdeutsch zurückführen; vgl. Ganswindt 2017.

43 Vgl. Kehrein 2015, S. 453.

4.1 Subjektive Konzepte regionalsprachlicher Spektren

Unsere Ergebnisse zeigen, dass dieser objektsprachlich zugewiesene Status erstens subjektiv ebenso regionsabhängig ist wie die objektsprachliche Struktur des Spektrums selbst. Zweitens wird deutlich, dass in der subjektiven Konzeptualisierung der Informanten ein mittlerer Bereich des variativen Spektrums ebenso regionsabhängig nicht immer repliziert wird.⁴⁴ Wenn subjektiv vorhanden, bedienen sich die Informanten häufig einem der beiden Extrempole (Standard vs. Dialekt, respektive *Hochdeutsch* vs. *Platt/Schwäbisch/Bairisch*) als Ausgangsbasis, von dem aus sie den mittleren Bereich modellieren. In den Abbildungen 2 und 3 ist dies durch die Pfeile mit der (hier objektsprachlich gewählten) Beschriftung *Regiolekt* zu erkennen, die entweder vom oberen oder unteren Pol zur Mitte und der dort präsentierten subjektiven Bezeichnung des mittleren Bereichs weist.

Abbildung 2: Subjektiv konzeptualisiertes Spektrum der Sprecher aus dem niederdeutschen Raum.

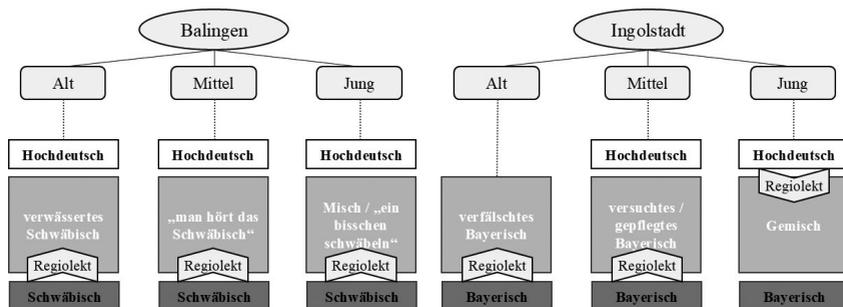


In den beiden Orten des niederdeutschen Raums Oldenburg im Nordniederdeutschen und Rostock im Mecklenburgisch-Vorpommerschen konzeptualisieren alle Sprecher die beiden Extrempole des variativen Spektrums mit *Hochdeutsch* auf der oberen Ebene als Sprache, die förmlich ist und etwa zu offiziellen Anlässen verwendet wird, und *Platt* auf der unteren Ebene als Sprache, die die alteingesessenen Menschen am Ort sprechen. Der alte und der junge

44 Ausführlicheres zum Kontrast objektsprachlich modellierter und subjektiv konzeptualisierter regionalsprachlicher Spektren bieten Ganswindt/Limper/Vorberger 2021.

Rostocker Sprecher konkretisieren die Varietät als Rostocker Platt, ebenso der mittlere Oldenburger als Ammerländer Platt. Auffällig ist, dass in Oldenburg der alte und der junge Sprecher sowie in Rostock der alte Sprecher keine weiteren Elemente des regionalsprachlichen Spektrums vor Ort konzeptualisieren. Das heißt, es gibt für diese Sprecher vor Ort nur Platt und Hochdeutsch in einem Entweder-oder-Verhältnis. Dieses Verhältnis wird vom alten Rostocker im Interview auch explizit so verbalisiert.⁴⁵ Der mittlere Rostocker Sprecher identifiziert ein „Mischmasch zwischen Platt und Hochdeutsch“. Für den jungen Rostocker ist die Varietät zwischen Platt und Hochdeutsch „Alltagssprache oder Umgangssprache“, für den mittleren Oldenburger „Hochdeutsch mit eingestreuten Platt-Wörtern“. Anhand dieses Sprechers wird die Richtung der Konzeption des (objektsprachlichen) Regiolektivs deutlich, die hier ganz klar „von oben nach unten“ verläuft: Ausgangsvarietät ist das Standarddeutsche, von dessen Basis aus auf einzellexikalischer Ebene variiert wird. Dies lässt sich im weiteren Verlauf der Interviews auch für die übrigen Sprecher bestätigen. So zeichnet sich etwa die Umgangssprache für den jungen Rostocker neben stilistischer Variation in Richtung eines Soziolektivs in erster Linie durch ein „Hochdeutsch mit regionalen Besonderheiten“ aus.

Abbildung 3: Subjektiv konzeptualisiertes Spektrum der Sprecher aus dem oberdeutschen Raum.



Eine demgegenüber ganz andere Lage von Konzeptualisierungen findet sich in den Orten des oberdeutschen Sprachraums Balingen im Schwäbischen und Ingolstadt im nordbairisch-mittelbairischen Grenzraum.

45 Ähnliche Aussagen zum Fehlen einer *Mischvarietät* als Form der Alltagssprache im niederdeutschen Raum finden sich auch bei Scharioth 2015, S. 304.

Zunächst ist festzuhalten, dass alle sechs Sprecher einen Bereich zwischen den Extrempolen *Dialekt* und *Hochdeutsch* angeben, was bei den Sprechern aus dem niederdeutschen Sprachraum nicht durchgängig der Fall ist. Auffällig ist darüber hinaus, dass die Richtung der Konzeption des (objektsprachlichen) Regiolekts im Gegensatz zum niederdeutschen Sprachraum von fünf der sechs Sprecher „von unten nach oben“ verläuft: Ausgangsvarietät ist hier entsprechend der Dialekt, von dessen Basis aus sowohl lautlich als auch einzellexmisch variiert wird. Alle Informanten konkretisieren den unteren Pol des Spektrums mit regionalem Bezug, also in Balingen als *Schwäbisch* und in Ingolstadt als *Bayerisch*. Die Sprecher, die einen oberen Pol benennen, bezeichnen diesen allesamt als *Hochdeutsch*.⁴⁶ Die Konzeption des Zwischenbereichs von unten nach oben zeigt sich besonders deutlich an Formulierungen wie *verwässertes Schwäbisch* oder *verfälschtes Bayerisch*. Die Formulierung suggeriert dabei eine negative Konnotation.

Die subjektiven Konzepte der schwäbischen Sprecher bilden im regionalen Vergleich zu denen der bairischen Sprecher sowie im Vergleich zu denen der niederdeutschen Orte Oldenburg und Rostock die homogenste Gruppe. Im groß-regionalen Vergleich der nördlichen und südlichen Untersuchungsorte stechen besonders die unterschiedlichen Prävalenzen eines mittleren Bereichs im variativen Spektrum sowie die Konzeptionsrichtung hervor. Wenn subjektiv vorhanden, wird der mittlere Bereich im Norden ausschließlich mit Hochdeutsch als Ausgangsvarietät *von oben nach unten* konzeptualisiert, während im Süden mit dem Dialekt als Ausgangsvarietät eine klare Tendenz zur Konzeptualisierung *von unten nach oben* herrscht. Zudem deutet sich im Süden ein West-Ost-Kontrast im gesamten subjektiven Konzept an. Generationsunterschiede lassen sich zwar beobachten, erscheinen anhand dieser Daten aber vorerst nicht systematischer Natur zu sein. Die einzige Konsistenz in dieser Hinsicht ist das Fehlen eines mittleren Bereichs bei beiden alten niederdeutschen Sprechern.

Der alte Ingolstädter konzeptualisiert in seiner eigenen Sprachverwendung auch auf Rückfrage seitens der Exploratorin keinen Pol *Hochdeutsch*. Seine eigene standardnähere Sprechweise bezeichnet er als „etwas verständlicheres Bayerisch.“ Diese von ihm so bezeichnete „etwas gepflegtere Ausdrucksweise“ wird verwendet, um Missverständnissen aus dem Weg zu gehen. Wichtig ist hier, dass der Informant betont, dass er zu dieser Sprechweise aber auf keinen Fall *Hochdeutsch*

46 Beim mittleren Balingen Sprecher fällt synonym auch *Schriftdeutsch*.

sagen würde, da er der Meinung ist, sein bayerischer Hintergrund sei nicht zu verleugnen. Hochdeutsch liegt seiner Ansicht nach „irgendwo anders“. Er gibt an, sich sehr anstrengen zu müssen, „um [sich] in diese Sphären zu wagen.“ Als einziger Sprecher im oberdeutschen Cluster konzeptualisiert der junge Ingolstädter Sprecher den mittleren Bereich mit Hochdeutsch als Ausgangsvarietät. Er bezeichnet das „Gemisch“ auch als die gewählte Sprechweise im sprachbiographischen Interview und expliziert sie als „Hochdeutsch mit ein bisschen bairischem Einfluss in der Aussprache.“

4.2 Selbsteinschätzungen

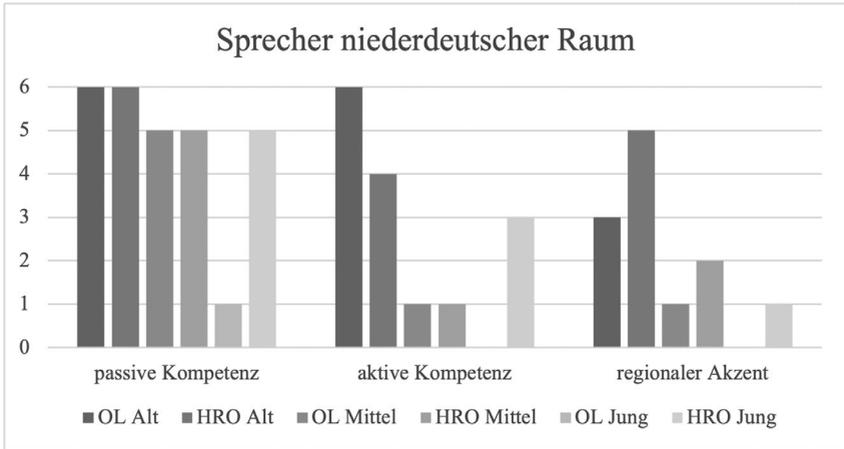
Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse der Skalenabfragen zur Selbsteinschätzung der eigenen passiven und aktiven Dialektkompetenz sowie der Stärke des regionalen Akzents der Informanten präsentiert. Die Darstellung erfolgt dabei von Norden nach Süden, darin jeweils von Westen nach Osten und generationenweise. Bei den konkreten Fragen in den Interviewsituationen wurden die vorher abgefragten und oben dargestellten Bezeichnungen der Informanten für den jeweiligen Dialekt (Platt, Schwäbisch, Bairisch) verwendet. Dasselbe gilt für den regionalen Akzent, bei dem dann bei allen Informanten auf den von ihnen verwendeten Terminus *Hochdeutsch* referiert wurde.

Bei Selbsteinschätzungen, die im Rahmen von (oder im Anschluss an) sprachbiographische Interviews erhoben wurden, muss beachtet werden, dass sie zum Teil unter denselben Bedingungen wie die Interviews selbst zustande kommen können. Es handelt sich durch die Interviewsituation stets um eine subjektive und möglicherweise narrative Form der Datenerhebung.⁴⁷ Selbsteinschätzungen unterliegen damit hochgradig der Interpretation der Interviewten, die ebenso von der eigenen subjektiven Erfahrung im sprachlichen Alltag wie vom Ziel der subjektiv-adäquaten Selbstdarstellung geprägt sein kann (*Wie erwarten andere, dass ich mich hier einschätze?* vs. *Wie will ich mich präsentieren?*).⁴⁸

47 Vgl. Topfink 2002.

48 Vgl. zur Problematik Fix 2003, S. 109; Scharioth 2015, S. 113–114; König 2017, S. 204–207.

Abbildung 4: Selbsteinschätzungen der Sprecher aus dem niederdeutschen Raum.

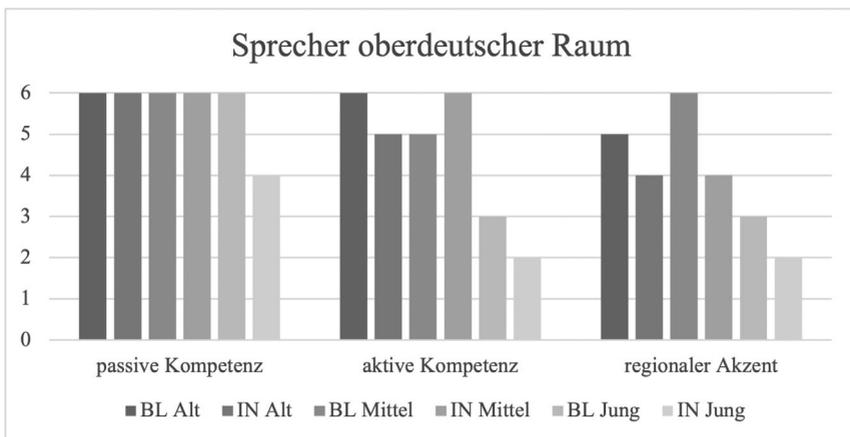


Im niederdeutschen Sprachraum schätzt ein Großteil der Informanten die eigene passive Dialektkompetenz mit Skalenwerten zwischen 5 und 6 als hoch ein, sie verstehen das Platt ihrer Einschätzung nach also sehr gut. Lediglich der junge Oldenburger Sprecher bewertet seine passive Dialektkompetenz mit einem Skalenwert von 1 als wesentlich schlechter bzw. kaum vorhanden. Bei der aktiven Dialektkompetenz wird deutlich, dass nur noch die alten Sprecher der Meinung sind, eine (relativ) hohe Dialektkompetenz zu haben, den Dialekt also noch aktiv (korrekt) zu beherrschen und verwenden zu können. Hier fällt auf, dass die beiden mittleren Sprecher ihre eigene aktive Dialektkompetenz weniger hoch einschätzen als der junge Rostocker Sprecher, der zwar in seiner sprachlichen Primärsozialisation keinen Dialekt gelernt (siehe Tab. 2), allerdings in der Schule Plattdeutsch-Kurse besucht und damit den Dialekt in der Art einer L2 erworben hat. Die Lebensphase (Schulzeit) und das Alter, in der der junge Rostocker diese Sprechweise erworben hat, spielen für seine Angaben sicherlich ebenso eine Rolle, wie ein gewisser Anteil an Selbstdarstellung als kompetenter Platt-Sprecher – eine Rolle, die im (Fremd-)Sprachenunterricht gefördert werden soll und ab einem bestimmten Zeitpunkt von Lerner:innen auch gefordert wird.⁴⁹ Der junge Oldenburger fällt

49 Möglicherweise spielt hier auch eine unterschiedliche Referenzgröße, auf die sich der mittlere und jüngere Sprecher für ihr Konzept von *Dialekt* beziehen, eine Rolle (mittlerer Sprecher: traditioneller Basisdialekt; jüngerer Sprecher: eine in der Schule erlernte Lehrvarietät) und so ihre Kompetenz vor diesen unterschiedlichen Vergleichsgrößen unterschiedlich bewerten; vgl. hierzu Plewnia/Rothe 2012, S. 17–19.

auch hier auf, da er sich mit einem Skalenwert von 0 überhaupt keine aktive Dialektkompetenz zuspricht. Ebenso geht er davon aus, keinen regionalen Akzent zu haben, wohingegen sich die beiden älteren Sprecher mit Werten von 3 und 5 noch einen mittelstarken bis hohen regionalen Akzent attestieren. Mit Werten zwischen 1 und 2 geben die beiden niederdeutschen Polizisten und der junge Rostocker Sprecher einen schwachen bis geringen regionalen Akzent an.

Abbildung 5: Selbsteinschätzungen der Sprecher aus dem oberdeutschen Raum.



Betrachtet man die Selbsteinschätzungen aus dem oberdeutschen Sprachraum, werden auf den ersten Blick deutliche Unterschiede zum niederdeutschen Sprachraum erkennbar. Diese lassen sich, wie sich zeigen wird, neben der Region als struktureller Variable auch auf individuelle Unterschiede in den Sprachbiographien der Sprecher zurückführen. Andere Gründe finden sich möglicherweise aber auch jenseits dieser beiden Bereiche. So kann eine häufigere Primärsozialisation im Dialekt im oberdeutschen im Vergleich zum niederdeutschen Sprachraum für die Angaben bei den Selbsteinschätzungen ebenso eine Rolle spielen, wie oben angesprochene situationelle Erwartungshaltungen gegenüber den Explorator:innen.

Bis auf den jungen Ingolstädter Informanten sprechen sich alle oberdeutschen Sprecher mit einem Skalenwert von 6 eine perfekte passive Dialektkompetenz zu, gehen also davon aus, den Dialekt problemlos zu verstehen. Im Gesamtvergleich wählt der junge Ingolstädter auch hinsichtlich der aktiven Dialektkompetenz und des regionalen Akzents die niedrigsten Skalenwerte im oberdeutschen Sprachraum, allerdings schätzt sich ebenso der junge Balinger Informant

hier deutlich schlechter ein als die älteren Sprecher. Insgesamt wird die aktive Dialektkompetenz von den meisten Sprechern deutlich höher eingeschätzt als im niederdeutschen Sprachraum. Besonders fallen hier die mittlere und die junge Generation auf. Auch hier dürfte die wesentlich häufigere Primärsozialisation im Dialekt die entscheidende Rolle spielen.⁵⁰ Der eigene regionale Akzent wird von oberdeutschen Sprechern im Schnitt wesentlich höher eingeschätzt als von den niederdeutschen Sprechern. Zukünftig könnte in Perzeptionsexperimenten überprüft werden, ob sich diese Einschätzungen bestätigen lassen.

4.3 Sprachbiographie und sprachliches Verhalten

Der nachfolgende Abschnitt fokussiert die Primärsozialisation und das darauf aufbauende sprachliche Verhalten der Sprecher. Kombiniert werden damit die Forschungsfragen 2 und 3. Als Ergebnis zeigt Tabelle 2 eine Übersicht über die jeweils erste erlernte und aktiv verwendete Varietät (Primärsozialisation) aller Sprecher in der dritten Spalte. In den Spalten vier bis sechs ist angegeben, welche Varietät oder Sprechlage sie in verschiedenen Situationen des (sprachlichen) Alltags verwenden. Es ist zu beachten, dass die Bezeichnungen innerhalb der Zellen direkt auf die im vorigen Abschnitt vorgestellten individuell subjektiven Konzepte von Hochdeutsch, Regiolekt und Dialekt referieren. Um den Kontrast der Varietäten- und Sprechlagenwahl möglichst übersichtlich darzustellen, haben wir uns für eine einheitliche Terminologie in dieser Tabelle entschieden.⁵¹ Die Zellenfärbung entspricht der Schattierung in den in den Abbildungen 2 und 3 dargestellten subjektiv konzeptualisierten regionalsprachlichen Spektren.

50 Bei der Einschätzung der aktiven Dialektkompetenz gilt es zu beachten, dass angenommen werden kann, dass die Sprecher hierbei zum einen aus Bescheidenheit im Sinne der Selbstdarstellung innerhalb der Interviewsituation (s. o.) tendenziell niedrigere Skalenwerte wählen. Dies zeigt sich auch daran, dass Sprecher ihre Wahl vereinzelt mit „Wer ist schon perfekt“ oder „Andere können es besser als ich“ kommentieren. Hierbei spielt evtl. auch eine Rolle, dass die Explorator:innen als Expert:innen wahrgenommen werden, die sich besser mit Sprache auskennen und die Sprecher vor diesen Expert:innen zögerlicher in ihrer Selbsteinschätzung sind, besonders was ihre aktive Dialektkompetenz betrifft, die sie im Rahmen der Aufnahmen schließlich unter Beweis stellen müssen. Zum anderen lässt sich aus den Erzählungen in den Interviews ableiten, dass einige Sprecher besonders bei der Einschätzung der aktiven Dialektkompetenz einen idealisierten älteren Sprachstand im Kopf haben, anhand dessen sie ihre Entscheidung treffen.

51 Das bedeutet, dass etwa in Rostock *Dialekt* dem von den Sprechern gewählten Terminus *Platt* und in Balingen dem von den Sprechern gewählten Terminus *Schwäbisch* entspricht. Bei den zum Teil sehr heterogenen Bezeichnungen für den mittleren Bereich des variativen Spektrums haben wir uns für den objektsprachlichen Terminus *Regiolekt* entschieden.

Tabelle 2: Übersicht erlernter und verwendeter Varietäten aller Sprecher

Ort	Generation	erste erlernte und aktiv verwendete Varietät	Sprechlagenwahl im Privatleben	Sprechlagenwahl im nicht-privaten Bereich	Sprechweise im Interview
Rostock	Alt	Dialekt/ Hochdeutsch	Dialekt/ Hochdeutsch	Hochdeutsch/ Dialekt	Hochdeutsch/ Dialekt
	Mittel	Hochdeutsch	Hochdeutsch	Hochdeutsch	Hochdeutsch
	Jung	Hochdeutsch	Hochdeutsch	Hochdeutsch	Hochdeutsch
Oldenburg	Alt	Dialekt	Dialekt	Hochdeutsch	Hochdeutsch
	Mittel	Hochdeutsch	Hochdeutsch	Hochdeutsch	Hochdeutsch
	Jung	Hochdeutsch	Hochdeutsch	Hochdeutsch	Hochdeutsch
Ingolstadt	Alt	Dialekt	Dialekt	Regiolekt	Regiolekt
	Mittel	Dialekt	Dialekt	Regiolekt	Hochdeutsch
	Jung	Regiolekt	Regiolekt	Hochdeutsch	Hochdeutsch
Balingen	Alt	Dialekt	Dialekt	Dialekt	Regiolekt
	Mittel	Dialekt	Dialekt	Regiolekt	Regiolekt
	Jung	Regiolekt	Regiolekt	Regiolekt	Regiolekt

Anhand der Zellenfärbung lassen sich auf den ersten Blick sowohl diatopisch als auch intergenerationell grundlegende Unterschiede in der Rolle des Dialekts für die jeweiligen Regionen erkennen: Wurden in den oberdeutschen Regionen sowohl die Sprecher der alten als auch der mittleren Generation in der lokalen Varietät Dialekt primärsozialisiert und verwenden diese auch im privaten Bereich, gilt dies für die niederdeutschen Regionen stets nur noch für die alte Generation. Die mittleren und jungen Sprecher in Oldenburg und Rostock haben nach eigenen Angaben keinerlei lokale Varietät erworben und verwenden dementsprechend die Sprechlage, die sie als ihr Hochdeutsch konzeptualisieren, in allen Situationen des Alltags. Ganz klar zeigt sich somit eine Zunahme der Dialektrelevanz von Nord nach Süd – sowohl in der Primärsozialisation als auch als Praktik im kommunikativen Alltag. Ähnliches findet Kehrein bereits in objektsprachlichen Analysen, bei denen er zeigt, dass der Dialekt im Alltag von Sprechern aus den im niederdeutschen Raum gelegenen Orten Alt Duvenstedt (bei Rendsburg) und Stralsund eine untergeordnete Rolle spielt.⁵²

52 Vgl. Kehrein 2012, S. 346.

Das Gesamtbild zeigt außerdem eine Zunahme der Hochdeutschelevanz als kommunikative Praktik bei Zunahme des potenziellen Formalitätsgrades. Abgefragt wird dieser Grad durch die Sprechlagenwahl im öffentlichen, nicht-privaten Bereich und die Sprechweise im sprachbiographischen Interview. Besonders bei der letzten Frage, die auf die direkte sprachliche Interaktionssituation zwischen Explorator:in und Informant abzielt, zeichnet sich bei allen Regionen mit Ausnahme von Balingen ein klarer Trend zum subjektiven Konzept des Hochdeutschen ab. Subjektiv deshalb, weil sich objektsprachlich in der von den Sprechern als Hochdeutsch konzeptualisierten Sprechweise in der Regel dennoch (saliente) Regionalismen nachweisen lassen.⁵³ Das schlägt sich auch in den subjektiven Klassifikationen dieser Sprechweise bei den Sprechern selbst nieder. So spricht etwa der mittlere Oldenburger im Interview „Hochdeutsch nach meiner Meinung“ und der junge Ingolstädter „Hochdeutsch mit ein bisschen bayerischem Einfluss in der Aussprache“. Diese Reflexion der eigenen Sprechweise spiegelt sich bei beiden Sprechern auch in den Selbsteinschätzungen wider, die im vorigen Abschnitt präsentiert wurden. Der Anteil an Restarealität, den sich die Sprecher hierbei selbst zuschreiben, ist bei beiden allerdings unterschiedlich groß und erweist sich bei den Sprechern aus den Orten im oberdeutschen Raum generell als größer als bei denen aus den Orten im niederdeutschen Raum (siehe Abb. 4 und 5).

Der Trend zur Verwendung des subjektiv konzeptualisierten Hochdeutschen bei Zunahme des Formalitätsgrades gilt auch für Sprecher, für die sonst die Wahl der lokalen oder regionalen Varietät auch im nicht-privaten Bereich die kommunikative Praktik darstellt. So wählt der im Dialekt primärsozialisierte mittlere Ingolstädter Sprecher im nicht-privaten Bereich eine Sprechweise, die seinen Angaben nach „bissl gepflegter“ als der örtliche Dialekt ist. In der direkten Interaktionssituation des Interviews spricht er nach eigener Einschätzung Hochdeutsch, attestiert sich in der Selbsteinschätzung aber dennoch einen hörbaren regionalen Akzent im mittleren Bereich der Skala (siehe Abb. 5). Dass die Konzepte und Selbsteinschätzungen der Sprecher nicht mit objektsprachlich nachweisbaren Tatsachen übereinstimmen müssen, wurde oben bereits angemerkt. Zudem lässt sich hier das von Tophinke (2002) und oben beschriebene Mischverhältnis von Faktizität und Selbstdarstellung in den Erzählungen der Sprecher beobachten. In der konzeptuellen Realität des Sprechers herrscht dennoch ein Unterschied zwischen fiktiven und tatsächlichen sprachlichen Interaktionssituationen vor, der sich dann in unterschiedlichen kommunikativen Praktiken manifestiert.

53 Vgl. hierzu etwa Kehrein 2015; Kehrein 2019.

Eine Sonderrolle in unseren Daten spielt in seiner sprachbiographischen Schilderung sowie im den sprachlichen Lebenslauf betreffenden Punkt der Primärsozialisation der alte Rostocker Sprecher. Dieser wuchs mit einem simultanen Erwerb von Dialekt und Hochdeutsch bivariety auf, wobei der Dialekt zu Hause stets die größere Rolle gespielt hat. Im Verlauf des Interviews gibt er an, dass bestimmte Teile der Verwandtschaft (Onkel, Tante) ihn im Einschulungsalter angehalten haben, der Schule wegen Hochdeutsch zu sprechen.⁵⁴ Hier ließe sich debattieren, ob der sprachbiographische Einschnitt freiwillig oder erzwungen erfolgte. Der Einfluss dieses Einschnitts scheint aber nur von marginaler Bedeutung für den Sprecher gewesen zu sein, da er für seine kommunikative Praktik im Alltag durchweg den Dialekt präferiert. So wählt der alte Rostocker Sprecher auch im nicht-privaten Bereich überall, wo er *Platt* sprechen kann (und verstanden wird), auch diese Varietät, etwa, so der Sprecher, aus der Bestrebung, Nähe zu schaffen und möglichst niedrigschwellig zu kommunizieren.⁵⁵ Da aber der sprachliche Alltag in der Rostocker Stadt nach Angaben des Sprechers größtenteils auf Hochdeutsch bestritten wird und der Dialekt am Ort rückläufig ist, fällt auch die Varietätenwahl des Sprechers selbst durch solche externen Faktoren häufiger auf Hochdeutsch als auf den Dialekt. Der alte Rostocker gibt damit ein Paradebeispiel von Machas *flexiblem Sprecher*⁵⁶, der in Abhängigkeit der Situation, seines Gegenübers und vor allem dessen (vermuteter) Dialektkompetenz zwischen zwei Varietäten flexibel switcht.

Dieses bivariety sprachliche Verhalten als kommunikative Praktik und damit die Sonderrolle dieses Sprechers zeigt sich auch in Bezug auf die Frage nach der Sprechweise im Interview. Auf die Frage „Was sprechen Sie gerade mit mir?“ antwortet der alte Rostocker so konsequent: „Beides. Ich schnack mal Platt, dann sprech ich wieder Hochdeutsch.“ Der Wechsel scheint hier mehr durch die Themenwahl bedingt zu sein als durch das Gegenüber in der sprachlichen Interaktion. Dass der alte Rostocker sich den am stärksten hörbaren regionalen Akzent von allen hier untersuchten Sprechern aus dem Niederdeutschen zuschreibt (siehe Abb. 4), ist nach diesem Statement nicht verwunderlich.

Diejenigen Sprecher, die bei dieser Frage kein Hochdeutsch angeben, finden sich ausschließlich im oberdeutschen Raum. Hierbei zeichnet sich zusätzlich eine

54 Diese Motivation der hochdeutschen Sprachvermittlung wird durch weitere Untersuchungen zu norddeutschen Dialektsprechern bestätigt, so etwa bei Bieberstedt 2015 und Ehlers 2022, besonders S. 501–502.

55 Einen solchen Befund beschreibt auch Scharioth 2015, S. 308, in den Ergebnissen ihrer Einstellungsstudie zum Niederdeutschen.

56 Vgl. Macha 1991.

Differenz zwischen dem im östlichen Oberdeutschen gelegenen Ingolstadt und im westlichen Oberdeutschen gelegenen Balingen ab. In Ingolstadt gibt nur der im Dialekt primärsozialisierte alte Sprecher an, in der Interviewsituation „etwas verfälschtes Bayerisch“ zu sprechen, während sich die übrigen Ingolstädter Sprecher Bestrebungen in Richtung des Standards (Ingolstadt Mittel: „Es geht schon sehr Richtung Hochdeutsch“/Ingolstadt Jung: „Hochdeutsch mit ein bisschen bairischem Einfluss in der Aussprache“) attestieren. Zu beachten ist, dass keiner der Ingolstädter Sprecher seine Sprechweise so klar als Hochdeutsch „ohne Abstriche“ konzeptualisiert, wie es die niederdeutschen Sprecher angeben.

Im schwäbischen Untersuchungsort Balingen finden sich hingegen bei keinem der Sprecher solche Statements. Alle verbinden die Sprache im privaten und nicht-privaten Bereich sowie die Sprechweise im Interview mit einer lokalen oder regionalen Varietät, die stets mit *Schwäbisch* betitelt wird. So lautet die Antwort auf die Frage „Wie sprechen Sie gerade mit mir?“ vom mittleren Balinger Sprecher: „Gepflegtes Schwäbisch – ich strengte mich schon ein bisschen an.“ Eine ähnliche Aussage findet sich beim alten Balinger Sprecher: „Schwäbisch mit etwas Hochdeutsch, aber mehr Schwäbisch als Hochdeutsch. Ich versuche es so, dass Sie es verstehen.“ Besonders interessant im Kontrast zum alten Rostocker Sprecher ist dabei, dass anhand der Aussagen bei beiden Balinger Sprechern das Gegenüber der ausschlaggebende Grund für den Wechsel (das *sich anstrengen*) ist. Weiterhin gibt der alte Balinger Sprecher an, dass Hochdeutsch zu sprechen für ihn „verkünstelt“ sei. In seinem sprachlichen Lebenslauf gab es nach seiner Rekonstruktion nie einen sprachlichen Wechsel, er habe immer nur Schwäbisch gesprochen. Dies galt auch früher in der Schule oder aktuell mit nicht-ortsansässigen Personen oder sogar Geflüchteten („die müssen Schwäbisch lernen, sonst haben sie hier verloren“). Die oben beschriebene Flexibilität, die beim alten Rostocker Sprecher beobachtbar ist, lässt sich dem alten Balinger Sprecher nicht attestieren. Ähnliches gilt für den mittleren Sprecher aus Balingen, wenngleich in etwas abgeschwächter Form: Er verändert seine Sprechweise nur in Richtung des Standards, wenn das Gegenüber für ihn offenkundig keine Schwäbisch-Kompetenz besitzt („Man schwätzt so lange Schwäbisch, bis man merkt, er versteht es nicht.“). Knöbl weist eine solche Dialektloyalität als typisch für den schwäbischen und gesamten oberdeutschen Raum aus.⁵⁷ Unsere Analysen zeigen, dass sich diesbezüglich

57 Vgl. Knöbl 2006, S. 59. Ähnliche Ergebnisse, die diese These stützen, findet auch Limper (2024) bei einem Sprecher der alten Generation aus dem im Mittelbairischen gelegenen Ort Trostberg.

interregional wie intergenerationell Unterschiede nachweisen lassen und der oberdeutsche Raum potenziell differenziert zu betrachten ist.

Die sozialsymbolische Rolle, die der Dialekt respektive das Schwäbische in der Region spielt, ist eine besondere und umfassendere, als es in den anderen hier untersuchten Gebieten der Fall ist.⁵⁸ Diese Rolle gilt auch für den nicht im lokalen Dialekt, aber in der in seinem Vergleich mit „nicht so breit“ abgeschwächten regionalen Varietät *Schwäbisch* (Regiolekt) primärsozialisierten jungen Balinger Sprecher. In seiner Erzählung zu den Sprechweisen der Schulzeit rekonstruiert der Sprecher zunächst sozialsymbolische Stigmata, die im sozialen Raum mit der von ihm erworbenen und verwendeten Sprechweise Schwäbisch einhergehen: „Junge Leute, die schwäbeln, werden oft gehänselt, als Bauern. Willst nicht dazugehören.“ Er selbst bleibt nach eigenen Angaben aber selbst konstant beim Regiolekt und „schwäbelt“, wie er angibt, durchgehend in allen Lebenslagen. Diese Strategie mag zunächst ungewöhnlich wirken, ist aber eine, die besonders in Studien zur Mehrsprachigkeit häufig beschrieben wurde.⁵⁹ Gründe für dieses Muster können wiederum im sozialsymbolischen Bereich liegen, der einen potenziellen Einfluss auf die (sprachliche) Identität⁶⁰ der Sprecher haben und somit die Wahl der Sprechweise signifikant beeinflussen kann:

Mag man zunächst annehmen, dass die Sprecher [...] die Möglichkeit haben, sich zwischen Identitäten und entsprechenden Sprach(varietäten) zu entscheiden, so sind es doch Attitüden, Sprachbewertungen, die einen sozialen Druck auf die Sprecher ausüben und die Entscheidung erzwingen.⁶¹

Die im Zitat von Koch angesprochene Korrelation von in unserem Fall Varietät und (sprachlicher) Identität wird vom jungen Balinger Sprecher ganz klar thematisiert – ebenso wie der soziale Druck, der durch die *Peers* ausgeübt wird. Interessant ist dieses Beispiel hier deshalb, weil ihm dieser Druck offensichtlich bewusst ist, er seine Sprechweise dennoch nicht ändert. In der objektsprachlichen Terminologie bleibt der Sprecher stets im Regiolekt, der hier nach Koch eine „hybride Redeweise“ darstellt, welcher der Autor einen Symbolcharakter regionaler

58 Gut erkennbar ist dies im regionalen Vergleich direkt anhand der Graufärbung der Zellen in Tabelle 2.

59 Vgl. hierzu etwa Fix 2010; Földes 2013.

60 Zu *Identität* als konstruierter, prozessual verstandener Begriff vgl. neben Koch 2013, S. 17–21, auch Spitzmüller 2022, S. 166. Zur Problematik des Terminus *Identität* selbst und seiner Aufschlüsselung für die Sprachbiographieforschung vgl. die Diskussion bei Scharioth 2015, S. 33–53.

61 Koch 2013, S. 16.

Identität und Loyalität zuschreibt.⁶² „Ein bisschen Schwäbisch“ zu sprechen, auch wenn es, wie der Informant preisgibt, nicht das breite Schwäbisch ist, scheint so die gängige kommunikative Praktik zu sein. Ähnliche Ergebnisse förderte bereits Knöbl in seiner Untersuchung zum Variationsverhalten mittelschwäbischer Schüler:innen zutage, in der er feststellt, dass der stabile Gebrauch jener Mischform oder hybriden Redeweise „weitgehend gruppenbezogene Präferenzen“ indiziert und die Funktion dieses Gebrauchs „in erster Linie im Bereich der Identitäts- und Gruppenkonstitution“ liegt.⁶³ Die oben bereits angesprochene Dialektloyalität, die sich bei diesem Sprecher eher als Loyalität regionaler Sprechweisen insgesamt bezeichnen lässt, ist somit auch in der jungen Generation beobachtbar. Es scheint sich damit um ein intergenerationell stabiles Phänomen innerhalb des Untersuchungsorts zu handeln, welches das Schwäbische gegenüber den anderen Untersuchungsorten und Regionen unserer Analysen abhebt.

4.4 Versuch einer Zusammenführung von Sprachbiographie, Spracherwerbs- und Sprechertypen

Nach der Betrachtung der subjektiven Konzepte regionalsprachlicher Spektren sowie der unterschiedlichen Sprachbiographien und des korrespondierenden sprachlichen Verhaltens soll nun eine Zusammenführung dieser Parameter versucht werden. Dabei steht die Frage im Fokus, inwieweit die sprachliche Sozialisation, die Selbsteinschätzungen und das sprachliche Verhalten der Informanten im Alltag zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Darauf aufbauend sollen zum einen Spracherwerbstypen und zum anderen Sprechertypen identifiziert werden, die sich aus den Analysen ableiten lassen. Wir diskutieren zunächst die verschiedenen Typen und geben am Ende des Abschnitts mit Tabelle 3 eine Übersicht zur Zuordnung von allen von uns untersuchten Sprechern zu Spracherwerbs- und Sprachgebrauchstypen.

Bei der Kategorisierung von sprachlichen Individuen in verschiedene Typen handelt es sich um gängige Praxis in qualitativen Forschungsansätzen. Zur Beschreibung von Spracherwerbstypen wird dabei in der Regel das Kriterium des Erst- oder Zweitspracherwerbs angesetzt.⁶⁴ Dabei können sowohl Mehrsprachigkeitskontexte im Fokus stehen als auch der Erwerb verschiedener Varietäten innerhalb einer Sprache, wie im vorliegenden Beitrag. In seiner Studie zum Zusammenhang von Urbanisierung und rezentem Sprachwandel

62 Koch 2013, S. 16.

63 Knöbl 2012, S. 256.

64 Vgl. zum Beispiel Jürgens 2015; Macha 1991; Bieberstedt 2008.

in Norddeutschland untersucht Bieberstedt⁶⁵ hochdeutsch-niederdeutsche Sprachvariation in der Hamburger Peripherie, genauer im Stadtteil Kirchenwerder. Auf Basis der Mehrsprachigkeitsforschung erarbeitet Bieberstedt ein Modell verschiedener Spracherwerbstypen, mit einer Hauptunterscheidung in einen bilingualen L1-Erwerb, was einem simultanen Erwerb von Niederdeutsch und Hochdeutsch entspricht, und einen monolingualen L1-Erwerb, der einem sukzessiven Erwerb von Niederdeutsch und Hochdeutsch entspricht.⁶⁶ Angelehnt an Bieberstedts Typisierung lassen sich anhand der in der vorliegenden Untersuchung untersuchten Sprecher verschiedene Spracherwerbstypen herausarbeiten, die wie folgt zu charakterisieren sind:

- Typ I: Simultaner Erwerb vom jeweiligen Ortsdialekt und Hochdeutsch
- Typ II: Sukzessiver Erwerb vom jeweiligen Ortsdialekt und Hochdeutsch, wobei die Sprecher immer zuerst den Ortsdialekt und erst später, meist mit dem Schuleintritt, Hochdeutsch erlernt haben.
- Typ III: Ausschließlicher Erwerb des Regiolekt. Diese Sprecher wurden nach eigenen Angaben in einer Mischform aus Dialekt und Hochdeutsch primärsozialisiert.
- Typ IV: Ausschließlicher Erwerb des Hochdeutschen. Diese Sprecher haben nach eigenen Angaben den Dialekt nie erlernt.

Bei den Spracherwerbstypen zeigen sich diatopische Unterschiede zwischen Norden und Süden: Während im Süden nur die Typen II und III vorkommen, ist im Norden hauptsächlich Typ IV vertreten. In Ingolstadt und Balingen finden sich in der hier untersuchten Stichprobe demnach zum einen Sprecher, die zunächst den Ortsdialekt und später (meist mit dem Schuleintritt) Hochdeutsch gelernt haben. Zum anderen sind hier Sprecher auszumachen, die nach eigenen Angaben ausschließlich den Regiolekt erworben haben. Hier hat also in der Sprachsozialisation weder der Dialekt noch (in den meisten Fällen) das Hochdeutsche eine Rolle gespielt.⁶⁷ In Rostock und Oldenburg hingegen ist als dominanter Spracherwerbstyp bei den hier untersuchten Sprechern Typ IV zu ermitteln. So haben sowohl beide Sprecher der mittleren als auch der jungen Generation in ihrer primären Sprachsozialisation nach eigenen Angaben ausschließlich Hochdeutsch gelernt. Die beiden Sprecher der älteren Generation

65 Vgl. Bieberstedt 2008.

66 Vgl. Bieberstedt 2008, S. 48.

67 Da die vorliegende Pilotstudie auf einer vergleichsweise geringen Stichprobengröße beruht, müssten die Ergebnisse durch deutlich größer angelegte Studien überprüft werden.

aus dem Norden sind anderen Spracherwerbstypen zuzuordnen. So hat der alte Rostocker Informant in seiner primären Sprachsozialisationsphase simultan Dialekt und Hochdeutsch erworben (Typ I) und der alte Oldenburger Sprecher hat bis zur Einschulung ausschließlich Dialekt gesprochen (Typ II).

Die hier ermittelten Spracherwerbstypen geben Hinweise auf den unterschiedlich ausgeprägten Stellenwert der Varietät Dialekt in den verschiedenen Regionen. Während der Dialekt in den südlichen Regionen häufiger an jüngere Generationen weitergegeben wird, ist dies im Norden nicht mehr der Fall. So hat lediglich der junge Sprecher aus Rostock in der Schule etwas Plattdeutsch/Dialekt gelernt, in der Familie wurde bei den hier untersuchten Sprechern der mittleren und jüngeren Generation aber kein Dialekt mehr mit den Kindern gesprochen.

Nach der Betrachtung des Spracherwerbs wird nun diskutiert, wie die Varietäten Dialekt, Regiolekt und Hochdeutsch (sofern jeweils erworben) von den untersuchten Sprechern in verschiedenen Situationen des Alltags kommunikativ verwendet werden. Hierbei wird ebenfalls überprüft, ob sich anhand der untersuchten Daten verschiedene Sprachgebrauchstypen identifizieren lassen. In Anlehnung an Jürgens⁶⁸, die für das Niederdeutsche die Kategorien „Alltagssprecher“, „Gelegenheitssprecher“ und „Freizeitsprecher“ als individuelle Sprachgebrauchstypen unterscheidet, werden hier etwas modifizierte Typen der folgenden Art angelegt:

1. *Alltagssprecher*

- Relativ konstanter Gebrauch der lokalen (Dialekt) oder regionalen (Regiolekt) Varietät; tägliche Verwendung trotz sich ggf. wandelnder Lebensumstände
- Verwendung von Dialekt/Regiolekt in Verwandtschaft und Familie, Nachbarschaft und ggf. Verein oder Freizeitaktivitäten

2. *Gelegenheitssprecher*

- Nur sporadische Verwendung des Dialekts oder Regiolekts
- Veränderungen des Gebrauchs zum Interviewzeitpunkt im Vergleich zum Alter des Erstspracherwerbs
- Starke Rückläufigkeit der lokalen oder regionalen Varietät in privaten Bereichen sowie im Arbeits- und Freizeitbereich

3. *Freizeitsprecher*

- Kein direkter Rückgang des Dialekt- oder Regiolektgebrauchs, aber Verlagerung in bestimmte Bereiche

68 Vgl. Jürgens 2015, S. 175–195, S. 375–376.

- „kompensatorischer Dialektausbau im kulturellen und institutionellen Bereich.“⁶⁹
- Starke Rückläufigkeit der lokalen oder regionalen Varietät im privaten Bereich, Arbeits- und Lokalbereich bei stärkerer Verwendung im institutionalisierten Freizeitbereich (Verein, Theater, Lesungen etc.)

Als vierten Sprachgebrauchstypen möchten wir den Hochdeutschsprecher vorschlagen, der wie folgt zu charakterisieren ist:

4. Hochdeutschsprecher

- Sprachgebrauchskonzept: Hochdeutsch
- Kein Erwerb einer lokalen oder regionalen Varietät
- Verwendung von vereinzelt Floskeln und regionaler Lexik (z. B. *moin*) als einzeln eingestreute regionale Elemente im sonst hochdeutschen Sprachgebrauchskonzept

Da ein Auswahlkriterium der Gewährspersonen bei Jürgens⁷⁰ eine vorhandene Niederdeutschkompetenz war und somit Sprecher:innen ohne Dialektkompetenz nicht berücksichtigt wurden, kann der Typ Hochdeutschsprecher in ihrer Untersuchung nicht auftreten.

Beim Blick in den norddeutschen Raum fällt auf, dass analog zu den Spracherwerbstypen beide Sprecher der mittleren und jüngeren Generation in Oldenburg und Rostock dem neu eingeführten Sprachgebrauchstyp Hochdeutschsprecher zuzuordnen sind. Sie verfügen nach eigener Einschätzung über keine lokale oder regionale Varietät und sprechen demnach in allen Situationen ihr Hochdeutsch. Der alte Rostocker Sprecher lässt sich der Kategorie Alltagssprecher Dialekt zuordnen, da er nach Möglichkeit in den meisten Situationen am liebsten seinen Dialekt spricht. Nach eigener Einschätzung fällt ihm ein Wechsel zwischen seinem Dialekt und seinem Hochdeutsch sehr leicht und er kann sich an sein Gegenüber sprachlich anpassen. Dies ist in Bezug auf seinen Spracherwerb durch den simultanen Erwerb von Dialekt und Hochdeutsch plausibel erklärbar. Der alte Oldenburger Sprecher lässt sich in die Kategorie Gelegenheitsprecher Dialekt einsortieren. Er spricht nur im privaten Bereich seinen Dialekt, verwendet in öffentlicheren Kommunikationssituationen hingegen sein gesprochenes Äquivalent zum Konzept Hochdeutsch. Auch dieser Sprachgebrauchstyp passt zum Spracherwerbstyp II, hat der Sprecher doch genau diese Verwendung

⁶⁹ Jürgens 2015, S. 375.

⁷⁰ Vgl. Jürgens 2015, S. 40.

der Varietäten gelernt: Zu Hause wird Dialekt gesprochen und in der Schule Hochdeutsch.

Anders fällt die Kategorisierung der Sprecher im Süden aus. Hier lassen sich fast alle untersuchten Sprecher dem Typus Alltagssprecher zuordnen, allerdings mit etwas unterschiedlich ausgeprägten Verwendungsmustern der einzelnen Varietäten. So verwenden die beiden Sprecher der älteren und mittleren Generation in Ingolstadt ihren Dialekt im privaten Bereich und den Regiolekt im öffentlichen Bereich.⁷¹ Beide sind dem Spracherwerbstyp II zuzuordnen und haben zunächst den Dialekt gelernt. Die rezente Verwendung einer hochdeutsch-näheren Sprechweise (Regiolekt) in öffentlicheren Situationen entspricht dem Spracherwerbsmuster, dass in der Schule nicht der Dialekt gesprochen wird. Der junge Sprecher aus Ingolstadt kann als Gelegenheitssprecher eingruppiert werden, da er nur im Privaten seinen Regiolekt spricht, dieser also klar in diesen Bereich verlagert wird und auch hier an Domänen zu verlieren scheint. Im öffentlichen Bereich verwendet er diejenige Sprechlage, die er als *Hochdeutsch* konzeptualisiert. Auch bei ihm ist der Spracherwerbstyp III – er hat nur die Varietät Regiolekt erlernt – prägend für die Sprachverwendung im Erwachsenenalter. Recht ähnlich verhält es sich bei den Balinger Sprechern. Hier lassen sich alle Informanten als Alltagssprecher kategorisieren, wobei sich im Sprachgebrauch von Generation zu Generation eine leichte Verschiebung der verwendeten Varietäten feststellen lässt. Während der älteste Sprecher aus Balingen seinen Dialekt nach eigenen Angaben möglichst in allen Situationen verwendet und nur eine leichte Annäherung ans Hochdeutsche anstrebt, wenn er nicht verstanden wird, verwendet der Sprecher der mittleren Generation konstant Dialekt oder Regiolekt, wobei sich der Dialekt tendenziell mehr auf den privaten und der Regiolekt mehr auf den öffentlichen Bereich verteilt. Der junge Balinger Sprecher gibt an, in allen Kommunikationssituationen konstant seinen Regiolekt zu verwenden, den er als einzige Varietät erworben hat (Spracherwerbstyp III).

Die folgende Tabelle liefert abschließend eine Übersicht über die soeben diskutierte Zuordnung der untersuchten Sprecher zu den genannten Spracherwerbs- und Sprachgebrauchstypen.

71 Der mittlere Sprecher aus Ingolstadt gibt lediglich auf die Frage nach seiner Sprachverwendung während der Erhebungssituation des Interviews an, dass er momentan Hochdeutsch spreche. Diese Frage am Ende des sprachbiographischen Interviews überrascht ihn (ebenso wie viele andere Sprecher) aber sehr und evoziert die Nennung seines Konzeptes von Hochdeutsch.

Tabelle 3: Gegenüberstellung von Spracherwerbs- und Sprachgebrauchstypen

Ort	Generation	Spracherwerbstyp	Sprachgebrauchstyp	Fällt der Wechsel leicht?	
				„oben nach unten“	„unten nach oben“
Rostock	Alt	I	Alltagssprecher (Dialekt)	👍	👍
	Mittel	IV	Hochdeutschsprecher	–	–
	Jung	IV	Hochdeutschsprecher	–	–
Oldenburg	Alt	II	Gelegenheitssprecher (Dialekt)	👍	👍
	Mittel	IV	Hochdeutschsprecher	–	–
	Jung	IV	Hochdeutschsprecher	–	–
Ingolstadt	Alt	II	Alltagssprecher (Dialekt/Regiolekt)	👍	👍
	Mittel	II	Alltagssprecher (Dialekt/Regiolekt)	👍	👎
	Jung	III	Gelegenheitssprecher (Regiolekt)	👍	👍
Balingen	Alt	II	Alltagssprecher (Dialekt)	👍	👎
	Mittel	II	Alltagssprecher (Dialekt/Regiolekt)	👍	👎
	Jung	III	Alltagssprecher (Regiolekt)	👎	👍

Die Zusammenführung von Spracherwerbstypen und Sprachgebrauchstypen kann zeigen, dass sich bei allen hier untersuchten Sprechern die erlernten Varietäten und ihre Verwendungsweisen auch im Erwachsenenalter im Alltag widerspiegeln. So zeigt sich die kommunikative Relevanz der einzelnen Varietäten in den Sprachgebrauchstypen. Die Sprachbiographien der Informanten sind von Region zu Region zwar zum Teil sehr unterschiedlich, gleichwohl ergeben alle Narrationen ein jeweils in sich schlüssiges Bild der aktiven Sprachverwendung in Bezug auf den Spracherwerb.

5 Diskussion, Fazit und Ausblick

In der vorliegenden Studie wurde grundlegend die Frage danach gestellt, inwieweit die sprachliche Sozialisation, die Selbsteinschätzungen und das sprachliche Verhalten im Alltag von Informanten aus verschiedenen Regionen Deutschlands

in Beziehung gesetzt werden können. Die Innovation der Studie ist dabei der Vergleich der Regionen, respektive der Blick darauf, ob sich tendenziell regionale Unterschiede abzeichnen. Als Gesamtergebnis ist diesbezüglich festzuhalten, dass in allen Regionen eine Wechselbeziehung von Spracherwerb, Selbsteinschätzung und sprachlichem Verhalten grundsätzlich beobachtbar ist. Diese Beobachtung erlaubt sogar (in einem Generalisierungsversuch) Hypothesen zur Sprachgebrauchstypenbildung. Angelehnt wurden die Sprachgebrauchstypen an die von Jürgens, die explizit für Sprecher aus dem nordniederdeutschen Raum mit einer Niederdeutschkompetenz erstellt wurden.⁷² Jene Typen lassen sich folglich im regionalen Vergleich nur schwer auf Sprecher aus anderen Regionen und mit unterschiedlichen linguistischen Hintergründen projizieren, so dass eine Erweiterung der Sprachgebrauchstypen für verschiedene Regionen und sozio-linguistische Hintergründe nicht nur fruchtbar, sondern auch nötig erscheint.

Generell ließen sich regionale Unterschiede in allen von uns analysierten Bereichen (subjektive Konzepte regionalsprachlicher Spektren, Selbsteinschätzungen aktiver und passiver Dialektkompetenz und Akzentstärke, Spracherwerb und sprachliches Verhalten) feststellen.

Bei der Abfrage der subjektiven Konzepte regionalsprachlicher Spektren am jeweiligen Ort zeigt sich zunächst, dass der Dialekt in der ortsüblichen Bezeichnung und die Standardvarietät, stets *Hochdeutsch* genannt, als die zwei Extrempole des Spektrums subjektiv überregional Gültigkeit beanspruchen. Alle Sprecher konzeptualisieren einen unteren und einen oberen Pol (mit Ausnahme des alten Ingolstädters). Das Konzept eines mittleren Bereichs des variativen Spektrums, der in der objektsprachlichen Terminologie der Regionalsprachenforschung als *Regiolekt* bezeichnet wird, hat sich in unseren Analysen hingegen als stark regionsabhängig erwiesen. Dieser Unterschied zeigt sich zunächst überhaupt in der Existenz eines solchen Bereichs, der in den oberdeutschen Regionen von allen Sprechern konzeptualisiert wird. Dagegen wird ein solcher Bereich in den niederdeutschen Regionen nur von der Hälfte der Sprecher (unterschiedlich auf die Orte verteilt) konzeptualisiert. Kehrein weist bei den aus objektsprachlichen Analysen hergeleiteten regionalsprachlichen Spektren für Teile des niederdeutschen Raums, ebenso wie die Hälfte unserer niederdeutschen Informanten es konstruieren, ein zweistufiges (diglossisches) Spektrum nach.⁷³ Für den Süden wurden hingegen sowohl in objektsprachlich angelegten Studien als auch subjektsprachlich durch

72 Vgl. Jürgens 2015, S. 40.

73 Vgl. Kehrein 2012, S. 346; Kehrein 2019, S. 126.

unsere Informanten aus den oberdeutschen Regionen mehrstufige Spektren konzeptualisiert.⁷⁴

Darüber hinaus zeigen sich regionale Unterschiede in der Richtung der Konzeptualisierungen – sofern sie vorhanden sind. Wird im niederdeutschen Raum von unseren Sprechern ausschließlich mit Hochdeutsch als Ausgangsvarietät *von oben nach unten* konzeptualisiert, wählen die oberdeutschen Sprecher den Dialekt als Ausgangsvarietät und konzeptualisieren den mittleren Bereich *von unten nach oben*. Insgesamt konstruieren die drei Sprecher aus dem schwäbischen Balingen dabei die ortsintern homogensten Konzepte. Das neue Forschungsergebnis der Konzeptualisierungsrichtungen des mittleren Bereichs im variativen Spektrum kann Aufschluss darüber geben, welchen Stellenwert eine bestimmte Varietät oder Sprechlage für ein Individuum hat. Würden diese Richtungen mit einer höheren Zahl repräsentativer Sprecher:innen für bestimmte soziale Gruppen und Regionen quantifiziert, ließen sich hieraus makrostrukturelle Tendenzen ableiten, die wiederum variationslinguistische Prognosen und Erklärungen erlauben.

Bei den Selbsteinschätzungen der Dialektkompetenz und der Stärke des regionalen Akzents zeigt sich im Gesamtbild, dass alle Einschätzungen der Sprecher aus dem oberdeutschen Raum höher ausfallen als die der Sprecher aus dem niederdeutschen Raum. Besonders auffällig ist bei den Sprechern aus Oldenburg und Rostock die (bis auf die Ausnahme der alten Sprecher) kaum vorhandene aktive Beherrschung des örtlichen Dialekts. Bei den Sprechern aus den oberdeutschen Orten Balingen und Ingolstadt sprechen sich die alte und mittlere Generation hingegen eine fast perfekte aktive Dialektkompetenz zu. Bei den beiden jungen Sprechern fallen die Urteile zwar schlechter aus, eine grundlegende Kompetenz ist aber dennoch nach eigener Einschätzung bei beiden vorhanden. Diese subjektiven Befunde spiegeln sich auch in objektsprachlichen Analyseergebnissen wider. So etwa bei Schmidt, der ein Süd-Nord-Gefälle der aktiven Dialektbeherrschung beschreibt. Gemeint ist mit diesem Gefälle ein eher voranschreitender Dialekt- und Dialektkompetenzabbau im Norden der BRD im Vergleich zum Süden, der sich zudem auch als Gefälle von der alten zur jungen Generation von Sprechern zeigt.⁷⁵ Die Frage ist nun, ob die bei uns und bei Schmidt beobachtbare generationelle Abnahme der Dialektkompetenz auch in der Selbsteinschätzung mit dem Alter als Faktor in Zusammenhang steht, oder die Generationsgruppen

74 Vgl. Kehrein 2019, S. 126; explizit für Ingolstadt Limper 2024. Ganswindt/Limper/Vorberger 2021 zeigen indes, dass inter- sowie intraregional durchaus große Unterschiede im Vergleich subjektiver Konzepte und objektsprachlicher Spektrumsstrukturen herrschen können.

75 Vgl. Schmidt 2017.

(NORMs, Polizisten und Abiturienten) mit den unterschiedlichen beruflichen Fähigkeiten und Anforderungen im Alltag eine zu heterogene Gruppe sind, um das beantworten zu können. Unsere Ergebnisse zeigen zumindest, dass der wesentlich seltenere bis nicht vorhandene Dialekterwerb in der Primärsozialisation der jüngeren Sprecher ein entscheidender Faktor für das sprachliche Verhalten im Alltag und damit auch die Dialektkompetenz ist. Erwerben Sprecher eine regionale Varietät in der Primärsozialisation, kann es auch bei der jüngeren Generation durchaus möglich sein, dass diese die im sprachlichen Alltag bevorzugte Varietät bleibt. Dies zeigt in unseren Analysen vornehmlich der junge Balinger Sprecher, der sich mit einem mittleren Wert von 3 (s. Abb. 5) im Vergleich zu der alten Generation zwar selbst nicht mehr als (basis-)dialektal kompetent einschätzt („vielleicht konnte ich’s mal, hab’s aber dann verlernt“), aber dafür konstant in der (im Vergleich zum Dialekt) neuen und von ihm gelernten wie alltäglich verwendeten regionalen Varietät Regiolekt bleibt.

Es zeigen sich auch bei den Versuchen, Selbsteinschätzung und Spracherwerb in Zusammenhang zu setzen, erhebliche regionale Unterschiede. So wachsen in den von uns untersuchten niederdeutschen Regionen die älteren Sprecher mit Dialekt und Hochdeutsch auf. Die mittleren und jüngeren (i. d. R.) nur noch mit (subjektivem) Hochdeutsch. In den oberdeutschen Regionen wird der Dialekt z. T. noch bis zur jungen Generation weitergegeben.⁷⁶ Das schlägt sich auch im sprachlichen Verhalten der Sprecher nieder. So konnte in unseren Analysen eine generelle Zunahme der Dialektrelevanz von Nord nach Süd in der Primärsozialisation und im kommunikativen Alltag gezeigt werden. Gleichzeitig konstatieren die Sprecher aller Regionen eine Zunahme der Standardrelevanz bei simultaner Zunahme des Formalitätsgrads, vor allem in der direkten Interaktion der Interviewten mit den Explorator:innen. Wie bereits erwähnt, müssen alle subjektiven Daten und Erzählungen immer mit einer gewissen objektiven Skepsis betrachtet werden, und zwar sowohl bei subjektiven Rekonstruktionen und Einschätzungen der Kompetenz als auch der Performanz. So beleuchtet König sprachbiographische Interviews aus interaktionaler Perspektive, also nicht nur die Rekonstruktion der sprachlichen Biographie, sondern auch die Konstruktion des Sprachverhaltens in situ, also nicht nur in der Rekonstruktion, sondern quasi in situ. König spricht bei diesem Phänomen dann von „spontaner Mündlichkeit“.⁷⁷

76 Welche außersprachlichen sozialen Faktoren die Entscheidung des primären sozialen Umfelds (in der Regel die Eltern und Großeltern) beeinflussen, den Dialekt als standardfernste und nur lokal oder kleinregional verbreitete Varietät weiterzugeben oder nicht, bleibt dabei vorerst empirisch unbeantwortet.

77 König 2017, S. 204.

Informanten können demnach ihre Performanz spontan so gestalten, dass sie den antizipierten Erwartungen der Explorator:innen entsprechen und somit „eine Negativkategorisierung durch ihr Gegenüber ausschließen.“⁷⁸ Dieser Effekt kann besonders bei der letzten Frage im Interview („Wie sprechen Sie gerade mit mir?“) eine entscheidende Rolle bei der Wahl der Antwort spielen.

Eine grundlegende Herausforderung im Vorgehen dieser Studie bleibt die Generalisierbarkeit oder Quantifizierung qualitativer Daten. Der Anspruch, aus mikrostrukturellem, individuellem sprachlichem Handeln oder Verhalten makrostrukturelle (beispielsweise auf die jeweilige Region Schwäbisch oder Nordniederdeutsch oder verschiedene Altersgruppen) Regelmäßigkeiten herzuleiten, ist ein der Variations- und Soziolinguistik bekanntes Problem. Dieses betrifft makrostrukturelle Sprachwandeltheorien ebenso wie mikrostrukturelle Theorien zur variationslinguistischen Phänomenerklärung.⁷⁹

Auch Bieberstedt thematisiert das von uns beobachtete Problem in der variationslinguistisch angelegten Sprachbiographieforschung. Der Autor präsentiert hierfür Lösungsansätze, die sich auf eine repräsentative Sprecherauswahl und größere Datenmengen konzentrieren.⁸⁰ Ein Anspruch, der auch für die vorliegende Studie nachfolgend geltend gemacht werden muss: Nur durch weitere, quantifizierbare Daten individueller Sprecher:innen aus den jeweiligen Regionen können die mikrostrukturellen Ergebnisse, die hier gezeigt wurden, makrostrukturell validiert (oder falsifiziert) werden.⁸¹ Ein nächster Schritt unsererseits wird daher sein, die Ergebnisse anhand von anderen Sprechern weiterer Ortspunkte in den jeweils selben Regionen zu überprüfen und den hier vorgestellten Pilot dadurch zu erweitern. Besonders interessant erscheinen hierfür die südlicheren Regionen der BRD, in denen der Dialekt eine große Rolle im Alltag spielt, für die aber (anders als im niederdeutschen Raum) noch keine vergleichbaren Studien vorliegen.

78 König 2017, S. 207.

79 Vgl. Kasper/Purschke 2017. Die Autoren fordern in dem Beitrag eine Differenzierung von unintendiertem sprachlichen Verhalten und intendiertem sprachlichen Handeln. Gelingt eine solche Differenzierung, brächte dies vor allem für die Untersuchung des sprachlichen Alltags von Gewährspersonen enorme Vorteile und Erklärungskraft.

80 Vgl. Bieberstedt 2017, S. 71–72. Vgl. dazu die Beiträge von Bieberstedt/Ehlers/Kenzler/Schröder sowie von Bieberstedt in diesem Band.

81 Weitere Variablen der (individuellen) Mikroebene, die eine Erklärungskraft für sprachliches Verhalten (oder Handeln) haben können, sind etwa Wahrnehmung und Wahrnehmungswert sprachlicher Phänomene (Salienz/Pertinenz), Wissen, Einstellungen, Mobilität, Stolz und Identität der einzelnen Sprecher:innen. Einige dieser Variablen werden bereits in den in der Einleitung dieser Studie genannten variationslinguistischen Projekten erfasst, so etwa Mobilität und Stolz im *SDATS-Projekt*.

Die Ergebnisse des Pilots fördern dennoch klare Tendenzen zutage, die für solche Anschlussstudien wertvolle Anhaltspunkte liefern. So beeinflusst die soziolinguistische Situation der jeweiligen sprachlichen respektive regionalen Räume als (Makro-)Struktur unseren Analysen zufolge die (mikrostrukturellen) individuellen Spracherwerbs- und Sprechertypen offensichtlich maßgeblich. Zukünftig könnten sich daher auch internationale Regionenvergleiche im deutschsprachigen D-A-CH-Raum als äußerst gewinnbringend erweisen, da etwa in der deutschsprachigen Schweiz andere (nämlich in der Regel diglossische) variationslinguistische Verhältnisse herrschen als im Großteil der BRD.⁸² Ausnahmen bilden hierbei Teile des niederdeutschen Raumes, in denen etwa Kehrein ebenso diglossische Verhältnisse (s. o.) nachweist. Ein Vergleich jener diglossischer Regionen im Norden Deutschlands mit diglossischen Regionen der Deutschschweiz erscheint insofern fruchtbar, als nicht davon auszugehen ist, dass überall dort, wo objektsprachlich Diglossie herrscht, auch subjektsprachlich dieselben Konzepte oder kommunikativen Praktiken nachweisbar sind. So wurden etwa in der deutschsprachigen Schweiz ähnliche Bestrebungen von Sprecher:innen zum *Code-Switching* und zur Code-Hybridisierung beobachtet, wie unsere Analysen es bei den Sprechern aus dem schwäbischen Balingen gezeigt haben, keineswegs aber bei den Sprechern aus den niederdeutschen Orten, bei denen eine Tendenz zur klaren bilateralen Trennung von Dialekt und Standardsprache vorherrscht.⁸³

Der in der vorliegenden Studie verfolgte integrative Ansatz kann in jenen Vergleichen als *Mixed-Methods*-Modell Licht in solche Gegebenheiten bringen. In Modellen wie dem hier gewählten bedingen sich Sprache und Gesellschaft gegenseitig und sind reziprok aufeinander bezogen. Dabei wird nach Spitzmüller davon ausgegangen, dass

gesellschaftliche Akteur:innen in ihrem sprachlichen Handeln von sozialen Spielräumen und Zuschreibungen eingeschränkt sind, die die sprachlichen Ressourcen betreffen, über die sie verfügen. Gleichzeitig aber können sie mit ihrem kommunikativen Handeln – im Rahmen dieser Möglichkeiten – Gesellschaft mitgestalten.⁸⁴

Welche sozialen Spielräume und Zuschreibungen es sind, die Sprecher:innen als individuelle gesellschaftliche Akteur:innen einschränken, ob diese im Raum immer dieselben sind und dann über verschiedene strukturelle soziologische Variablen wie Alter und Region stabil oder veränderlich sind, bleiben vorerst Desiderate der Variationslinguistik und der Sprachbiographieforschung.

82 Vgl. Christen 2019.

83 Vgl. zur Situation in der Deutschschweiz Christen 2014; Petkova 2016.

84 Spitzmüller 2022, S. 245.

Literaturverzeichnis

- Adamzik, Kirsten/Roos, Eva: Biographie linguistique – Biographies langagières – Biographies linguistiques – Sprachbiographien. Neuchâtel 2002.
- Betten, Anne: Sprachbewahrung nach der Emigration – das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil I: Transkripte und Tondokumente (Phonai; 42). Tübingen 1995.
- Betten, Anne/Du-nour, Miryam: Sprachbewahrung nach der Emigration – das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente (Phonai; 45). Tübingen 2000.
- Bieberstedt, Andreas: Hochdeutsch-niederdeutsche Sprachvariation in der Hamburger Peripherie. Zum Zusammenhang von Urbanisierung und rezentem Sprachwandel in Norddeutschland. In: Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hrsg.): Sprechen, Schreiben, Hören – zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Wien, 20.–23. September 2006. Wien 2008, S. 37–61.
- Bieberstedt, Andreas: „In meinem Elternhaus wurde nur Plattdeutsch gesprochen“. Sprachbiographische Konzeptionen Hamburger Dialektsprecher zum frühen Spracherwerb. In: Langhanke, Robert (Hrsg.): Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks. Bielefeld 2015, S. 205–237.
- Bieberstedt, Andreas: Lebenslauf und Sprachbiographie. Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft. Beiträge zur Sprach- und Medienwissenschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 47–80.
- Bochmann, Klaus/Dumbrava, Vasile: Sprachliche Individuation in mehrsprachigen Regionen Osteuropas. 1. Republik Moldova. Leipzig 2007.
- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Übersetzt von Cordula Pialoux und Bernd Schwibs. Frankfurt a. M. 2009. [Original: Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle. Genf 1972]
- Chambers, Jack/Trudgill, Peter: Dialectology. Cambridge 1998.
- Christen, Helen: „Die hiesige Mundart ist nicht ganz so gezogen wie diejenige von Schwyz“. Metakommunikate und das Sprachraumwissen von Laien. In: Bühler, Rudolf/Bürkle, Rebekka/Leonhardt, Nina Kim (Hrsg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 49). Tübingen 2014, S. 35–54.

- Christen, Helen: Alemannisch in der Schweiz. In: Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): *Language and Space. Sprache und Raum. Band 4: Deutsch (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/Handbooks of Linguistics and Communication Science; 30.4)*. Berlin/New York 2019, S. 246–279.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: *Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem zweiten Weltkrieg. Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen. Teil 2: Sprachgebrauch und Sprachwahrnehmung*. Berlin 2022.
- Fix, Ulla: Identität durch Sprache – eine nachträgliche Konstruktion? In: Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hrsg.): *Sprachidentität. Identität durch Sprache*. Tübingen 2003, S. 107–123.
- Fix, Ulla: Sprachbiographien als Zeugnisse von Sprachgebrauch und Sprachgebrauchsgeschichte. Rückblick und Versuch einer Standortbestimmung. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 40/160 (2010), S. 10–28.
- Földes, Csaba: Sprachliche Praktiken im Spannungsfeld von Variation und Mehrsprachigkeit. Ein Beitrag zur Empirie. In: Schneider-Wiejowski, Karina/Kellermeier-Rehbein, Birte/Haselhuber, Jakob (Hrsg.): *Vielfalt, Variation und Stellung der deutschen Sprache*. Berlin/Boston 2013, S. 119–141.
- Franceschini, Rita: Sprachbiographien. Erzählungen über Mehrsprachigkeit und deren Erkenntnisinteresse für Spracherwerbsforschung und die Neurobiologie der Mehrsprachigkeit. In: Adamzik, Kirsten/Roos, Eva (Hrsg.): *Biographie linguistique – Biographies langagières – Biographies linguistiques – Sprachbiographien*. Neuchâtel 2002, S. 19–33.
- Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna: *Leben mit mehreren Sprachen – Vivre avec plusieurs langues. Sprachbiographien – Biographies langagières (Transversales; 9)*. Bern 2004.
- Ganswindt, Brigitte: *Landschaftliches Hochdeutsch. Rekonstruktion der oralen Prestigevarietät im ausgehenden 19. Jahrhundert (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte; 168)*. Stuttgart 2017.
- Ganswindt, Brigitte/Kehrein, Roland/Lameli, Alfred: *Regionalsprache.de (REDE)*. In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hrsg.): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*. Berlin/Boston 2015, S. 425–453.
- Ganswindt, Brigitte/Limper, Juliane/Vorberger, Lars: *Subjektiv-objektsprachliche Spektren im Raum*. In: Hoffmeister, Toke/Hundt, Markus/Naths, Saskia (Hrsg.): *Laien, Wissen, Sprache. Theoretische, methodische und domänenspezifische Perspektiven (Sprache und Wissen; 50)*. Berlin/New York 2021, S. 305–335.
- Hundt, Markus: *Struktur und Komplexität des linguistischen Laienwissens*. In: Hundt, Markus/Palliwoda, Nicole/Schröder, Saskia (Hrsg.): *Der deutsche*

- Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projektes. Berlin/Boston 2017, S. 121–159.
- Jürgens, Carolin: Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg (Deutsche Dialektgeographie; 119). Hildesheim [u. a.] 2015.
- Kasper, Simon/Purschke, Christoph: Reflexionen zum variationslinguistischen Erklärungs-begriff. In: Christen, Helen/Gilles, Peter/Purschke, Christoph (Hrsg.): Räume, Grenzen, Übergänge. Akten des 5. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte; 171). Stuttgart 2017, S. 185–213.
- Kehrein, Roland: Regionalsprachliche Spektren im Raum – zur linguistischen Struktur der Vertikale (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte; 152). Stuttgart 2012.
- Kehrein, Roland: Deutsche Regionalakzente – ihre Entstehung, Form und mögliche Weiterentwicklung. In: Elmentaler, Michael/Hundt, Markus/Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte; 158). Stuttgart 2015, S. 453–477.
- Kehrein, Roland: Areale Variation im Deutschen „vertikal“. In: Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): Language and Space. Sprache und Raum. Band 4: Deutsch (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/Handbooks of Linguistics and Communication Science; 30.4). Berlin/New York 2019, S. 121–158.
- Knöbl, Ralf: Binnensprachliche Variation. Code Switching und Mixing im Schwäbischen. In: Wolff, Dieter (Hrsg.): Mehrsprachige Individuen – vielsprachige Gesellschaften (Forum Angewandte Linguistik; 47). Frankfurt a. M. [u. a.] 2006, S. 59–85.
- Knöbl, Ralf: Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktionen von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse (OraLingua; 1). Heidelberg 2012.
- Koch, Günther: Sprachsymbolische Identitätskonstruierung in Sprachbiographien. In: Koch, Günther (Hrsg.): Sprachminderheit, Identität und Sprachbiographie (Sprachen im Kontakt; 1). Regensburg 2013, S. 11–24.
- König, Katharina: Das sprachbiographische Interview als Interaktion. Eine gesprächsanalytische Perspektive auf ein Forschungsinstrument. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft. Beiträge zur Sprach- und Medienwissenschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 199–223.

- Lameli, Alfred: Strukturen im Sprachraum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland (Linguistik – Impulse und Tendenzen; 54). Berlin/Boston 2013.
- Lanwer, Jens Philipp/Coussios, Georgios: Kommunikative Praxis, soziale Gruppe und sprachliche Konventionen. In: Neuland, Eva/Schlobinski, Peter (Hrsg.): Handbuch Sprache in sozialen Gruppen. Berlin/Boston 2017, S. 126–148.
- Limper, Juliane: Regionalsprachliche Spektren im Bairischen (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte; 195). Stuttgart 2024.
- Löffler, Heinrich: Dialekt und regionale Identität. Neue Aufgaben für die Dialektforschung. In: Ernst, Peter/Patocka, Franz (Hrsg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien 1998, S. 71–86.
- Löffler, Heinrich: Sind Soziolekte neue Dialekte? Zum Aufgabenfeld einer nachsoziolinguistischen Dialektologie. In: Schöne, Albrecht (Hrsg.): Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses, Göttingen 1985. Bd. 4: Sprachnormen. Lösbare und unlösbare Probleme. Tübingen 1986, S. 232–239.
- Macha, Jürgen: Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister. Köln 1991.
- Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim [u. a.] 2015.
- Meng, Katharina: Russlanddeutsche Sprachbiographien. Untersuchung zur sprachlichen Integration von Aussiedlerfamilien. Unter Mitarbeit von Ekaterina Protassova. Tübingen 2001.
- Petkova, Marina: Multiples Code-Switching. Ein Sprachkontaktphänomen am Beispiel der Deutschschweiz. Die Fernsehberichterstattung zur »Euro 08« und andere Vorkommenskontexte aus interaktionsanalytischer Perspektive (OraLingua; 14). Heidelberg 2016.
- Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid: Sprache – Einstellung – Regionalität. In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht/Schoel, Christiane/Stahlberg, Dagmar (Hrsg.): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Mit einer Sprachstandserhebung zum Deutschen von Gerhard Stickel (Studien zur Deutschen Sprache; 61). Tübingen 2012, S. 9–118.
- Reitemeier, Ulrich: Aussiedler treffen auf Einheimische. Paradoxien der interaktiven Identitätsarbeit und Vorenthaltung der Marginalitätszuschreibung in Situationen zwischen Ausländern und Binnendeutschen (Studien zur deutschen Sprache; 34). Tübingen 2006.
- Scharioth, Claudia: Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen

- in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern (Deutsche Dialektgeographie; 120). Hildesheim [u. a.] 2015.
- Schmidt, Jürgen Erich: Vom traditionellen Dialekt zu den modernen deutschen Regionalsprachen. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hrsg.): Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache. Zweiter Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Tübingen 2017, S. 103–141.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung (Grundlagen der Germanistik; 49). Berlin 2011.
- Schröder, Ingrid: Sprachbiografie und Spracheinstellung. Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt? In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hrsg.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2018). Berlin [u. a.] 2019, S. 99–120.
- Spitzmüller, Jürgen: Soziolinguistik. Eine Einführung. Heidelberg 2022.
- Stoeckle, Philipp: Subjektive Dialekräume im alemannischen Dreiländereck. Hildesheim [u. a.] 2014.
- Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: Bulletin suisse de linguistique appliquée 76 (2002), S. 1–14.
- Treichel, Bärbel: Die linguistische Analyse autobiographischen Erzählens in Interviews und die Anwendung narrationsanalytischer Erkenntnisse auf Probleme von Studienkarrieren. Tübingen 1996.
- Werlen, Iwar: Sprachbiographien von Ausländern der zweiten Generation. Arbeitsbericht zu einem soziolinguistischen Projekt. Unter Mitarbeit von M. Bahler [u. a.]. Bern 1986.
- Wiesinger, Peter: Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 1.2). Berlin/New York 1983, S. 807–899.
- Wirrer, Jan: Sprecherbiographie, soziales Alter und kommunikative Netzwerke. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft. Beiträge zur Sprach- und Medienwissenschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 81–104.
- Ziegler, Evelyn: Sprachgebrauch – Sprachvariation – Sprachwissen. Eine Familienfallstudie. Frankfurt a. M. [u. a.] 1996.

Charlotte Rein

Wie der Vater, so der Sohn ... oder die Tochter!? Zur Weitergabe regionaler Sprachvarietäten in rheinischen Familien aus subjekt- und objektsprachlicher Perspektive

Abstract: After World War II, the dialect situation in the Rhineland was changing. Through urbanisation, industrialisation, increased mobility, and the spread of mass media the influence of standard language on most citizens grew increasingly. Therefore, dialects lose their use and reputation as daily language not only in official situations, but also as the language spoken at home. They were replaced by the standard language or rather by intermediate forms (e. g. regiolects, regional dialects). This article discusses the reasons for this fundamental change. Why did parents decide to stop speaking a dialect to their children? What effects does the language attitude of mothers and fathers have on their own language behaviour and, consequently, on the language use and language competence of their children? Moreover, how do they and their children speak today? The study presents subjective (autobiographical interviews) and objective data from three families (= ten persons) and examines the differences and similarities within each family and between them. What is special about this data is, that the fathers of the three families were interviewed twice, once in the 1970s and once in 2015. Comparing these recordings and relating them to the statements of their children provides a good insight into the linguistic habits of the families and into the parents' decisions. It turns out, that the decision not to pass on the dialect as a first language to one's own children is often not caused by a negative language attitude towards this variety. In most cases, the desire to give the children the best possible education is much more decisive for the decision.

Keywords: Dialektweitergabe, Familiensprache, Lautwandel, Regiolekt, Ripuarisch

Rheinische Eltern wollen mit ihren Kindern eine Sprache reden, die sich vom rheinischen Platt möglichst weit unterscheidet, und, wenn die Anzeichen nicht trügen, so werden sie diesem Anspruch auch annähernd gerecht.¹

1 Einleitung

Betrachtet man heute, dreißig Jahre nachdem Jürgen Macha das obenstehende Zitat niedergeschrieben hat, die Sprachsituation im zentralen Rheinland,² hat sich seine Vermutung bewährt: Kinder, die mit dem ripuarischen Dialekt als Erstsprache aufwachsen, sind auch in den ländlichen Gebieten der Region die absolute Ausnahme, so sie überhaupt noch existieren. Doch wie ist es zu dieser fundamentalen Veränderung in der Sprachpädagogik und damit in der Familiensprache gekommen? Im Fokus des folgenden Beitrags soll die sprachliche Umbruchsituation im Rheinland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stehen und anhand von sprachbiographischen Erzählungen dreier Familien illustriert werden. Was hat die Eltern dazu veranlasst, mit ihren Kindern keinen Dialekt mehr zu sprechen? Welche Auswirkungen haben diese Spracheinstellungen von Müttern und Vätern auf ihr eigenes Sprachverhalten und infolgedessen auf den Sprachgebrauch und die Sprachkompetenz ihrer Kinder? Und wie sprechen sie und ihre Kinder heute?

Nach einem kurzen Überblick über die sprachliche Situation im Rheinland seit Ende des Zweiten Weltkriegs (Abschnitt 2) erfolgt die Vorstellung der angewendeten Methoden und Materialien (Abschnitt 3). Anschließend werden die subjektiven, objektiven und sprachbiographischen Daten von drei ausgewählten Familien vorgestellt (Abschnitt 4) und miteinander in Beziehung gesetzt (Abschnitt 5). Es folgt ein Fazit (Abschnitt 6).

2 Die sprachliche Situation im Rheinland seit 1945³

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war der sprachliche Alltag im Rheinland überwiegend dialektal geprägt. Zwar gewann im Laufe der 1920er und 1930er Jahre

1 Macha 1993, S. 611.

2 Der Regionsbegriff *Rheinland* ist nicht klar definiert (vgl. Engelbrecht 2003, S. 121–133). Hier und im Folgenden wird damit das Teilgebiet der ehemaligen preußischen Rheinprovinz, das heute zu Nordrhein-Westfalen gehört, bezeichnet. Dialektgeographisch umfasst dieses Gebiet das Ripuarische, das Niederfränkische und kleine Teile des Moselfränkischen. Als *zentrales Rheinland* ist hier der ripuarische Raum rund um Aachen, Bonn und Köln gemeint.

3 Im Mittelpunkt dieser Ausführungen stehen die Sprachverwendung und Sprachbewertung. Zu den strukturellen Veränderungen von Dialekt und Regiolekt in diesem Zeitraum vgl. Rein 2020, S. 29–43.

unter anderem bedingt durch die Verbreitung des Rundfunks zunehmend eine standardsprachliche Prestigevarietät Relevanz,⁴ insbesondere im ländlichen Bereich dominierten aber die lokalen Dialekte die meisten Sprechsituationen. Dies änderte sich deutlich nach dem Zweiten Weltkrieg. Bedingt durch unterschiedliche Faktoren kam es auch in informellen, alltäglichen Gesprächssituationen immer häufiger zur Verwendung einer standardnäheren Varietät.

Als einer der wesentlichen Gründe für diesen Prozess wird in der Forschungsliteratur oft der Zuzug zahlreicher Flüchtlinge und Vertriebener, die im Rheinland zumeist aus ostmitteldeutschen Gebieten (überwiegend aus Schlesien) stammten, angegeben.⁵ Dieser Annahme schließt sich auch Jürgen Macha für das zentrale Rheinland an: „[D]ie ‚Neubürger‘ passten sich normalerweise eher der hochdeutschen Umgangssprache als den lokalen Dialekten an“⁶. Wie eine neuere Untersuchung zu diesem Themenkomplex für Mecklenburg zeigt, kann diese Annahme allerdings nicht generalisiert werden. So weist Ehlers (2013; 2018) anhand eines umfangreichen Korpus nach, dass viele der Zuwanderer den niederdeutschen Basisdialekt ihrer neuen Heimat durchaus noch erlernten und dies

erstens eine wachsende Sprecherzahl mit sich [brachte] und zweitens eine Konservierung bzw. eventuell sogar eine frequentielle Zunahme regionaler Merkmale in den standardnahen Sprachlagen [bewirkte].⁷

Für das Rheinland steht eine solch systematische Untersuchung noch aus. Bis jetzt liegen aus unterschiedlichen Orten episodische Beobachtungen vor, die sowohl vom Erlernen des Dialekts durch die Immigranten berichten als auch von den Bemühungen der rheinischen Dialektsprecher, mit den Zugezogenen möglichst standardnah zu sprechen, um eine Kommunikation zu ermöglichen.⁸

Ein weiterer großer Einflussfaktor sind die Medien Rundfunk und Fernsehen. Durch deren Rezeption in den privaten Haushalten (Fernsehen seit den 1950er Jahren, seit 1963 in einem solchen Umfang, dass es als Massenmedium

4 Vgl. Ganswindt 2017, S. 37.

5 Vgl. Moser 1956, S. 131–132; Möller 2013, S. 317. Das Bundesland Nordrhein-Westfalen nahm bis zum 01.01.1950 1.118.000 Vertriebene auf, vgl. Moser 1956, S. 123. Dass diese Menschen in den einzelnen Landkreisen einen nennenswerten Teil der Bevölkerung ausmachten, zeigt Jürgen Macha (2000, S. 297): Im Oberbergischen Kreis waren 1961 24 % der gesamten Wohnbevölkerung Vertriebene aus den ehemaligen Ostgebieten sowie Deutsche aus der sowjetisch besetzten Zone, im Kreis Euskirchen 15,3 % und im Rhein-Sieg-Kreis 20,2 %.

6 Macha 2000, S. 297.

7 Ehlers 2013, S. 112.

8 Vgl. dazu für die Stadt Siegburg Macha 1991, S. 50; Macha 2000, S. 296; für das Dorf Erp Besch/Hufschmidt/Kall-Johann/Klein/Mattheier 1981, S. 228–230.

bezeichnet werden kann⁹) dringt die Standardsprache in eine sprachliche Domäne vor, die zuvor in der Regel dialektal dominiert war: die Familie. Die tiefgreifenden Folgen dieser Veränderung fasst Robert Möller folgendermaßen zusammen:

Den wichtigsten historischen Einschnitt markiert hier – mehr als die eher theoretische Etappe der Aussprachenormierung – Aufkommen und Verbreitung von Radio und Fernsehen [...]: Damit wurde ein überregionaler gesprochener Standard allgemein zugänglich, die (kontrollierbaren) dialektalen Merkmale in der regionalen ‚Hochdeutsch-Produktion‘ traten in Kontrast dazu und wurden zu Markern des regionalen Substandards. Im Bewusstsein der Sprecher kommt damit eine neue Grenze zwischen ‚richtigem‘ Standard und regionalem Substandard zu der alten zwischen ‚Platt‘ und ‚Hochdeutsch‘ hinzu. Letztere, die im ripuarischen Raum durch relativ tiefgreifende Systemunterschiede markiert ist, hat sich jedoch in den Möglichkeiten und Beschränkungen der Konkurrenz von Dialekt- und Standard-Merkmalen erhalten. Gleichzeitig ist damit eine Entwicklungsstufe vorgeprägt, die im ripuarischen Raum wohl in näherer Zukunft erreicht sein wird (und einem Zustand ähnelt, der unter speziellen Ausgangsbedingungen in Berlin oder im Ruhrgebiet schon mit großem zeitlichen Vorsprung erreicht war): Als Kennzeichen regionaler informeller Sprache bleiben nach dem Verschwinden des Dialekts die Merkmale des ehemaligen regionalen Hochdeutsch übrig.¹⁰

Unterstützt durch die Bildungsreform der 1960er Jahre, deren Vertreter:innen einer möglichst breiten Bevölkerungsschicht eine höhere Bildung ermöglichen wollten, führte die zunehmende Präsenz eines überregionalen Standards dazu, dass in vielen rheinischen Familien die Weitergabe des lokalen Dialekts als L1 abbrach: „Mit den Schlagwörtern der Chancengleichheit und der Sprachbarriere als Hindernis auf dem Weg dahin, traten die Dialekte als Sprache des (bildungsfernen) Volkes neu in den Blickpunkt.“¹¹ Ein Grund, weshalb viele Eltern die Annahme vertraten, dialekt sprechende Kinder hätten schlechtere Chancen auf eine gute Bildung, sind eigene oder beobachtete negative und häufig langfristig prägende Erfahrungen im Schulsystem.¹²

Insbesondere in den ländlichen Bereichen des Rheinlands beförderten neben der Sprachwahl in der Kindererziehung auch allgemeine Modernisierungsprozesse die weitere Verbreitung der intendierten Standardsprache als Alltagssprache. Hier sind vor allem Urbanisierung – verstanden als „die Übernahme städtischer Verhaltensweisen und Wertstrukturen auf dem Lande“¹³ – und Industrialisierung

9 Vgl. Dussel 2010, S. 224–226.

10 Möller 2006, S. 114–115.

11 Löffler 2000, S. 2039.

12 Vgl. dazu Bieberstedt 2016, S. 276–285, sowie die Sprachbiographien im weiteren Verlauf dieses Beitrags.

13 Besch/Hufschmidt/Kall-Johann/Klein/Mattheier 1981, S. 139.

zu nennen. Beides führte beispielsweise zu einer Abnahme der traditionellen, agrarisch geprägten Berufe zugunsten eines ausgebauten Dienstleistungssektors. Viele Menschen pendelten nun zu ihren Arbeitsplätzen, trafen dort auf ihnen zuvor unbekannte Kolleg:innen und Kund:innen, denen gegenüber sie den örtlichen Dialekt nicht verwendeten. Im Privaten nahm die Mobilität ebenfalls zu, was eine Vergrößerung des alltäglichen Radius und der kommunikativen Netzwerke¹⁴ mit sich brachte. Aber auch die Orte selbst und die Kommunikationsstrukturen in ihnen veränderten sich. Viele rheinische Dörfer wurden ab den 1970er Jahren durch Neubaugebiete erweitert. In diese zogen insbesondere Familien aus umliegenden (Groß-)Städten, die den lokalen Dialekt nicht beherrschten. So wurde sogar in der innerörtlichen, privaten Kommunikation beispielsweise zwischen Nachbar:innen immer häufiger eine standardnahe Varietät verwendet.

Dies änderte sich auch durch eine abermals wechselnde Bewertung der Dialekte nicht. Häufig unter dem Schlagwort *Dialektrenaissance* geführt, wurde ab den 1970er Jahren oft ein positiveres Bild des Dialekts gezeichnet. Die gesellschaftlichen Änderungen in Folge der 1968er-Bewegung führten u. a. in Bezug auf die Sprache zu einer größeren Toleranz von Varianz. Daneben wurden regionale Sprachvarietäten im Kontext allgemeiner Regionalisierungstendenzen, häufig als Gegengewicht zur immer stärker werdenden Globalisierung, als identitätsstiftende Symbole genutzt und durchaus instrumentalisiert.¹⁵ Doch auch die Sprecher:innen selbst entdeckten ihre Sprache neu, Hintergrund war in der Regel die Sorge, dass der Dialekt nun, da so gut wie keine Muttersprachler:innen mehr in ihm sprachlich sozialisiert werden, aussterbe. So entstanden im Rheinland seit dem Ende der 1960er Jahre zahlreiche Dokumentationsprojekte, in denen beispielsweise von Arbeitskreisen und Ortsgemeinschaften lokale Wörterbücher erarbeitet wurden.¹⁶ In schulischen Arbeitsgemeinschaften und Volkshochschulen wurde versucht, den Dialekt als *Fremdsprache* zu vermitteln.¹⁷ Diese Aufwertung führte allerdings nicht zu einer Veränderung des begonnenen Prozesses:

Die partielle und zeitweilige Wiederentdeckung der Mundart hat zwar zu deren kultursymbolischer Wertsteigerung in nicht unbeträchtlicher Weise beigetragen, aber eine nachhaltige Kraftübertragung von dieser Aufwertung auf die Stellung und Relevanz

14 Zur Beschaffenheit und Relevanz von kommunikativen Netzwerken vgl. Wirrer 2017.

15 Vgl. zu diesem Komplex Löffler 1998.

16 Vgl. dazu die Karte in Macha 1994, S. 132. Eine Übersicht zu (laienlinguistischen) Arbeiten zu Grammatik und Wortschatz rheinischer Dialekte liegt mit Hoffmann 1994 vor. Veröffentlichungen von Dokumentationsprojekten aus dieser Zeit sind bspw. Fischer 1985; Specht 1991; Knüfermann 1993.

17 In diesem Kontext ist auch die 1983 in Köln gegründete Akademie für uns kölsche Sproch zu sehen. Vgl. zu der Entwicklung auch Macha 2000, S. 310–312.

der Dialekte in der alltäglichen Kommunikation ist indes nicht erfolgt, so dass evident ist: Es gibt keinen Weg zurück.¹⁸

Der hier, in aller Kürze, dargestellte Veränderungsprozess wurde in der Dialektologie und der Regionalsprachenforschung bisher vor allem aus zwei Perspektiven näher betrachtet: Seit den 1970er Jahren wurden Sprecher:innen mit Methoden der Spracheinstellungsforschung zur Bewertung (des Gebrauchs) unterschiedlicher Sprachvarietäten befragt,¹⁹ seit den 1990er Jahren etablierten sich zudem sprachbiographische Ansätze.²⁰ In Untersuchungen dieser Art wurden Gewährspersonen unter anderem zu ihrem Spracherwerb, ihrer Sprachverwendung und ihren Erfahrungen als Sprecher:innen unterschiedlicher Varietäten befragt. Auch objektsprachliche Daten wurden untersucht:²¹ Hier ging es hauptsächlich darum, die Häufigkeit von dialektalen und regionalen Merkmalen in unterschiedlichen Sprechsituationen (formell, informell) zu dokumentieren; in der Regel wurden die Gewährspersonen hinsichtlich der außersprachlichen, soziolinguistischen Variablen *Geschlecht*, *Alter* und *Herkunft* unterschieden. Die Ergebnisse dieser Studien weisen alle in dieselbe Richtung: Eltern erachten den Dialekt seit den 1970er Jahren nicht mehr als angemessen in der Kindererziehung, da sie um die Zukunftschancen ihrer Kinder besorgt sind (Stichwort: Sprachbarrierendiskussion²²) und die Vergleiche objektsprachlicher Daten der Eltern- und der Kindergeneration spiegeln diese Veränderung deutlich wider: Gemeinhin beherrschen die jüngeren Sprecher:innen die Ortsdialekte nicht mehr, sondern verwenden eine intendierte Standardsprache, die je nach Sprecher:in, Situation und Gesprächspartner:in mehr oder weniger durch dialektale und regiolektale Merkmale geprägt ist. Es kann für das Rheinland für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts also ein deutlicher Dialektabbau beobachtet werden, der insbesondere durch die Vermeidung dieser Sprachlage in der Kindererziehung begünstigt wird.

In der hier vorgestellten Studie sollen die beiden Themenkomplexe zusammengeführt werden: Indem sprachbiographische und objektsprachliche Daten

18 Macha 2014, S. 124.

19 Relevante Untersuchungen für das Rheinland sind beispielsweise Hufschmidt/Klein/Mattheier/Mickartz 1983; Jünger-Geier 1989; Sieburg 1992.

20 Vgl. Bieberstedt 2017, S. 52–53. Relevante Untersuchungen für den hier betrachteten Raum sind beispielsweise Macha 1991 und Rein 2020.

21 Relevante Untersuchungen für den hier betrachteten Raum sind beispielsweise Jünger-Geier 1989; Kreymann 1994; Lausberg 1993; Macha 1991; Mattheier 1979; Möller 2013; Rein 2020.

22 Vgl. Löffler 2016, S. 143–145.

derselben Gewährspersonen miteinander in Korrelation gebracht werden, wird der Versuch unternommen, den konkreten Sprachgebrauch eines Individuums mithilfe seiner Sprachbiographie zu erklären. Um dem Aspekt der veränderten Sprachgebrauchsverhältnisse im Rheinland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und speziell der Problematik der Sprachwahl in der Kindererziehung gerecht werden zu können, werden die Sprachdaten von Vätern,²³ die in den 1920–1940er Jahren geboren wurden, und die ihrer Kinder, die zwischen 1955 und 1988 zur Welt gekommen sind, miteinander in Beziehung gesetzt. Im Vergleich der Vater-Kind(-er)-Paare soll dann zudem herausgestellt werden, welche Erlebnisse in der Sprachbiographie zu welchen Entscheidungen hinsichtlich der Sprachwahl in der Kindererziehung führen und welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den einzelnen Familien festgemacht werden können.

3 Material und Methode

Zur Beantwortung der aufgeworfenen Forschungsfragen werden Sprachdaten von zehn Gewährspersonen, die drei unterschiedlichen Familien angehören, ausgewertet. Dabei liegen Daten von zwei unterschiedlichen Zeitpunkten vor: Die Väter der Familien wurden sowohl in den 1970er Jahren als auch 2015 befragt. Die älteren Daten entstammen dem sogenannten *Erp-Projekt*.²⁴ In dessen Rahmen wurden zu Beginn der 1970er Jahre in der Ortschaft Erp, 25 km südwestlich von Köln im ripuarischen Sprachraum gelegen, 142 Männer zu ihrem Sprachgebrauch befragt.²⁵ Zur Elizitierung unterschiedlicher Sprachlagen wurden die Probanden in verschiedenen Gesprächssituationen aufgenommen. Im Gespräch mit einer vertrauten Person sollte eine möglichst dialektale Sprachlage dokumentiert werden,²⁶ im Interview mit einem Wissenschaftler eine standardnähere Sprechweise. Im Rahmen des Interviews berichteten die Männer von ihrem beruflichen Alltag,

23 Zur genauen Auswahl der Gewährspersonen vgl. Abschnitt 3.

24 Vgl. Besch/Hufschmidt/Kall-Johann/Klein/Mattheier 1981; Hufschmidt/Klein/Mattheier/Mickartz 1983.

25 Da die Berufstätigkeit, definiert als „regelmäßige[r] marktorientierte[r] Verkauf der Arbeitskraft gegen Bezahlung“ (Besch/Hufschmidt/Kall-Johann/Klein/Mattheier 1981, S. 157) eine relevante sprachexterne Variable des Projekts war, zum Zeitpunkt der Erhebung jedoch nur 10 % der Erper Frauen einer bezahlten Beschäftigung nachgingen, wurden nur männliche Gewährspersonen berücksichtigt.

26 Diese Konstruktion einer Unterhaltung mit einem vertrauten Gesprächspartner wird heute in der Regel als *Freundesgespräch* oder als *Tischgespräch* bezeichnet und hat sich auf Grundlage der Erfahrungen im *Erp-Projekt* als gängige Technik in der Dialektologie und modernen Regionalsprachenforschung etabliert. Vgl. auch Niebaum/Macha 2014, S. 197.

es wurden zwei Sprachbeurteilungstests durchgeführt und im Anschluss erfolgte in vielen Fällen ein freies Gespräch über die Sprachverwendung im Alltag und die Spracheinstellung der Probanden, wobei gerade bei Familienvätern oft das Thema „Sprachwahl gegenüber den Kindern“ im Vordergrund stand. Aus heutiger Perspektive sind die sprachbiographischen Daten, die im Rahmen dieses Interviews erhoben worden sind, nicht sehr umfangreich. Der Fokus liegt auf der Zuordnung einer Sprachlage zu bestimmten Gesprächspartner:innen und Gesprächssituationen, persönliche Erlebnisse, die die eigene Sprachwahrnehmung und -bewertung beeinflusst haben, werden nur unsystematisch erhoben. Dennoch sind die Daten auch aus heutiger Sicht sehr wertvoll, war doch das *Erp-Projekt* die erste größere Erhebung im deutschen Sprachraum, in der überhaupt versucht wurde, die Methoden der anglo-amerikanischen Soziolinguistik für die deutsche Dialektologie fruchtbar zu machen und somit die Sprecher:innen selbst mehr in den Vordergrund zu rücken.²⁷ Damit hat die Untersuchung in Erp die Regionalsprachenforschung bis heute bedeutend geprägt: „Praktisch alle späteren Studien zeichnen sich durch einen mehr oder weniger ausgeprägten Methodenpluralismus aus“.²⁸

Im Rahmen eines Dissertationsprojektes²⁹ wurden 2015 neun dieser 142 Gewährspersonen erneut befragt, von einigen dieser Männer wurden zudem Verwandte aus der nachfolgenden Generation in die Untersuchung mit einbezogen.³⁰ Zur Vergleichbarkeit der Daten wurden erneut Sprachaufnahmen in den beiden Gesprächssituationen Freundesgespräch und Interview aufgezeichnet. Der Inhalt des Interviews wurde allerdings verändert. Anstelle der obengenannten Daten wurde ein leitfadengesteuertes, sprachbiographisches Tiefeninterview durchgeführt.³¹ Bei diesem stand die sprachliche Sozialisation, der schulische und berufliche Werdegang und die damit verbundene Sprachnutzung sowie die Sprachverwendung in der Familie und im Freundes- und Bekanntenkreis im Vordergrund. Auch sollte die Spracheinstellung der Gewährspersonen in Bezug

27 Vgl. Pauwels 1986, S. 547.

28 Schmidt/Herrgen 2011, S. 317.

29 Rein 2020.

30 Oberstes Kriterium bei der Auswahl aller Gewährspersonen war die Ortsfestigkeit. Sowohl die Teilnehmenden des ursprünglichen *Erp-Projekts* als auch ihre Verwandten haben die meiste Zeit ihres Lebens in Erp oder einem der umliegenden Dörfer verbracht. Vgl. dazu und zum gesamten Projekt Rein 2020.

31 Nicht bei allen Gewährspersonen konnte der Interviewleitfaden vollständig abgefragt werden. Da einige der erneut befragten Sprecher bereits sehr betagt sind, musste die Länge und die Komplexität der Interviewfragen jeweils individuell angepasst werden.

auf die unterschiedlichen Varietäten Dialekt, Regiolekt und Standardsprache erfasst werden. In den Gesprächen mit den älteren Erfern, die bereits in den 1970er Jahren interviewt wurden, stand daneben ein Rückblick auf die Jahrzehnte zwischen den beiden Interviews im Fokus. Welche Veränderungen haben sie selbst in dieser Zeit an ihrer eigenen Sprache beobachtet? Wie haben sie die gewandelten Sprachverhältnisse in Erp wahrgenommen? Des Weiteren war ein Abgleich der Angaben in Bezug auf die Sprachwahl in der Kindererziehung möglich. Wie schildern die Männer ihr sprachliches Verhalten und das ihrer Frauen gegenüber den (damals zum Teil noch sehr kleinen) Kindern in den 1970er Jahren und wie hat sich die Familiensprache im Laufe der Zeit entwickelt?

Neben der Auswertung der sprachbiographischen Informationen steht eine Analyse des tatsächlichen Sprachgebrauchs der Gewährspersonen.³² Hierzu wird eine Variablenanalyse durchgeführt: Für beide Gesprächssituationen (Interview, Freundesgespräch) und beide Zeitpunkte (1970er Jahre, 2015) werden pro Person ca. 1000 Wortformen in EXMARaLDA^{*33} phonetisch transkribiert und in Hinblick auf 13 dialektale und regiolektale Variablen analysiert.³⁴ Als Vergleichsgröße wird auf Basis dieser Analyse pro Sprecher:in und Gesprächssituation ein Dialektalitätswert (D-Wert) gebildet.³⁵

Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Angehörigen der drei Familien, deren Sprachbiographien und Sprachverwendung im Folgenden näher vorgestellt wird. Aufgrund der Probandenauswahl im *Erp-Projekt* sind in der Elterngeneration

32 Die aus dem Erhebungsdesign resultierenden Teilkorpora werden im Folgenden als Teilkorpus 1970 alt (= Originalaufnahmen der neun Sprecher aus dem *Erp-Projekt*), Teilkorpus 2015 alt (= Neuaufnahmen der neun Sprecher aus dem *Erp-Projekt*) und Teilkorpus 2015 jung (= Aufnahmen der Angehörigen der nächsten Generation) angegeben.

33 Vgl. <http://exmaralda.org/de/> (02.09.2022).

34 Es handelt sich hierbei um folgende Variablen: V-AI (monophthongische Realisierung von standardsprachlich /ai/), V-AU (monophthongische Realisierung von std. /äu/), V-OI (monophthongische Realisierung von std. /oi/), V-B (Spirantisierung von std. /b/), V-CH (Koronalisierung von std. /ç/), V-G (Spirantisierung von std. /g/), V-L (Velarisierung von std. /l/), V-R (apikale und velare Realisierung von /r/), V-rheinVel (Velarisierung von Alveolaren), V-S (Realisierung von *das*, *was* und *es*), V-T (Apokopierung von std. /t/), V-haben (Realisierung der Flexionsformen von *haben*), V-nicht (Realisierung von *nicht*).

35 Dieser D-Wert errechnet sich aus dem Gesamtwert aller dialektalen und regiolektalen Varianten der überprüften Variablen geteilt durch die Anzahl der betrachteten Variablen und gibt so den prozentualen Anteil standardabweichender regionaler Varianten an. Der tatsächliche Wert standarddifferenter Varianten ist natürlich höher.

nur die Väter befragt worden; in der Neuerhebung 2015 wurden in der jüngeren Generation sowohl Männer als auch Frauen interviewt.

Tabelle 1: Übersicht über die Gewährspersonen und deren familiäre Zugehörigkeit

Familie	Sprechersigle	Verwandtschaft	Geburtsjahr	Geschlecht
1	001jung	Sohn, Enkel	1972	m
1	395alt	Großvater, Schwiegervater	1921	m
1	396alt	Vater, Schwiegersohn	1946	m
2	002jung	Tochter	1973	w
2	007jung	Tochter	1988	w
2	008jung	Sohn	1970	m
2	293alt	Vater	1946	m
3	003jung	Sohn	1958	m
3	004jung	Tochter	1955	w
3	260alt	Vater	1926	m

Die Möglichkeit, gemeinsam mit Gewährspersonen ihr Sprach(-er-)leben unter Anknüpfung an ein erstes Interview reflektieren zu können, ist eine besondere Gelegenheit, die jedoch aus forschungspraktischen Gründen leider selten gegeben ist. Wie Bieberstedt (2016) festhält, sind sprachbiographische Erzählungen immer Rekonstruktionen, welche „die Vergangenheit aus der Perspektive der zum Erzählzeitpunkt aktuellen Lebensauffassung, Wertvorstellung und Deutungsmuster des Sprechers [interpretieren]“³⁶. Es handelt sich damit nach Doris Tophinke um Schilderungen, bei denen

chronologische, kausale, finale usw. Sachverhaltsrelationen konstruiert [werden], die einen plausiblen Gesamtzusammenhang erzeugen und so sprachbiografisch relevante Entscheidungen im Nachhinein motivieren. Diese Konstruktion ist vor dem Hintergrund der kohärenzstiftenden Sinnbildungsprozesse, die bereits die Erinnerung bestimmen, notwendig gegeben, sie kann aber auch gezielt erfolgen und mit einer spezifischen Darstellungsabsicht in der sprachlichen Situation verbunden sein. Sie kann etwa darauf zielen, die Glaubwürdigkeit und Stimmigkeit der sprachbiografischen Schilderung und damit ihre Akzeptanz zu erhöhen.³⁷

³⁶ Bieberstedt 2016, S. 257.

³⁷ Tophinke 2002, S. 10.

Liegt nun von einer Gewährsperson nicht nur eine sprachbiographische Erzählung vor, sondern Berichte von zwei unterschiedlichen Zeitpunkten, die zudem mit den Angaben von Familienangehörigen verglichen werden können, ergibt sich die Möglichkeit, diese sehr persönlichen, individuellen Sichtweisen zu *objektivieren*.

4 Beschreibung der einzelnen Familien

Die drei im Folgenden vorgestellten Familien sind alle stark mit dem Ort Erp verbunden. Sie leben seit Generationen im Dorf, sind in der Ortsgemeinschaft aktiv und identifizieren sich hiermit.

4.1 Familie 1

Von Familie 1 konnten drei Familienmitglieder für die Untersuchung gewonnen werden. Abweichend zu den beiden anderen befragten Familien liegen hier nicht nur Daten von zwei, sondern von drei Generationen vor. Sowohl Proband 395alt als auch sein Schwiegersohn Proband 396alt nahmen in den 1970er Jahren am ursprünglichen *Erp-Projekt* teil. Für die Neuerhebung 2015 wurde zudem der Sohn und Enkel der beiden, Sprecher 001jung, befragt.

Tabelle 2: Familie 1

Sprecher- sigle	Verwandtschaft	Geburts- jahr	L1	Aufnahme- jahr	Gesprächs- situation	D-Wert
395alt	Schwieger- vater, Großvater	1921	Dialekt	1970	INT FG	56,5 % 71,2 %
				2015	INT FG	51,9 % 60,7 %
396alt	Vater, Schwiegersohn	1946	Dialekt	1970	INT FG	37,2 % 39,8 %
				2015	INT FG	49,3 % 54,8 %
001jung	Sohn, Enkel	1972	Standard	2015	INT FG	29,8 % 40,0 %

4.1.1 Gewährsperson 395alt

Proband 395alt wurde 1921 in Erp geboren und hat bis auf die Kriegsjahre 1940–1945 immer dort gelebt. Er hat die Volksschule im Ort besucht und anschließend ungelernnt im landwirtschaftlichen Betrieb seiner Eltern gearbeitet. Während

des Zweiten Weltkriegs diente er bei der Marine. Nach 1945 half er wieder auf dem elterlichen Hof. 1947 heiratete er seine Frau, die ebenfalls aus einer Erper Familie stammt. Im gleichen Jahr wurde die Tochter der beiden (Ehefrau von Sprecher 396alt) geboren. Da mit dem landwirtschaftlichen Betrieb nicht genügend Ertrag zur Ernährung der Großfamilie erwirtschaftet werden konnte, begann 395alt für ein Bergbauunternehmen zu arbeiten, bei dem auch sein Schwiegervater tätig war. Nach einem Unfall wurde er Frührentner. Bereits seit den 1950er Jahren ist der Sprecher sehr aktiv in der Kommunalpolitik, er war unter anderem 35 Jahre lang Bürgermeister bzw. Ortsvorsteher von Erp. Selbst 2015, mit 94 Jahren, ist er noch sehr politisch interessiert und nimmt im Rahmen seiner gesundheitlichen Möglichkeiten weiterhin aktiv Anteil am öffentlichen Leben in Erp und den umliegenden Orten. So ist er beispielsweise (inaktives) (Ehren-)Mitglied in 13 Vereinen.

Aus sprachlicher Perspektive ist Proband 395alt ein typischer Vertreter der Vorkriegsgeneration. Seine Erstsprache war der Erper Dialekt und bis heute spricht er, wie er selbst angibt, zu „neunzisch Prozent“ Platt. Von negativen Erfahrungen beim Eintritt in die Schule berichtet er nicht. Es ist davon auszugehen, dass in den 1920er Jahren auch in diesem institutionellen Kontext der Dialekt noch verbreiteter und von den Lehrern geduldet war als in den Nachkriegsjahren. Nach dem Schulaustritt war das berufliche Leben ebenfalls dialektal geprägt, im landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern und mit anderen Landwirten war das örtliche Platt die übliche Sprachlage, ebenso später mit den Kollegen im Bergbau. Durch die Heirat mit einer Erperin, die ebenfalls dialektal sozialisiert wurde, änderte sich daran auch nach der Gründung der eigenen Familie nichts. Als Erziehungssprache gegenüber ihrer Tochter haben die Eltern ebenfalls den Dialekt gewählt. Dies scheint zu diesem Zeitpunkt zumindest für Proband 395alt und seine Frau noch die „natürliche“ Sprachwahl gewesen zu sein; Überlegungen, stattdessen eine standardnahe Sprachlage zu wählen, werden nicht geschildert. Hier hat sich bis in die 1970er Jahre augenscheinlich eine Veränderung vollzogen. Gefragt nach der Sprachverwendung gegenüber seinen Enkelkindern, antwortet er, dass er mit ihnen Hochdeutsch spreche, „da die Kinder, die zu Hause mit dem Hochdeutsch nit konfrontiert werden, die sind direkt im Nachteil“. Allerdings bedeutet dies für ihn nicht, dass seine Enkel den Dialekt nicht mehr erlernen sollen; eine negative Bewertung der Varietät wird von dem Sprecher im Interview zu keiner Zeit vorgenommen. Vielmehr geht er davon aus, dass die Kinder das örtliche Platt „auf der Straße“ erlernen würden. Dass sein Hochdeutsch, dass er unter anderem mit den Enkelkindern spricht, stark dialektal geprägt und für nicht Dialektsprechende teilweise schwer verständlich ist, ist dem Sprecher bewusst. Er empfindet dies jedoch nicht als einschränkend oder problematisch: „Und wenn ener misch nisch versteht, dann versuch isch misch dursch

zu wurschteln.“ Wichtiger ist ihm, seine lokale Identität, die durch den Gebrauch des Erper Platts nach außen hörbar wird, deutlich zu machen: „Isch bin un blieve [rheinische Koseform seines Vornamens] von Erp un isch spresche Platt.“

Die Dialektalitätswerte, die für Proband 395alt auf Grundlage der Interviews und Freundesgespräche der beiden Aufnahmezeitpunkte errechnet wurden, spiegeln die Schilderungen seiner Sprachverwendung wider. In beiden Gesprächssituationen verwendet er sowohl in den 1970er Jahren als auch 2015 vergleichsweise häufig die dialektalen Varianten der untersuchten Variablen (1970: INT 56,5 %, FG 71,2 %; 2015: INT 51,9 %, FG 60,7 %; vgl. auch Tab. 2).³⁸ Besonders bemerkenswert ist, dass der Sprecher zu beiden Zeitpunkten und in allen vier Aufnahmen zu nahezu 100 % das /r/ im An- und Inlaut als apikalen Tap [r] realisiert. Diese Variante ist nicht gesamttripuarisch verbreitet, sondern nur für wenige Orte im Rheinland belegt, darunter auch für Erp. Bereits 1978 wird sie, auch auf Basis der Ergebnisse aus dem *Erp-Projekt*, von Eva Klein [u. a.] „als in fast allen Orten jedoch im Rückgang begriffen“³⁹ beschrieben. Vergleicht man die D-Werte der beiden Aufnahmezeitpunkte, zeigt sich, dass 395alt in der Neuaufnahme in beiden Gesprächssituationen bei einigen Variablen die Dialektvarianten mit abnehmender Häufigkeit verwendet. Hierbei handelt es sich insbesondere um Dialektvarianten, die sowohl im *Apparent Time*-Vergleich als auch in der Trendstudie mit abnehmender Frequenz realisiert werden, wie etwa die vokalischen Variablen V-AI, V-AU, V-OI sowie V-B und V-haben. Die Veränderungen im Sprachgebrauch von Proband 395alt sind somit möglicherweise auf eine (unbewusste) Anpassung seiner Sprachverwendung auf die zunehmend standardsprachlich geprägte Umgebungssprache zurückzuführen.

4.1.2 Gewährsperson 396alt

Sprecher 396alt wurde 1946 in Erp geboren und hat bis heute durchgängig im Ort gelebt. Er besuchte die Volksschule im Ort und absolvierte anschließend eine Lehre bei der Sparkasse, danach arbeitete er sechs Jahre lang in unterschiedlichen Filialen in der Gegend von Erp. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews zu Beginn der 1970er Jahre hatte er sich gerade mit seinem Bruder mit einem kleinen Handwerksbetrieb selbstständig gemacht. Diesen führen die beiden mangels Nachfolger 2015 immer noch, wenn auch in reduzierter Form. 1970 heiratete der Sprecher die Tochter von Proband 395alt, die beiden haben zwei Söhne. Seitdem

38 Im Gesamtkorpus liegt der höchste D-Wert in den Freundesgesprächen der Erstaufnahmen bei 84,6 %, 2015 bei 75,7 %. Der höchste D-Wert in den Interviews beträgt in Aufnahmen aus den 1970er Jahren 56,5 %, 2015 61,4 %.

39 Klein/Mattheier/Mickartz 1978, S. 85.

lebt er zusammen mit ihr und seinen Schwiegereltern in deren Haus. In seiner Freizeit engagiert sich 396alt aktiv in einem Erper Karnevalsverein.

Im Vergleich zu seinem Schwiegervater bilden die sprachbiographischen Schilderungen von Proband 396alt deutlich die beginnenden Veränderungen im alltäglichen Sprachgebrauch nach dem Zweiten Weltkrieg ab. Zwar erfolgte die sprachliche Sozialisation auch bei ihm im örtlichen Dialekt, die Relevanz der Standardsprache mit dem Schuleintritt war Anfang der 1950er Jahre in Erp aber bereits eine andere. So beschreibt der Sprecher es als schwierige Erfahrung, als Plattsprecher den standardsprachlichen Anforderungen in der Schule gerecht zu werden. Die sprachliche Situation im Beruf beschreibt er zu Beginn der 1970er Jahre folgendermaßen: Solange ihm nicht bekannt ist, ob sein Gegenüber Dialekt spricht, verwendet er die Standardsprache; stellt sich aber heraus, dass der- oder diejenige dialektkompetent ist, wird in diese Varietät gewechselt. Im Rückblick stellt er im Interview 2015 fest, dass sich sein Sprachverhalten in diesem Kontext etwas verändert hat. Zwar verändere er immer noch seine Sprache, wenn er mit Kund:innen spreche, von denen er weiß, dass sie den Dialekt beherrschen, merkt allerdings an, dass „dat wahrscheinlich kein reines Platt dann mehr is und kein reines Hochdeutsch, et is irgendjet dazwischen, wie isch dat jetzt [im Interview mit der Autorin; C. R.] och saare, et is irgendjet dazwischen“. Eine Zunahme dieser Sprachlage „dazwischen“ beschreibt er auch in der generellen dörflichen Kommunikation, bedingt durch den Zuzug vieler Ortsfremder, die den Dialekt nicht beherrschen. Im Karnevalsverein sei hingegen das Erper Platt nach wie vor üblich, die Mitglieder stammen aber auch zumeist aus alteingesessenen Familien. In der eigenen Familie ist die Verwendung der Varietäten generationsabhängig. Mit seiner Frau spricht der Proband grundsätzlich und schon immer Platt, als Familiensprache haben sie jedoch bewusst die Standardsprache ausgewählt. Die Gründe beschreibt er im Interview in den 1970er Jahren folgendermaßen:

Meine Frau is schwanger un im Juli erwarten wir ein Kind, da werd isch Hochdeutsch mit reden. Aus dem ganz einfachen Grund, weil isch selbst am eijenen Leibe erfahren habe, wie schwer es für jemand is, der Dialekt sprischt, sisch nachher im Hochdeutschen zureschtzufinden un die Anforderungen an die Kinder sin heute so groß, also wer heute nisch astrein Hochdeutsch sprischt, der hat es nachher, auf weiterführenden Schulen, bestimmt schwer.

Die Gewährsperson geht aber davon aus, dass die Kinder „auf der Straße“ im Kontakt mit anderen Kindern den Dialekt noch erlernen⁴⁰ und bewertet dies

40 Die Annahme, die Kinder werden den Dialekt im Spiel mit anderen Kindern auf der Straße erlernen, äußern mehrere Gewährspersonen des Gesamtprojektes. Im Rückblick zeigt sich aber, dass Kinder, in deren Elternhaus eine standardnahe Sprechweise verwendet wurde, keine Dialektkompetenz mehr erwerben (vgl. Rein 2020, S. 264).

nicht negativ. Im Rückblick beschreibt 396alt die familiäre Sprachsituation 2015 jedoch als weniger eindeutig. Zwar habe sich insbesondere seine Frau bemüht, mit den Söhnen Hochdeutsch zu sprechen, vor allem, seit diese das Gymnasium besuchten. Im Alltag wurde daneben auch der Dialekt verwendet, wenn auch nicht so „derbes Platt“. Dies war wohl u. a. dem Wohnen im Mehrgenerationenhaus geschuldet: Die Sprecher 395alt und 396alt leben gemeinsam mit ihren Ehefrauen bis zum Zeitpunkt der zweiten Erhebung 2015 in einem Haus. Hier sind auch die Söhne von 396alt und seiner Frau aufgewachsen. Einen größeren Einfluss auf das eigene Sprachverhalten von 396alt scheint die Geburt der Enkelkinder gehabt zu haben. So schildert er 2015, dass er ihnen gegenüber nur Hochdeutsch spreche und – im Unterschied zur Sprachpädagogik gegenüber den eigenen Kindern – vor den Enkeln auch mit seiner Frau nicht Dialekt spreche. Dass die Verwendung der Standardsprache gegenüber den jüngsten Familienmitgliedern für ihn eine große Relevanz hat, lässt auch eine Aussage über seine Schwiegermutter (Ehefrau von 395alt) errahnen: „Also da muss man auch aufpassen, die sprischt ja sojar mit de Enkelschen Platt un so, wat heute von den Müttern ja nimmer so jewollt is.“

Vergleicht man die D-Werte von Sprecher 396alt mit seinen sprachbiographischen Schilderungen, wirken diese wenig zueinander passend (1970: INT 37,2 %, FG 39,8 %; 2015: INT 49,3 %, FG 54,8 %; vgl. auch Tab. 2). Die Gewährsperson verwendet recht wenig Dialektvarianten, insbesondere im Kontrast zu den anderen Sprechern des Korpus. Auffällig ist auch, dass die in den beiden Gesprächssituationen verwendeten Sprachlagen recht ähnlich sind, die D-Werte der Interviews liegen jeweils nur wenige Prozentpunkte unter denen der Freundesgespräche. Eine mögliche Erklärung für diese Diskrepanz ist methodischer Natur. Sowohl in den 1970er Jahren als auch (in geringerem Umfang) 2015 hat der Sprecher deutlich Schwierigkeiten, während des Freundesgesprächs das Aufnahmegerät und die anwesenden fremde(-n) Person(-en) „auszublenden“. Zudem scheinen die Gesprächspartner bei der Erstaufnahme unglücklich gewählt, die beiden Männer finden kaum gemeinsame Gesprächsthemen und die anwesenden Forscher müssen immer wieder neue Gesprächsanreize geben.⁴¹

41 Diese Problematik ist gemeinhin als Beobachterparadoxon bekannt (zur Problematisierung des Begriffs vgl. Wirrer 2015, S. 423). Dank modernerer Aufnahmetechnik (z. B. kein Bandwechsel mehr nötig) ist es inzwischen üblich, dass die Forschenden während Freundes- und Tischgesprächen nicht anwesend sind, sondern die Probanden selbstständig das Aufnahmegerät aktivieren. Um die Vergleichbarkeit der beiden Datensätze sicherzustellen, wurden die Gespräche in dieser Untersuchung allerdings auch 2015 in Anwesenheit der Autorin geführt.

Somit ist davon auszugehen, dass Proband 396alt in informellen Gesprächen mit vertrauten Gesprächspartnern generell durchaus eine dialektalere Sprachlage verwendet, diese konnte nur mittels der hier verwendeten Methode nicht erfolgreich elizitiert werden.

4.1.3 *Gewährsperson 001jung*

Gewährsperson 001jung ist 1972 geboren, wenige Monate nach den ersten Gesprächen mit seinem Großvater 395alt und seinem Vater 396alt. Er ist gemeinsam mit seinem Bruder in einem Drei-Generationen-Haushalt mit seinen Eltern und Großeltern aufgewachsen und lebt heute mit seiner Frau und seiner Tochter in einem Nachbarort von Erp. Seine Familie besucht er dort noch sehr regelmäßig. Er hat die Grundschule in Erp besucht und anschließend erst eine Ausbildung, dann berufsbegleitend ein Studium in der Verwaltung einer mittelgroßen Stadt nahe Erp absolviert. Dort ist er bis heute als Kommunalbeamter tätig. Wie sein Großvater ist er politisch aktiv und daneben (inaktives) Mitglied in mehreren Vereinen seines Wohnortes.

Seine Sprachbiographie unterscheidet sich deutlich von den Schilderungen seines Vaters und Großvaters. Das Erper Platt beherrscht er nach eigenen Angaben (und laut seinen älteren Angehörigen) nicht, schildert aber durchaus, dass er selbst und auch seine Gesprächspartner:innen seine Sprache als regional geprägt und nicht als „reines Hochdeutsch“ wahrnehmen. In seinem privaten Umfeld spielt der Dialekt keine bedeutende Rolle, ebenso wenig in seinem beruflichen Alltag. Grund hierfür ist vor allem, dass nur noch wenige Einwohner:innen seines Wohnortes ursprünglich aus der Umgebung stammen, die meisten sind Zugezogene, viele haben auch nichtdeutsche Wurzeln. So ist die übliche Sprachlage in der Familie, ebenso wie in Vereinen und gegenüber Kolleg:innen, ein je nach Situation und Gesprächspartner:in mehr oder weniger regionalgeprägtes Standarddeutsch. Einige Ausnahmen werden von ihm allerdings beschrieben: So versucht er, sich der Sprache plattsprechender Kund:innen anzupassen, genauso nutzt er aber auch das Englische. Zudem erzählt Proband 001jung, dass er einige Freunde hat, die ebenfalls aus alteingesessenen Familien stammen und mit dem Dialekt vertraut sind. Mit ihnen

wird manschmal dann bewusst Platt gesprochen, einfach um, um sich lustisch, so, so also oder wird dann auch schonmal so geschrieben, wo dann aber mansche aber auch mehr damit so anfangen können, jetzt über WhatsApp oder sowas.

Der (intendierte) Dialekt erhält in diesem Kontext also eine spezifische Funktion als humoreskes Mittel, nicht jedoch als alltägliches Kommunikationsmittel, wie es in der privaten Kommunikation der vorherigen Generationen noch der Fall

war und ist.⁴² Mit seiner Tochter sprechen er und seine Frau somit zusätzlich ein standardnahes Deutsch, wobei er es nicht negativ bewerten würde, wenn sie, beispielsweise durch Aktivitäten in einem Karnevalsverein, später doch noch mehr mit dem Dialekt in Kontakt kommen würde. Generell empfindet er die Einstellung gegenüber dem Dialekt, insbesondere im schulischen Kontext, seit den neunziger Jahren positiver als zu seiner eigenen Kindheit und Jugend:

Also da würde ich sagen, das war meine Zeit, wo es eigentlich verpönt war und dann so, da kann ich mich dran erinnern, dass dann auf einmal in der Schule, so würde ich sagen Anfang der Neunziger, Mitte Achtziger, Anfang Neunziger, auf einmal immer so Bestrebungen gab, dass angefangen wurde wieder Mundart zu sprechen.

Betrachtet man die D-Werte des Sprechers 001jung (2015: INT 29,8 %, FG 40,0 %; vgl. auch Tab. 2), spiegelt sich der veränderte Sprachgebrauch in Familie 1 seit der Geburt des jüngsten Probanden 1972 deutlich wider. Den Erper Ortsdialekt beherrscht 001jung nicht mehr, wohl verfügt er aber über ein Repertoire an dialektalen und regiolektalen Varianten, die er je nach Gesprächssituation und -partner:in mehr oder weniger zahlreich verwendet. Das Vorhaben der Eltern- und auch Großelterngeneration, als Familiensprache eine standardnahe Sprachlage zu etablieren, war somit erfolgreich. Die Intention hinter dieser Entscheidung war vornehmlich, die Kindergeneration vor Schwierigkeiten beim Erlernen der Standardsprache in der Schule zu bewahren. Gewährsperson 001jung berichtet von keinerlei negativen (schulischen) Erfahrungen aufgrund seiner Sprache, vielmehr erzählt er während des Interviews mehrfach positiv konnotierte Anekdoten, die auf Erlebnissen mit Nicht-Rheinländer:innen beruhen, die seine regional geprägte Aussprache kommentierten. Nicht bestätigt hat sich die Annahme (bzw. der möglicherweise auch unterschwellige Wunsch) seines (Groß-)Vaters, dass er den Dialekt von anderen Kindern „auf der Straße“ lernen würde.

4.2 Familie 2

Aus Familie 2 nahmen 2015 an der Neuerhebung in Erp vier Personen teil. Vater 293alt, der bereits in den 1970er Jahren befragt wurde, daneben seine drei Kinder, sein Sohn 008jung und seine beiden Töchter 002jung und 007jung.

42 Inwiefern hier tatsächlich in den Dialekt, also in eine andere Varietät gewechselt wird, ist fraglich. Vermutlich meint der Proband eher die Verwendung einer standardbasierten Sprachlage, die stärker durch standardabweichende Merkmale geprägt ist als in seinem Sprachgebrauch üblich. Zum Fehlen einer Bezeichnung dieser Sprachlage *dazwischen* im Vokabular linguistischer Laien vgl. Abschnitt 4.2.4, S. 305.

Tabelle 3: Familie 2

Sprecher- sigle	Verwandtschaft	Geburts- jahr	L1	Aufnahme- jahr	Gesprächs- situation	D-Wert
293alt	Vater	1946	Dialekt	1970	INT FG	45,2 % 78,9 %
				2015	INT FG	61,4 % 75,7 %
008jung	Sohn	1970	Dialekt/ Standard	2015	INT FG	39,4 % 46,0 %
002jung	Tochter	1973	Dialekt/ Standard	2015	INT FG	14,8 % 32,1 %
007jung	Tochter	1988	Dialekt/ Standard	2015	INT FG	21,6 % 39,4 %

4.2.1 Gewährsperson 293alt

Gewährsperson 293alt ist 1946 nahe Erp geboren und hat, bis auf ein halbes Jahr während seiner Berufsausbildung, sein gesamtes Leben im Ort verbracht. Er hat hier die Volksschule und anschließend Fachschulen im Bereich der Landwirtschaft besucht und seine Gesellen- und Meisterprüfung abgelegt. Er übernahm den elterlichen Hof, den er bis zur Weitergabe an seinen eigenen Sohn, Proband 008jung, führte. 2015 lebt er gemeinsam mit seiner Ehefrau, die ebenfalls aus Erp stammt, sowie seinem Sohn auf dem Hof und hilft weiterhin im alltäglichen Betrieb. Gemeinsam mit seiner Frau hat er drei Kinder. Neben der Arbeit in der Landwirtschaft ist der Lebenslauf von 293alt insbesondere durch politische Aktivitäten geprägt; seit den 1970er Jahren engagiert er sich auf lokaler und regionaler Ebene. 16 Jahre lang war er Ortsvorsteher bzw. Bürgermeister von Erp (und damit Nachfolger von Proband 395alt in diesem Amt). Daneben ist er Mitglied in zahlreichen Vereinen in Erp und umliegenden Orten.

Sprachlich beschreibt Gewährsperson 293alt den Erper Ortsdialekt als seine übliche Sprachlage. Er hat diesen als L1 erlernt und spricht ihn im Alltag mit seiner Frau, mit Verwandten und Bekannten. Auch im beruflichen Umfeld, im Kontakt mit anderen Landwirten und Händlern, nutzt er zumeist das ortsübliche Platt. Von sich aus berichtet der Sprecher nicht von dialektbedingten Schwierigkeiten in der Schule, auf Nachfrage gibt er an, sich dessen nicht so bewusst zu sein, glaubt aber schon, dass das Erlernen der Standardsprache nicht immer einfach gewesen sei. Seine politischen Aktivitäten sind der Bereich, der

am deutlichsten standardsprachlich geprägt ist. Dies liegt vor allem daran, dass 293alt hier mit vielen Sprecher:innen interagiert, die den Dialekt nicht beherrschen und „dann sprischt man automatisch ohne es zu wollen Hochdeutsch“. Das hält ihn jedoch nicht davon ab, kurze Einwürfe in Diskussionen auf Platt zu machen, auch wenn diese nicht von allen Teilnehmenden verstanden werden. Der Sprachgebrauch innerhalb der Kernfamilie, zwischen Eltern und Kindern, ist in Familie 2 weniger eindeutig zu beschreiben als bei Familie 1. Im ersten Interview in den 1970er Jahren gibt Proband 293alt an, seinem Sohn (zu dieser Zeit sind die Töchter noch nicht geboren) zuerst das Hochdeutsche beibringen zu wollen, wobei diese Entscheidung nicht durch seine eigenen sprachlichen Erfahrungen in der Schule bedingt sei. Er betont daneben auch, dass sein Kind den Dialekt ebenfalls erlernen soll: „Isch versuche doch die, das Kind oder die Kinder wohl zunächst das Hochdeutsche beizubringen. Wohl[...] isch, meine isch, sollten se och dat Platte lernen, jenau, meen isch mindestens, sollten se och können“. Im Interview 2015 beschreibt der Sprecher die Familiensprache als überwiegend dialektal geprägt. Allerdings habe seine Frau „de Hang mit de Mädchen Hochdeutsch zu spreschen und isch lehne das ab, fertisch“. Dementsprechend gibt er an, mit seinen drei Kindern Dialekt zu sprechen. Dass diese das Erper Platt verstehen und seinen Angaben zufolge auch sprechen, berichtet er sehr stolz und beschreibt anekdotenhaft, dass und wie seine Töchter ihre Dialektkompetenzen im beruflichen Alltag nutzen und damit, im Vergleich zu Gleichaltrigen, positiv auffallen. So berichtet er, dass seine ältere Tochter (002jung), die als Tierärztin arbeitet, mit älteren Kund:innen Dialekt spricht: „Un die fängt an Platt zu kalle, die sin begeistert davon“. Auch seine jüngere Tochter (007jung), die als Krankenschwester arbeitet, nutzt den Dialekt im Kontakt mit älteren Patient:innen. Ihr Vater 293alt berichtet dazu: „Un die Jüngste, die kann et am besten noch [...] ach, dat kann noch Platt kalle, dann sin die Leute, die alten Leute [...] die sin dann derart motiviert“.

Die D-Werte des Sprechers 293alt spiegeln die deutliche Präferenz des Dialekts wider (1970: INT 45,2 %, FG 78,9 %; 2015 INT: 61,4 %, FG 75,7 %; vgl. auch Tab. 3). Auffällig ist die Veränderung der Sprache im formellen Interview. In den 1970er Jahren verwendet 293alt in den beiden Gesprächssituationen noch deutlich voneinander differierende Sprachlagen, im Interview werden die dialektalen Varianten deutlich reduziert. Dies ist in der Neuaufnahme von 2015 deutlich weniger der Fall, der D-Wert ist hier höher als der mittlere D-Wert (\bar{x} = 60,7 %) der Freundesgespräche des gesamten Teilkorpus alt2015. Ein Grund für die Zunahme der standardabweichenden Varianten könnte die Spracheinstellung des Probanden sein. Bereits in der ersten Aufnahme wird bei dem damals fast dreißigjährigen jungen Mann eine sehr positive Bewertung

des Dialekts deutlich. Diese hat sich im Laufe der folgenden fünfundvierzig Jahre noch verstärkt; in Kombination mit dem höheren Lebensalter und der gewonnenen Lebenserfahrung überwiegt nun die individuelle Einstellung das gesellschaftlich erwartete Sprachverhalten. So verwendet er 2015 auch gegenüber der nahezu unbekanntem Wissenschaftlerin eine stark dialektgeprägte Sprachlage, was ihm in den 1970er Jahren wohl noch nicht angemessen erschien. Bemerkenswert ist, dass der Sprecher, als einziger Vertreter der Nachkriegsgeneration im Gesamtkorpus, die als archaisch zu bezeichnende apikale /r/-Variante hochfrequent realisiert.

4.2.2 *Gewährsperson 008jung*

Sprecher 008jung ist das älteste Kind von Gewährsperson 293alt und seiner Frau. Er ist 1970 geboren und bis auf die Zeit seines Wehrdienstes und Phasen seiner Ausbildung hat er immer in Erp auf dem Hof der Familie gelebt. Nach der Schule absolvierte 008jung eine Lehre im landwirtschaftlichen Bereich, um im Anschluss im elterlichen Betrieb mitzuarbeiten, den er inzwischen übernommen hat. Privat engagiert sich die Gewährsperson in zwei Erper Vereinen, vorrangig in der Freiwilligen Feuerwehr.

Seinen eigenen Sprachgebrauch bezeichnet der Proband als „Mischmasch“. Er gibt an, dass seine Eltern mit ihm und seinen Schwestern sowohl Dialekt als auch Hochdeutsch gesprochen haben, Letzteres wurde vorwiegend von der Mutter gegenüber den Kindern verwendet. Er beschreibt seine aktuelle Sprachwahl insbesondere im beruflichen Kontext als dialektal, zwischen den Landwirten sei bis heute das lokale Platt die übliche Sprachlage. In den Vereinen und im sonstigen privaten Umfeld sei ein „Mischmasch“ verbreitet, die meisten Mitglieder kommen aus Erp und umliegenden Orten, so dass Berührungspunkte mit den Ortsdialekten noch sehr häufig sind.

Die objektiven Sprachdaten von 008jung bestätigen die Selbstbeschreibung seiner Sprache (2015: INT 39,4 %, FG 46,0 %). Die beiden Sprachlagen liegen nah beieinander, im Interview verwendet der Sprecher vergleichsweise viele standard-differente Varianten. Der D-Wert des Freundesgesprächs liegt knapp unterhalb des D-Wertes von 50 %, ab dem auf Grundlage der Daten des Gesamtkorpus von einer dialektbasierten Sprachlage ausgegangen werden kann.⁴³

43 Vgl. Rein 2020, S. 305.

4.2.3 *Gewährsperson 002jung*

Sprecherin 002jung ist die älteste Tochter von Gewährsperson 293alt und seiner Frau. Sie wurde 1973 geboren, hat Kindheit und Jugend in Erp verbracht. Ihr Studium im Fachbereich Veterinärmedizin hat sie in Berlin absolviert, im Anschluss ist sie zurück in die Region um Erp gezogen. Heute lebt sie in einem 30 km entfernten Ort und führt dort eine Tierarztpraxis. Sie ist regelmäßig auf dem Hof ihrer Eltern in Erp zu Besuch. In Vereinen ist sie nicht aktiv.

Die Erziehungssprachlage ihrer Eltern hat Probandin 002jung, im Gegensatz zu ihren Geschwistern, als eher standardnah empfunden, auch wenn auf dem elterlichen Hof, beispielweise mit anderen Landwirten und älteren Verwandten, generell viel Dialekt gesprochen wurde. Wie ihre Eltern heute mit ihr reden, fällt ihr schwer zu beurteilen: „Isch weiß es jetzt gar nisch mehr, ob die wirklich mit mir Platt spreschen, fällt mir ja nisch auf“. Ihre eigene Sprache bezeichnet sie als „eher Hochdeutsch“, ihre passive Dialektkompetenz sei zwar hoch,⁴⁴ aber flüssig sprechen kann sie es nicht, auch wenn sie an sich selbst beobachtet, dass sie mit zunehmendem Alter häufiger einzelne Dialektbegriffe oder Varianten verwendet. Dies ist unter anderem ihrem beruflichen Umfeld geschuldet, da sie gerade bei älteren Personen, die lieber Dialekt sprechen, ihre eigene Sprache dahingehend anpasst. Ihren Geschwistern gegenüber verwendet sie zunehmend eine dialektgeprägte Sprachlage, während sie mit ihren Eltern weiterhin Hochdeutsch spricht.

Die D-Werte der Gewährsperson fügen sich gut in das Bild ein, dass die sprachbiographischen Daten zeichnen (2015: INT 14,8 %, FG 32,1 %). Sowohl der D-Wert des Interviews als auch der des Freundesgesprächs sind die niedrigsten im Gesamtkorpus und wohl durch den hohen Bildungsabschluss sowie durch den vergleichsweise langen Aufenthalt außerhalb des Rheinlandes bedingt. Zu vermuten ist aber ebenfalls, dass Proband 293alt und seine Frau tatsächlich einen Unterschied in der Sprachpädagogik gegenüber ihren beiden ältesten Kindern gemacht haben. Zum einen kann angenommen werden, dass der Sohn mehr Zeit mit dem Vater verbracht hat und die Tochter mit der Mutter; dass die beiden Eheleute unterschiedlicher Auffassung zur Erziehungssprache waren und diese im Alltag entsprechend von ihren Kindern wahrgenommen wurden, ist anhand der vorangegangenen Ausführungen ja bereits deutlich geworden. Zum anderen ist es möglich, dass die Eltern, wohl auch geschlechtsbedingt, von klein auf unterschiedliche Berufsziele für

44 Sprecherin 002jung: „Also ich versteh dat alles un könnt auch korrigieren und könnte mich auch beteiligen an so nem ja Wörterbuch.“

ihre Kinder hatten. In der Familie und generell in dörflichen Strukturen war üblich, dass der älteste, noch dazu männliche Nachkomme den Hof übernimmt. Gleichzeitig taten sich vielen Familien im Kontext der Bildungsreform in den 1960er Jahren neue Chancen auf, denn nun waren nicht nur Kindern aus Akademikerfamilien eine höhere Schulbildung und ein Universitätsbesuch möglich. Dass diese Bildung aber eng mit der Standardsprache verknüpft ist und der Dialekt hier sogar als hinderlich betrachtet wird, wurde der breiten Öffentlichkeit auch deutlich vermittelt.

4.2.4 *Gewährsperson 007jung*

Sprecherin 007jung ist die jüngste Tochter von Gewährsperson 293alt und seiner Frau. Sie wurde 1988 geboren und hat wie ihre Geschwister Kindheit und Jugend in Erp verbracht. Nach ihrem Schulabschluss ist sie in eine etwa 30 km entfernte Großstadt gezogen, hat aber immer noch den Großteil ihrer Freizeit in Erp bzw. einem 2 km entfernten Nachbarort verbracht. Während dieser Zeit hat sie eine Ausbildung zur Krankenschwester absolviert, heute arbeitet sie immer noch in diesem Krankenhaus. Sie wohnt in einem Dorf nahe Erp. Ihre Freizeit verbringt sie überwiegend in einem nahegelegenen Reitverein.

Die Schilderungen der Familien- und Erziehungssprache von Probandin 007jung ähneln eher denen ihres Bruders als denen ihrer Schwester. Sie beschreibt die Sprache in der Familie als „Mischmasch“, überwiegend sei aber Platt gesprochen worden, bedingt durch den landwirtschaftlichen Betrieb. Hochdeutsch hat ihr und ihren Geschwistern gegenüber am ehesten die Mutter verwendet. Ihre eigene Sprache beschreibt die Sprecherin folgendermaßen: „Isch glaub rischtisch Platt, also so wirklich jedes Wort nisch, aber isch, also mir fällt dat auch gar nich so rischtik auf, aber isch hab anscheinend, wenn isch so quatsche, schon einen deutlichen Akzent.“ Dieser würde weniger ihr selbst, als mehr anderen Personen auffallen, die sie dann auch darauf ansprechen. Je nach Gesprächspartner:in versuche sie, die Anzahl der dialektalen und regiolektalen Varianten zu steuern. Insbesondere mit dialektkompetenten Patient:innen im Krankenhaus, „mit denen spresch isch halt Platt. Also dann mach ichs auch wirklich bewusst, un ja die freuen sich immer“, wobei oft (positive) Verwunderung darüber geäußert wird, dass „‘n junger Mensch Platt spreschen kann, da können die meisten gar nisch fassen“. Dahingegen wählt 007jung beispielsweise im Gespräch mit ihrem Vorgesetzten bewusst eine standardnähere Sprechweise. In ihrem Freundeskreis habe die Verwendung von dialektnäheren Sprachlagen in den letzten Jahren zugenommen. Während sie in ihrer Kindheit und Jugend mit Gleichaltrigen eher Hochdeutsch gesprochen habe, ist es heutzutage mehr Platt, wobei sie

präzisiert: „Also jetzt auch nicht wirklich wie die jetzt die ältere Generation jedes Wort, aber schon so jedes zweite dritte ist da schon“.

Hier wird deutlich, was in vielen Gesprächen beobachtet werden kann. In der Regel fehlt den Sprecher:innen eine Bezeichnung für den Bereich zwischen den Sprachlagen, die sie als Hochdeutsch und Dialekt bzw. Platt bezeichnen, auch wenn einige von ihnen diesen durchaus wahrnehmen und als relevant für die Sprachsituation im Ort oder die eigene Sprachverwendung beschreiben.⁴⁵ Oft wird dieser regiolektale Zwischenbereich dann ebenfalls als Dialekt oder Platt bezeichnet und erst die objektiven Sprachdaten lassen darauf schließen, dass etwas Anderes gemeint ist. Proband:innen wie 007jung, die über ein ausgeprägtes Sprachbewusstsein verfügen, versuchen durch Formulierungen wie die obenstehende die Unterschiede zu beschreiben.⁴⁶

Die D-Werte aus den beiden Gesprächssituationen Interview und Freundesgespräch passen zu den Beschreibungen der Sprecherin (2015: INT 21,6 %, FG 39,4 %; vgl. auch Tab. 3). Die Anzahl der standardabweichenden Varianten unterscheidet sich zwischen den beiden Situationen deutlich, was das hohe Sprachbewusstsein der Probandin auch in der konkreten Sprachverwendung widerspiegelt. Interessant ist der Vergleich mit den D-Werten ihrer Geschwister:

Tabelle 4: Gewährspersonen der jungen Generation in Familie 2

Sprechersigle	Geburtsjahr	Gesprächssituation	D-Wert
008jung	1970	INT FG	39,4 % 46,0 %
002jung	1973	INT FG	14,8 % 32,1 %
007jung	1988	INT FG	21,6 % 39,4 %

Der Sprachgebrauch der drei Geschwister unterscheidet sich zum Teil deutlich voneinander, korrespondiert aber jeweils mit den sprachbiographischen Schilderungen der Gewährspersonen. Das älteste Kind, Sprecher 008jung, weist in beiden Situationen die höchsten Werte auf, wobei auch er nicht als Dialektsprecher bezeichnet werden kann. Gerade im Interview verwendet er vergleichsweise viele dialektale und regiolektale Formen. Betrachtet man das Sprachverhalten

45 Vgl. dazu auch Cornelissen 2001, S. 372–373; Lenz 2003, S. 327–328.

46 Vgl. zum Begriff *Sprachbewusstsein* Behrens 2015.

von 008jung vor dem Hintergrund der Aussage seines Vaters 293alt, dass die Mutter im Gespräch mit den Töchtern eher standardnah spräche (vgl. Zitat unter 4.2.1), lässt sich annehmen, dass die Eltern nicht explizit darauf geachtet haben, ihrem Sohn gegenüber die Standardsprache zu verwenden. Dies geschah vermutlich in der Annahme, er übernehme den landwirtschaftlichen Betrieb, wofür eine hohe standardsprachliche Kompetenz nicht nötig sei. Dies hat sich, wie die Erzählungen von 008jung zeigen, im Laufe seines Lebens bestätigt, so dass ein Ausbau der Kompetenz in der weiteren Ausbildung und im Berufsalltag keine große Relevanz hatte. Ganz anders ist dies bei seiner Schwester 002jung. Hier hat wohl vor allem die Mutter Wert auf eine standardsprachliche Sprachpädagogik gelegt, die so erworbene Kompetenz wurde dann durch das Studium weiter ausgebaut. Dadurch, dass die Probandin längere Zeit in Berlin lebte und nicht regelmäßig mit dem Erper Dialekt in Kontakt kam, ist ihre Sprachlage in der informellen Gesprächssituation weniger dialektal geprägt, als dies bei ihren Geschwistern der Fall ist. Der Unterschied in der heutigen Sprachkompetenz ist somit berufsbedingt, indirekt wohl aber ebenfalls geschlechtsbedingt. Die D-Werte der jüngsten Schwester, 007jung, liegen zwischen denen ihres Bruders und ihrer Schwester. Dass ihre Erinnerungen an die Sprachpädagogik ihrer Eltern denen ihres deutlich älteren Bruders mehr gleichen als denen ihrer Schwester, mag zeitbedingt sein. Während in den 1970er Jahren, als 008jung und 002jung geboren wurden, der Dialekt als Erziehungssprache deutlich negativ bewertet wurde und allem Anschein nach nur in wenigen, oft landwirtschaftlich geprägten Familien noch verwendet wurde, hatte sich die Sichtweise in den 1980er Jahren etwas relativiert (vgl. Abschnitt 2, S. 287). Es ist daher zu vermuten, dass mit Sprecherin 007jung auch die Mutter, bei 002jung noch *treibende Kraft* in der Verwendung der Standardsprache, wieder mehr Dialekt gesprochen hat. Durch die starke Präsenz der Standardsprache als Alltagssprache in der Schule und im Kontakt mit Gleichaltrigen sowie die Ausbildung im Krankenhaus konnte und musste die Sprecherin ihre standardsprachliche Kompetenz weiter ausbauen. Dadurch, dass sie aber – insbesondere im Vergleich zu ihrer älteren Schwester – privat in Erp und Umgebung und dort auch in einem dialektgeprägteren Umfeld verankert ist, ist ihre hier verwendete Sprachlage durch eine höhere Anzahl standarddifferenter Varianten geprägt.

4.3 Familie 3

Von Familie 3 nahmen an der Neuerhebung 2015 drei Personen teil, Vater 260alt, der bereits in den 1970er Jahren interviewt wurde, sowie seine Kinder, Tochter 004jung und Sohn 003jung.

Tabelle 5: Familie 3

Sprecher- sigle	Verwandtschaft	Geburts- jahr	L1	Aufnahme- jahr	Gesprächs- situation	D-Wert
260alt	Vater	1926	Dialekt	1970	INT FG	38,5 % 74,9 %
				2015	INT FG	43,3 % 70,0 %
004jung	Tochter	1955	Dialekt	2015	INT FG	18,7 % 66,6 %
003jung	Sohn	1958	Dialekt	2015	INT FG	34,8 % 64,8 %

4.3.1 Gewährsperson 260alt

Sprecher 260alt ist 1926 in Erp geboren und hat sein ganzes Leben im Ort gewohnt. Er hat hier die Volksschule besucht und anschließend in einer nahegelegenen Stadt eine Lehre zum Feinmechaniker absolviert. Anschließend arbeitete er sein gesamtes Berufsleben lang als Signaltechniker bei der Deutschen Bahn in einer nahen Großstadt. Früher war die Gewährsperson in ihrer Freizeit im Kegelclub und im Fußballverein aktiv, dies ist heute aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr möglich. Seine Frau stammt ebenfalls aus Erp, gemeinsam mit ihr, seinem Sohn 003jung und dessen Familie lebt er heute in einem Haus. Auf dem gleichen Grundstück hat auch seine Tochter 004jung ein Haus gebaut. 260alt und seine Frau haben insgesamt vier Kinder.

Der Sprachgebrauch des Probanden war und ist deutlich dialektgeprägt. Das Erper Platt ist seine Erstsprache, das Hochdeutsche empfindet er 2015 als „schwierisch“. Während seiner Berufstätigkeit verwendete er es insbesondere dann, wenn Kollegen oder Vorgesetzte den Dialekt nicht beherrschten. Im Privatleben, sowohl gegenüber seiner Frau als auch mit allen Kontakten im Dorf, verwendet er durchgehend das örtliche Platt. Wie er bereits im ersten Interview in den 1970er Jahren berichtet, sind in der Kindererziehung Theorie und Praxis in der Familie schnell auseinandergegangen. Beim ersten Kind haben sich 260alt und seine Frau die Verwendung einer hochdeutschen Erziehungssprache vorgenommen; Grund für das Vorhaben war die Annahme, dass den Kindern der Einstieg in die Schule leichter fallen würde, wenn sie das Hochdeutsche bereits beherrschen würden. Doch „das haute nisch hin, mit der Zeit hat sich das so abjeflacht“ und als Familiensprache setzte sich doch der Dialekt durch. Warum dies der Fall war, führt der Proband im ersten Interview nicht weiter aus, 2015 kann er sich nicht mehr genau erinnern.

Heute verwendet er sowohl gegenüber seinen Kindern als auch gegenüber seinen Enkelkindern, die über eine passive Dialektkompetenz verfügen, das Erper Platt.

Die objektiven Sprachdaten spiegeln die eigene Spracheinschätzung von 260alt wider (1970: INT 38,5 %, FG 74,9 %; 2015: INT: 43,3 %, FG 70,0 %; vgl. auch Tab. 5). Die in den verschiedenen Gesprächssituationen verwendeten Sprachlagen unterscheiden sich deutlich, beide sind vergleichsweise stark durch standarddifferente Varianten geprägt. Wie der ebenfalls vor dem Zweiten Weltkrieg geborene Sprecher 395alt (Familie 1) verwendet auch 260alt noch eine apikale /r/-Variante, wobei diese 2015 seltener realisiert wird als in den 1970er Jahren. Andere dialektale Formen werden von ihm 2015 ebenfalls mit geringerer Häufigkeit verwendet, so dass in beiden Sprachlagen die D-Werte in der Neuaufnahme etwas geringer sind. Hier ist ein Einfluss der weniger dialektgeprägten Umgebungssprache anzunehmen.

4.3.2 *Gewährsperson 004jung*

Sprecherin 004jung wurde 1955 geboren und hat die meiste Zeit ihres Lebens in Erp gewohnt. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern in einem Haus auf dem Grundstück ihrer Eltern. Sie besuchte die Grundschule im Ort, anschließend eine Hauptschule im Nachbarort und absolvierte dann ihr Fachabitur. Nach einer Ausbildung zur Erzieherin begann sie ein Studium der Sozialpädagogik, das sie nach einiger Zeit wieder abbrechen musste, da ihre Eltern sie nicht länger finanziell unterstützen konnten. Daraufhin arbeitete sie in dem erlernten Beruf als Kindergärtnerin und ist heute, nach vielen unterschiedlichen beruflichen Stationen, bei einem sozialen Verband tätig. Privat verbringt sie viel Zeit in Erp, nimmt aber auch das kulturelle Angebot der umliegenden Städte wahr. Sie engagiert sich nicht in Vereinen des Ortes, besucht aber gerne Veranstaltungen, die hier stattfinden, wie beispielsweise die Karnevalssitzung.

Probandin 004jung beschreibt den Dialekt als ihre Erstsprache und als Sprachlage, die ihre Eltern ihr und ihren Geschwistern gegenüber verwendet haben. Mit der Standardsprache ist sie erst in der Schule intensiver in Berührung gekommen, was für sie zu großen Problemen geführt hat. Dies beschreibt sie von allen hier vorgestellten Gewährspersonen am eindrucklichsten. Sowohl das Schreiben als auch die Leseaussprache machten ihr große Schwierigkeiten, beispielsweise die Zuordnung des Buchstaben *g* zum korrekten Lautwert im jeweiligen Wort.⁴⁷ Den Umgang der Lehrerin mit dieser Problematik hat sie als wenig

47 Das standarddeutsche /g/ kann im Ripuarischen je nach Lautumgebung und -position sowie abhängig von der individuellen Kompetenz entweder als [j], [x], [ç], [ʃ], [ε], [ç] oder [ø] realisiert werden. Vgl. dazu Rein 2020, S. 138–141.

verständnisvoll in Erinnerung. Aufgrund ihrer schlechten Noten im Fach Deutsch konnte 004jung nicht von der Grundschule auf ein Gymnasium wechseln, sondern besuchte die Hauptschule. Diese schlechten Erfahrungen, die die Sprecherin bis heute sichtlich bewegen, haben sie und ihren Mann dazu veranlasst, ihre Kinder auf Hochdeutsch zu erziehen, auch wenn sie miteinander Platt sprechen und diese Sprachlage grundsätzlich sehr positiv bewerten: „Wir ham es rigoros durchgezogen, auf Hochdeutsch zu erziehen.“ Ihre Söhne verfügen daher ihrer Einschätzung nach über eine passive, aber über keine aktive Dialektkompetenz. Heute, wo die Kinder schon etwas älter sind und eine gute Standardkompetenz erworben haben, spricht die Gewährsperson mit ihnen allerdings ab und zu Dialekt. Dabei macht sie hier einen Unterschied zwischen ihren beiden Söhnen, gegenüber dem älteren Sohn verwendet sie eher Dialekt, da dessen Frau sowohl über eine aktive als auch über eine passive Dialektkompetenz verfügt. Ihr jüngerer Sohn hat weniger Interesse am Erper Platt, weshalb sie ihm gegenüber öfter ins Hochdeutsche wechselt. Mit ihrem Enkelkind spricht sie durchgehend die Standardsprache, es werden aber gelegentlich dialektale Lieder miteinander gesungen. Im Alltag verwendet die Sprecherin gegenüber anderen dialektkompetenten Ortsbewohner:innen und Freund:innen das Erper Platt, ansonsten das Hochdeutsche. Sie berichtet, dass in den letzten Jahren und Jahrzehnten die Verwendung des Dialekts in der Dorfföfentlichkeit, beispielsweise in der Bäckerei, abgenommen hat. Hierfür sieht sie insbesondere den Zuzug vieler Ortsfremder als Grund an. Im beruflichen Kontext spricht sie nahezu ausschließlich die Standardsprache.

Die D-Werte der Sprecherin zeigen eindrücklich, dass sie über zwei deutlich unterschiedliche Sprachlagen verfügt, sie ist die Gewährsperson mit dem größten Abstand zwischen der Anzahl der verwendeten standarddifferenten Varianten in den beiden Gesprächssituationen (2015: INT 18,7 %, FG 66,6 %; vgl. auch Tab. 5). Der geringe D-Wert im formellen Interview lässt darauf schließen, dass sie ihre standardsprachliche Kompetenz im Laufe ihres Lebens deutlich ausgebaut hat, es ist anzunehmen, dass dies (auch) durch die negativen Erfahrungen mit ihrer dialektgeprägten Sprache zu Beginn ihrer Schullaufbahn bedingt ist.

4.3.3 *Gewährsperson 003jung*

Sprecher 003jung wurde 1958 geboren und hat wie seine Schwester den größten Teil seines Lebens in Erp verbracht. Er ging hier zur Grundschule, hat anschließend die Realschule im Nachbardorf besucht und dann eine Lehre bei der Deutschen Bahn gemacht. Da ihm dieser Beruf jedoch nicht gefiel, absolvierte er anschließend eine Lehre zum Gärtner und hat nach Abschluss der Meisterschule einen eigenen Betrieb eröffnet, den er bis heute führt. Er hat lange

Zeit in einem Erper Verein Fußball gespielt, war im Karneval aktiv und hat sich in der Grundschule mit einer Arbeitsgemeinschaft engagiert. Heute ist er in keinem Verein mehr aktiv tätig.

Auch 003jung beschreibt seine L1 als Dialekt und gibt an, erst in der Grundschule nennenswert mit der Standardsprache in Kontakt gekommen zu sein. Im Gegensatz zu seiner Schwester erinnert er diesen Übergang aber nicht als besonders einschneidend und negativ. Zwar beschreibt er Probleme mit der Rechtschreibung, ist allerdings nicht sicher, ob diese durch den Dialekt bedingt waren. Er resümiert: „Un also isch hab dat net als Nachteil empfunden, dat Platt, beide Sprachen.“ Dennoch haben er und seine Frau die Kinder ebenfalls standard-sprachlich erzogen, während die Eheleute miteinander Dialekt sprechen. Diese Entscheidung erfolgte allerdings nicht bewusst: „Ja warum, dat is ohne, ohne Hinterjedanken einfach so jewesen. Ma redet halt mit denen Hochdeutsch.“ So verfügen seine Kinder heute nur über eine passive Dialektkompetenz. Sowohl im Privaten als auch im beruflichen Kontext verwendet 003jung den Dialekt immer gerne, vorausgesetzt die Gesprächspartner:innen sind ebenfalls dialektkompetent und die Verwendung scheint ihm situationsangemessen. Es gibt andersherum allerdings auch Personen, gegenüber denen die Verwendung der Standardsprache für ihn nicht in Frage kommt, beispielsweise im Gespräch mit seinen Eltern und Geschwistern. Innerhalb des Dorfes sind seiner Wahrnehmung nach die Gelegenheiten, das Erper Platt zu verwenden, seit den 1980er Jahren deutlich weniger geworden. Seit dieser Zeit sind viele Menschen aus den umliegenden Städten in die Neubaugebiete des Ortes gezogen, die den Dialekt in der Regel nicht beherrschen.

Auch im Fall von Gewährsperson 003jung spiegeln die objektiven Sprachdaten die sprachbiographischen Beschreibungen wider (2015: INT 34,8 %, FG 64,8 %; vgl. auch Tab. 5). Der D-Wert des Freundesgesprächs zeigt eine klare Dialektkompetenz, die formelle Sprachlage unterscheidet sich hiervon deutlich, wenn auch nicht so eindrücklich wie bei seiner Schwester 004jung. Dieser Unterschied ist wohl mit den verschiedenen Erfahrungen im schulischen Erstkontakt mit der Standardsprache sowie mit den differierenden Anforderungen in Ausbildung und Beruf erklärbar.

5 Vergleich der Familien

Die sprachbiographischen Erzählungen der drei Familien belegen deutlich, dass die Sprachpädagogik der Eltern einen wesentlichen Anteil an den veränderten Sprachgebrauchsverhältnissen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Rheinland hatten. Sie zeigen aber auch, dass jede Familie, je nach Zeitpunkt,

Spracheinstellung, Spracherfahrung und zahlreichen anderen Faktoren, unterschiedlich mit den Herausforderungen des Wandels umgegangen ist.

Chronologisch betrachtet stellt Familie 3 noch den traditionellen Weg der sprachlichen Kindererziehung in einem rheinischen Dorf dar. Zwar war die Sprachwahl des Dialekts offenbar schon in den 1950er Jahren nicht mehr selbstverständlich, wie das eigentliche Vorhaben von 260alt und seiner Frau, die Kinder auf Hochdeutsch zu erziehen, zeigt. Doch Gründe wie eine stark dialektal geprägte Dorf- und Familiensprache und möglicherweise auch die begrenzte eigene Standardkompetenz (2015 beschreibt 260alt das Hochdeutsche als „schwierisch“) ließen dieses Vorhaben in der Selbstwahrnehmung des Vaters scheitern. Die D-Werte seiner Kinder, die in den Freundesgesprächen eine deutliche Dialektkompetenz zeigen, bestätigen dies genauso wie die Beschreibungen der jungen Gewährspersonen selbst. Die im Vergleich zum Vater niedrigeren D-Werte in den Interviews der Kindergeneration zeigen aber auch, dass die Standardsprache während der sprachlichen Sozialisation von 003jung und 004jung in den 1950–1970er Jahren eine andere Relevanz hatte, als dies zur Kinder- und Jugendzeit von 260alt der Fall war. Familie 1 (hier vor allem Vater 296alt und Sohn 001jung) und Familie 2, deren Kindererziehung zeitlich etwa parallel abliefen, zeigen, welchen Einfluss die Spracheinstellung der Eltern, aber auch das gesamte familiäre und berufliche Umfeld auf die Familiensprache hat. Den Schilderungen beider Familien ist zu entnehmen, dass zu Beginn der 1970er Jahre die Standardsprache bereits die übliche Erziehungssprachlage in Erp ist. So geben beide Väter im ersten Interview an, dass sie ihre Kinder auf Hochdeutsch erziehen wollen; als Gründe werden die Vermeidung von Schulschwierigkeiten sowie die Notwendigkeit einer guten Standardkompetenz für den späteren (beruflichen) Lebensweg angegeben. Im Alltag, der in beiden Familien in den älteren Generationen noch deutlich dialektal geprägt ist, gestaltet sich dieses Vorhaben als nicht immer umsetzbar. Insbesondere bei Familie 2, die auf einem Hof mit landwirtschaftlichem Betrieb lebt, ist dies der Fall.⁴⁸ Daneben ist aber auch die Sprachbewertung der Eltern von Relevanz, wie bei 293alt und seiner Frau deutlich wird. Der Sprecher bewertet das Erper Platt deutlich positiver als das Hochdeutsche und scheint sich im Laufe der Jahre immer mehr von der (empfundenen) gesellschaftlichen Erwartung, mit den Kindern müsse man die Standardsprache sprechen, zu lösen. Seiner Frau hingegen war die hochdeutsche Erziehung wichtiger, was zu einer konsequenteren

48 Dass der Beruf der Eltern/des Vaters relevant für die Sprachwahl mit den Kindern ist, zeigt Andreas Bieberstedt auch für die 1970er Jahre in Hamburg Vierlanden (Bieberstedt 2016, S. 267). Insbesondere ein landwirtschaftlicher Hintergrund führt in der Regel zu höherer Dialektkompetenz.

Verwendung der Sprachlage gegenüber den Kindern führte, wie die Erinnerungen von 002jung, 007jung und 008jung belegen. Ähnliche Beobachtungen wie die hier beschriebenen zeigen auch andere Untersuchungen:

Immer wieder wird deutlich, dass die Gewährspersonen in vergleichbaren Kontexten unterschiedliche Erfahrungen mit ihrer sprachlichen Umwelt sammeln bzw. diese unterschiedlich verarbeiten und erinnern. [...] Auch die jeweilige Sprachpädagogik unterscheidet sich erheblich – zumindest in den geäußerten Präferenzen; tatsächlich praktizieren die meisten Gewährspersonen eine hochdeutsche Sprachvermittlung.⁴⁹

Was sich bei beiden Familien 2015 deutlich zeigt, ist eine Differenz zwischen dem Sprachgebrauch der Väter und dem der Kinder. Zwar sind bei den ab 1970 geborenen Gewährspersonen deutliche Unterschiede zwischen den D-Werten erkennbar, sie alle verfügen aber über eine höhere Standardkompetenz und über eine niedrigere Dialektkompetenz als ihre Väter. Sie können alle nicht mehr als Dialektsprecher:innen im eigentlichen Sinne bezeichnet werden, vielmehr verfügen sie über eine standardsprachliche Kompetenz, deren konkrete Realisierung je nach Situation und Gesprächspartner:in mehr oder weniger standarddifferente Varianten aufweist. Wie groß das individuelle Repertoire ist, hier gemessen am Abstand zwischen dem D-Wert im Interview und dem im Freundesgespräch, ist abhängig von der Ausbildung und den jeweiligen sprachlichen Anforderungen im Beruf, den Lebensorten und der Sprachverwendung im privaten Umfeld sowie vom individuellen Sprachbewusstsein und der Sprachbewertung. Ein Zusammenhang des Sprachgebrauchs der Väter mit dem der Kinder ist allerdings auch deutlich zu erkennen. Wie Kehrein (2012) für Sprecher unterschiedlicher Generationen aus dem moselfränkischen Wittlich beschreibt, kann der Vergleich von D-Werten aus unterschiedlichen Gesprächssituationen Aufschluss über die tatsächliche Erziehungssprachlage innerhalb einer Familie geben. Kehrein beobachtet, dass die regionalsprachliche Kompetenz eines jungen Sprechers im Freundesgespräch genau der Sprachverwendung des Sprechers der Elterngeneration im Interview entspricht.⁵⁰ Die formelle, durchaus aber noch deutlich dialektal geprägte Sprachlage der Elterngeneration wird somit zur informellen Sprachlage der nicht-dialektkompetenten Folgegeneration. Gleiches zeigt sich auch für die vorgestellten Erper Familien:

49 Bieberstedt 2016, S. 297–298.

50 Vgl. Kehrein 2012, S. 97. Vgl. auch Schmidt/Herrgen 2011, S. 388–389.

Tabelle 6: Dialektalitätswerte der Erziehungssprachlage

Familie	Sprechersigle	Geburtsjahr	Aufnahmejahr	Gesprächssituation	D-Wert
1	395alt	1921	1970	INT	56,5 %
	396alt	1946	1970	INT	37,2 %
	001jung	1972	2015	FG	40,0 %
2	293alt	1946	1970	INT	45,2 %
	008jung	1970	2015	FG	46,0 %
	002jung	1973	2015	FG	32,1 %
	007jung	1988	2015	FG	39,4 %
3	260alt	1926	1970	FG	74,9 %
	004jung	1955	2015	FG	66,6 %
	003jung	1958	2015	FG	64,8 %

Bei den Familien 1 und 2 entspricht die regionalsprachliche Kompetenz der Kindergeneration, wie sie sich 2015 im Freundesgespräch darstellt, in etwa der standardsprachlichen Kompetenz der Väter aus den Interviewaufnahmen der 1970er Jahre. Die Gegenüberstellung ist insbesondere für Familie 2 interessant: Der Vater 293alt gab 1970 an, mit seinen Kindern Hochdeutsch zu sprechen, 2015 beschreibt er seinen Sprachgebrauch ihnen gegenüber als dialektal. Der Vergleich der D-Werte lässt nun darauf schließen, dass er zumindest zu Beginn der sprachlichen Sozialisation der Kinder ihnen gegenüber seine standardnähere Sprachlage verwendet hat (die bei ihm allerdings vergleichsweise stark dialektal geprägt ist). Für Familie 3 zeigt sich ein anderes Bild. Hier entsprechen die D-Werte der Kindergeneration im Freundesgespräch viel eher dem D-Wert des Vaters aus der informellen Gesprächssituation als dem des Interviews.

Ein interessantes Detail beim Vergleich der objektsprachlichen Daten der drei Familien ist, dass als einzige dialektale Variante die apikale Realisierung des /r/ in der Kindergeneration nie auftaucht,⁵¹ auch wenn bei drei von drei Sprechern der älteren Generation dieses Merkmal hochfrequent verwendet wird (Sprecher 260alt, 293alt und 395alt).⁵² Wiese (2003) beschreibt den Lautwandel

51 Eine Ausnahme bildet eine einzige Realisierung durch Sprecher 003jung. Er wiederholt allerdings wortwörtlich eine Aussage seines Vaters 260jung, die Verwendung hat hier Zitatcharakter.

52 Vergleichbare Ergebnisse liegen für Mecklenburg-Vorpommern vor, vgl. Ehlers 2021.

von apikalen /r/-Varianten zu einem am Zäpfchen oder am hinteren Gaumen artikulierten Reibelaut bzw. Approximanten aufgrund seines schnellen und konsequenten Ablaufs als „arguably the only sound change that many present-day German speakers are aware of within their own lifetime exposure to their language“.⁵³

Eine Aussage, die sowohl in den Interviews mit den hier vorgestellten Vertretern der älteren Generation als auch in vielen weiteren Aufnahmen des *Erp-Projektes* aus den 1970er Jahren formuliert wird, ist die Annahme, die Kinder würden das Erper Platt *schon auf der Straße lernen*, wenn man es ihnen in der Familie nicht beibrächte. Insbesondere bei den Gewährspersonen, die eine positive Einstellung zum Dialekt aufweisen, jedoch aus Vernunftsgründen, d. h. um Schwierigkeiten ihrer Kinder in der Schule zu verhindern, eine hochdeutsche Sprachpädagogik wählen, begegnet einem diese Äußerung oft und wird nahezu als Wunsch und Hoffnung formuliert. Wie sich aber in dieser und auch in anderen Untersuchungen zeigt,⁵⁴ bestätigt sich die Annahme nicht.⁵⁵ Aus heutiger Sicht ist dies nicht weiter verwunderlich. Da allem Anschein nach viele Familien nahezu gleichzeitig begannen, eine standardnahe Erziehungssprachlage zu verwenden, gab es bald nur noch wenige Kinder, die den Dialekt beherrschten. Da diese, spätestens mit dem Schuleintritt, ebenfalls über eine hochdeutsche Kompetenz verfügten, wird die Sprachlage unter den Kindern wohl in der Regel standardsprachlich geprägt gewesen sein. Zumal von vielen Gewährspersonen aus Erp ein umfangreicher Zuzug von Familien aus dem Umland seit den 1970er Jahren geschildert wird, die nicht dialektkompetent waren.⁵⁶ Dazu kommt in dieser Generation ein starker Einfluss der Standardsprache durch die Medien, deren Nutzung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stetig zugenommen hat.

In diesen Kontext lässt sich das Bedauern um den Verlust des Dialekts als Alltagssprache einordnen. Ein solches klang in den Gesprächen in allen drei Familien an, selbst wenn die Entscheidung, die Kinder in der Standardsprache zu erziehen, nicht bereit wurde. Aber gerade, wenn angenommen wurde, die

53 Wiese 2003, S. 29.

54 Vgl. Kreymann 1994, S. 269–278.

55 Die Annahme der Gewährspersonen beruht wahrscheinlich auf eigenen Erfahrungen. Wie Ehlers 2021 für Mecklenburg-Vorpommern berichtet, haben dort Sprecher:innen der Nachkriegsgeneration, die mit ihren Familien als Vertriebene aus dem mittel- und oberdeutschen Sprachraum in sein niederdeutsches Erhebungsgebiet kamen, durchaus den lokalen Dialekt noch erlernt.

56 Den sprunghaften Anstieg der Bevölkerung dokumentieren auch Besch/Hufschmidt/Kall-Johann/Klein/Mattheier 1981, S. 143.

Kinder würden das Platt *auf der Straße lernen*, sind die Eltern nicht davon ausgegangen, dass durch ihre Entscheidung der Dialekt als Muttersprache verloren gehen würde. Wirrer (2021) erklärt diese Beobachtung wie folgt:

Sprecher, die eine Minderheitensprache oder eine Kleinsprache oder einen Dialekt nicht an ihre Kinder weitergegeben haben, bedauern dies häufig genau dann, wenn die entsprechende Sprache oder Varietät in ihrer Existenz bedroht ist. Dieses Bedauern setzt in der Regel genau dann ein, wenn die überdachende Standardsprache erfolgreich durchgesetzt wurde.⁵⁷

6 Fazit

Mit Blick auf die Dialektalitätswerte der hier vorgestellten ab 1970 geborenen Gewährspersonen kann die Annahme von Jürgen Macha aus dem Jahr 1993 weiter belegt werden: Rheinische bzw. konkreter Erper Eltern woll(t)en mit ihren Kindern eine standardnahe Sprache sprechen und die Ergebnisse aus dem Jahr 2015 zeigen, dass sie diesem Anspruch gerecht geworden sind.⁵⁸ Deutlich wird anhand der hier vorliegenden Daten aber auch, dass diese Entscheidung nicht mit einer negativen Bewertung des Dialekts einhergehen muss, wie die Korrelation der sprachbiographischen Daten mit den objektsprachlichen Daten zeigt. Der Vergleich beziehungsweise Abgleich dieser beiden Datentypen miteinander hat sich als sehr ergiebig herausgestellt. Es zeigt sich, dass viele Gewährspersonen sowohl ihren eigenen Sprachgebrauch als auch den ihrer Familienmitglieder gut einschätzen und beschreiben können, wenn auch immer wieder deutlich wird, dass die Beschreibung und Bezeichnung des „mittleren Bereichs“, des Regiolekts, vielen linguistischen Laien schwerfällt. In Fällen, in denen ein Datentyp allein kein stimmiges Bild ergibt, kann das weitere Material Erklärungsansätze bieten, wie sich insbesondere bei Familie 2 gezeigt hat.

Der Versuch, die Frage nach den Gründen für die veränderte Sprachpädagogik zu beantworten, ist nur in Teilen gelungen. Zwar wurde das Motiv, aufgrund von selbst erlebten oder aber miterlebten Schulschwierigkeiten aufgrund mangelnder Standardkompetenz, eine hochdeutsche Sprachpädagogik zu wählen, mehrfach genannt; ebenso der allgemeine Wunsch, den Kindern eine gute Bildung zu ermöglichen. Genauso haben sich Gewährspersonen jedoch zu einer

57 Wirrer 2021, S. 464.

58 Dies belegen natürlich nicht nur die Daten der wenigen hier vorgestellten Gewährspersonen der Kindergeneration, sondern auch die Daten aus dem Gesamtkorpus der Neuerhebung sowie die Ergebnisse einer weiteren Untersuchung in Erp mit jüngeren Proband:innen aus den 1990er Jahren (vgl. Kreyman 1994).

standardsprachlichen Erziehung entschlossen, die solche Erlebnisse nicht erinnern und die keine konkreten Gründe für ihre Sprachwahl benennen können. Auf Nachfrage werden hier vage Angaben wie „das machte man eben so“ formuliert. Diese unpräzisen Antworten sind vielleicht (auch) methodisch bedingt. Die Entscheidung zur eigenen Sprachpädagogik haben alle Interviewten bereits vor mehreren Jahrzehnten getroffen, es ist also möglich, dass ihnen die damaligen Motive nicht mehr präsent sind.

Literaturverzeichnis

- Behrens, Heike: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein. Implikationen der empirischen Linguistik für die Sprachtheorie. In: Schmidlin, Regula/Behrens, Heike/Bickel, Hans (Hrsg.): Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein. Implikationen für die Sprachtheorie. Berlin/Boston 2015, S. 1–15.
- Besch, Werner/Hufschmidt, Jochen/Kall-Holland, Angelika/Klein, Eva/Mattheier, Klaus J.: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt (Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Universität Bonn). Bd. 1. Berlin 1981.
- Bieberstedt, Andreas: „Das hieß dann, die können kein richtiges Deutsch in der Schule.“ Autobiographische Äußerungen Hamburger Dialektsprecher zu ihrer schulischen Sprachsozialisation. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum (Sprache in der Gesellschaft; 34). Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, S. 251–306.
- Bieberstedt, Andreas: Lebenslauf und Sprachbiographie. Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M. [u. a.] 2017, S. 47–80.
- Cornelissen, Georg: „An sich, nicht dat 100%ige Hochdeutsch“. Das regionale Varietätenspektrum im Sprachwissen und Sprachbewusstsein rheinländischer Sprecher/innen. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 65 (2001), S. 360–373.
- Dussel, Konrad: Deutsche Rundfunkgeschichte. 3., überarb. Aufl. Konstanz 2010.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Führt die Immigration der Heimatvertriebenen nach 1945 zu Dialektverlust und Nivellierung regionalsprachlicher Differenzen? Beobachtungen aus einer Untersuchungsregion in Mecklenburg. In: Niederdeutsches Jahrbuch 136 (2013), S. 97–116.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und

- immigrierten Vertriebenen. Teil 1: Sprachsystemgeschichte (Regionalsprache und regionale Kultur. Mecklenburg-Vorpommern im ostniederdeutschen Kontext; 3). Berlin 2018.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Lautwandel von einer Generation zur nächsten. Die Entwicklung des prävokalischen R im mecklenburgischen Regiolekt und Dialekt. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 88 (2021), S. 302–323.
- Engelbrecht, Jörg: Das Rheinland. In: Historische Zeitschrift. Beihefte 37 (2003), S. 121–133.
- Fischer, Helmut: Wörterbuch der unteren Sieg (Rheinische Mundarten; 4). Köln 1985.
- Hoffmann, Walter: Bibliographie zu Grammatik und Wortschatz rheinischer Dialekte (Rheinische Mundarten; 8). Köln 1994.
- Hufschmidt, Jochen/Klein, Eva/Mattheier, Klaus J./Mickartz, Heinz: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil (Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Universität Bonn). Bd. 2. Berlin 1983.
- Jünger-Geier, Ursula: Die Ortssprache des rheinischen Dorfes Kelzenberg. Empirische Studie zur situativen Sprachverwendung im Bereich Dialekt – Hochsprache (Rheinisches Archiv; 126). Köln 1989.
- Kehrein, Roland: Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte; 152). Stuttgart 2012.
- Klein, Eva/Mattheier, Klaus J./Mickartz, Heinz: Rheinisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv; 6). Düsseldorf 1978.
- Knüfermann, Arnold: Grafschafter Mundartlexikon. Leben und Arbeiten in der alten Grafschaft Moers (Rheinische Mundarten; 6). Herausgegeben vom Arbeitskreis „Grafschafter und Vogteier Mundart und Volkskunde“ in Zusammenarbeit mit dem Amt für rheinische Landeskunde. Köln 1993.
- Kreymann, Martin: Aktueller Sprachwandel im Rheinland. Empirische Studie im Rahmen des Erp-Projektes (Rheinisches Archiv; 133). Köln 1994.
- Lausberg, Helmut: Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland (Rheinisches Archiv; 130). Köln 1993.
- Lenz, Alexandra N.: Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte; 125). Stuttgart 2003.
- Löffler, Heinrich: Dialekt und regionale Identität. Neue Aufgaben für die Dialektforschung. In: Ernst, Peter/Patocka, Franz (Hrsg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien 1998, S. 71–85.

- Löffler, Heinrich: Die Rolle der Dialekte seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 2.2). Berlin/New York 2000, S. 2037–2047.
- Löffler, Heinrich: Germanistische Soziolinguistik (Grundlagen der Germanistik; 28). 5., neu bearb. Aufl. Berlin 2016.
- Macha, Jürgen: Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister (Veröffentlichung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn). Köln 1991.
- Macha, Jürgen: ‚Wie die Alten sangen...?‘ Generation und Sprache im Rheinland. In: Besch, Werner/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt a. M./Bern 1993, S. 601–618.
- Macha, Jürgen: Nordrheinische Sprachgeschichte im 20. Jahrhundert. In: Macha, Jürgen/Neuß, Elmar/Peters, Robert/Elspaß, Stephan (Hrsg.): Rheinisch-westfälische Sprachgeschichte (Niederdeutsche Studien; 46). Köln 2000, S. 293–313.
- Macha, Jürgen: Regionalsprachlichkeit in Nordrhein-Westfalen. In: Rusinek, Bernd-A./Kühn, Andreas (Hrsg.): Das Nordrhein-Westfalen-Lesebuch. Köln 2014, S. 109–124.
- Mattheier, Klaus J.: Sprachvariation und Sprachwandel. Untersuchungen zur Struktur und Entwicklung von Interferenzprozessen zwischen Dialekt und Hochsprache in einer ländlichen Sprachgemeinschaft des Rheinlandes. Unveröffentlichte Habilitationsschrift. Bonn 1979.
- Moser, Hugo: Umsiedlung und Sprachwandel. In: Arnold, Franz/Spranger, Eduard/ Erbe, Walter (Hrsg.): Bildungsfragen unserer Zeit. Theodor Bäuerle zu seinem 70. Geburtstag am 16. Juni 1952. 2. Aufl. Stuttgart 1956, S. 121–141.
- Möller, Robert: Mögliches und Unmögliches zwischen Dialekt und Standard. Kookkurrenzrestriktionen als Zugang zur Struktur regionaler Umgangssprache im Rheinland. In: Voeste, Anja/Gessinger, Joachim (Hrsg.): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie (OBST; 71). Duisburg 2006, S. 101–117.
- Möller, Robert: Erscheinungsformen rheinischer Alltagssprache. Untersuchungen zu Variation und Kookkurrenzregularitäten im „mittleren Bereich“ zwischen Dialekt und Standardsprache (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte; 153). Stuttgart 2013.
- Niebaum, Hermann/Macha, Jürgen: Einführung in die Dialektologie des Deutschen (Germanistische Arbeitshefte; 37). 3., überarb. und erw. Aufl. Berlin/Boston 2014.
- Pauwels, Anne: Reviews. Language Varieties and Situations. In: Language in Society 15 (1986), S. 547–552.

- Rein, Charlotte: Zurück nach Erp. Individueller und intergenerationeller Sprachwandel in einer ripuarischen Sprechergemeinschaft (Rheinisches Archiv; 162). Köln 2020.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung (Grundlagen der Germanistik; 49). Berlin 2011.
- Sieburg, Heinz: Geschlechtstypischer Dialektgebrauch. Empirische Untersuchung verschiedengeschlechtlicher Geschwister in der Ortschaft Fritzdorf (Rhein-Sieg-Kreis) (Rheinisches Archiv; 129). Köln 1992.
- Specht, Katharine: Maikirschen. Kindheitserinnerungen an niederrheinisches Landleben. Grafschafter Platt – hochdeutsche Übertragung. Köln 1991.
- Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: Bulletin suisse de linguistique appliquée 76 (2002), S. 1–14.
- Wiese, Richard: The unity and variation of (German) /t/. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 70 (2003), S. 25–43.
- Wirrer, Jan: „Wir güng'n nich to Kark“. Walcott, IA 52773, Davenport, IA 52801, Bredenbek, D-24796. In: Langhanke, Robert (Hrsg.): Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks. Gütersloh 2015, S. 411–431.
- Wirrer, Jan: Sprecherbiographie, soziales Alter und kommunikative Netzwerke. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge (Sprache in der Gesellschaft; 35). Frankfurt a. M./Bern 2017, S. 81–104.
- Wirrer, Jan: Sprachwissen – Spracherfahrung. Untersuchungen zum metasprachlichen Wissen sprachwissenschaftlicher Laien (Deutsche Dialektgeographie; 116). Unter Mitarbeit von Maria Baier, Franziska Bergner, Lisa Blanke, Sandra Hartkamp, Daniel Jettka, Sarah Keuch, Petra Kubina, Carina Seele und Meike Tiedemann. Redaktionelle Bearbeitung: Stephanie Windhorn. Hildesheim/Zürich/New York 2021.

Stefan Ehrlich Papiernick¹

„Ja, das war Hannöversch“ – zum Einsatz auditiver und visueller Stimuli in sprachbiografischen Interviews

Abstract: In order to uncover speaker knowledge about regional language usage, the DFG project *Die Stadtsprache Hannovers* conducted qualitative interviews using visual and auditory stimuli. This paper describes the applied methodology and analyzes the effects of the stimuli on the interview process. The results demonstrate that this approach can shape certain phases of the interview and create opportunities to elicit knowledge that would not have been verbalized without the use of stimuli.

Keywords: Hannöversch, Hochdeutsch, Stimulus, Stadtsprache, Mental Maps

1 Verborgenes Variationswissen durch Stimuli aufdecken

Fragt man Menschen in Deutschland, wo das beste Hochdeutsch gesprochen wird, nennen sie sehr häufig die Stadt Hannover, wie bereits eine repräsentative Umfrage² zeigen konnte. Die Verknüpfung von *Hochdeutsch* als laikales Konzept von Standardsprachlichkeit mit Hannover findet sich zudem als wiederkehrender Topos in den Daten verschiedener Projekte der deutschen Regionalsprachenforschung.³ Weniger bekannt ist Sprachbenutzerinnen und Sprachbenutzern, dass auch in Hannover dialektale Variation existiert. In einer historischen Perspektive kann sogar von einer Triglossie⁴ ausgegangen werden, die das Hochdeutsche als standardnahen Pol, das ostfälische Niederdeutsch als

-
- 1 Die vorliegende Arbeit basiert auf einem gemeinsamen Vortrag mit François Conrad, dem an dieser Stelle herzlich für die Unterstützung auch bei der Konzeption und Erstellung des Artikels gedankt sei.
 - 2 Vgl. Ehrlich/Conrad 2021. In dieser im Jahre 2020 vom Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* in Zusammenarbeit mit Forsa durchgeführten repräsentativen Umfrage gaben in einer offenen Frage 24 Prozent der Befragten an, dass der Raum oder die Stadt Hannover der Ort des besten Hochdeutsch sei. Danach folgten mit 14 Prozent Niedersachsen und mit sechs bzw. fünf Prozent Nordrhein-Westfalen und Norddeutschland insgesamt.
 - 3 Vgl. Lameli/Purschke/Kehrein 2008, S. 66; Hoffmeister 2017, S. 250–251, 256; Beuge 2019, S. 176.
 - 4 Vgl. Blume 1987, S. 31.

Basisdialekt und die städtische Umgangssprache *Hannöversch*⁵ als dazwischenliegende Varietät einschließt. Betrachtet man die öffentlichen Diskurse zur Sprache in Hannover, wird jedoch deutlich, dass vor allem das *besondere* Hochdeutsch als Markenzeichen⁶ der Stadt gilt und unter anderem in der Werbung und im Stadtmarketing eine Rolle spielt. Weder der ostfälische Basisdialekt noch das Hannöversche werden hierbei mit der Stadt in Verbindung gebracht, was darauf schließen lässt, dass die Varietäten aus dem sprachlichen Bewusstsein weitestgehend verschwunden sind. Dies korrespondiert auch mit den Aussagen aus der Regionalsprachenforschung der letzten Jahrzehnte, die das Hannöversche als nahezu ausgestorben beschreiben,⁷ auch wenn nicht unerwähnt bleibt, dass es noch in Spuren zu finden sein könnte. Diese Spuren konnten kürzlich für eine kleine Anzahl von Sprecherinnen und Sprechern durch eine studentische Abschlussarbeit nachgewiesen werden.⁸

Im Projekt *Die Stadtsprache Hannovers*, das mit variationslinguistischen Methoden den aktuellen Sprachgebrauch untersucht, wurde daher der Versuch unternommen, im Rahmen sprachbiografischer Interviews dieses verborgene Variationswissen zu reaktivieren. In den Interviews wurden auditive und visuelle Stimuli eingesetzt, um Wissensbestände speziell zum Hannöverschen und weitere horizontale Sprachraumkonzepte zu elizitieren. Ein solcher Einsatz von perzeptionslinguistischen Methoden mündet häufig in eine Art „Blackboxing“⁹: Die mentale Karte oder die skalierte Einschätzung eines Audiostimulus bildet zwar einen Teil des metasprachlichen Wissens der befragten Gewährsperson ab, aber die

5 Beim *Hannöverschen* handelt es sich um eine ostfälische Missingsch-Varietät, die durch den Gebrauch des Hochdeutschen durch L₁-Sprecherinnen und -Sprecher des Niederdeutschen entstand und heute als sozial markiert betrachtet werden kann (vgl. Wilcken 2015, S. 5–6). In diesem Artikel wird zwischen dem toponymischen Attribut *hannoversch*, das sich auf Hannover als topografischen Punkt bezieht, und *Hannöversch* mit Umlaut, das sich lediglich auf die städtische Umgangssprache bezieht, unterschieden. Zu einer Diskussion der Begrifflichkeit vgl. Stellmacher 2018, S. 93–95.

6 Vgl. Ikenaga/Ehrlich/Conrad 2024.

7 Vgl. Blume 1987, S. 25, 31; Elmentaler 2012, S. 112.

8 Petersen 2022 konnte durch akustische Analysen mittels Praat aufzeigen, dass insbesondere die untersuchten älteren und mittelalten Gewährspersonen [a] zu [ə] zentralisieren. Zudem zeichnet sich insbesondere der Diphthong [ai] oft durch eine ausgeprägte Dehnung der ersten Diphthongkomponente aus. Beide Phänomene werden von Blume 1987 als Merkmale der ostfälischen städtischen Umgangssprachen beschrieben, letzteres jedoch als reine Monophthongierung von [ai] zu [a:] (vgl. auch Fußnote 12).

9 Vgl. Gessinger 2018, S. 95.

Interpretierbarkeit ist nicht immer gewährleistet. Gessinger (2018) plädiert daher für das Hinzuziehen möglichst breiter Begleitdaten (etwa die Dokumentation der Aufgabenbewältigung, die Sprachproduktionsdaten oder nonverbale Reaktion), um die Opazität der Daten zu verringern. Die Stimuli im hannoverschen DFG-Projekt wurden aus diesem Grund direkt in den sprachbiografischen Interviews verwendet, um den Gewährspersonen ausreichend Raum zur Einordnung zu bieten und gegebenenfalls im weiteren Gesprächsverlauf darauf zu rekurrieren oder Geäußertes zu revidieren. Die Erfahrungen, die dabei gesammelt werden konnten, werden im vorliegenden Artikel dargelegt. Im Folgenden wird zunächst ein kurzer Überblick über das Projekt gegeben und anschließend werden der Ablauf des Interviews sowie die Stimuli und deren Einbettung beschrieben. Die Auswirkungen, die der Einsatz dieser auf die sprachbiografischen Interviews hatte, stehen im vierten Kapitel im Vordergrund und werden am Ende diskutiert.

2 Die Stadtsprache Hannovers

Das DFG-Projekt *Die Stadtsprache Hannovers*¹⁰ untersucht seit Januar 2020 die sprachliche Realität der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover. Dabei geht es einerseits um die Klärung der Frage nach der im Diskurs auftretenden *Reinheit* der hannoverschen Aussprache und die Verbreitung des hannoverschen *Hochdeutsch-Mythos*, in erster Linie wird allerdings versucht, den Sprachgebrauch der Stadt umfänglich aus einer objektsprachlichen sowie auch einer subjektsprachlichen Perspektive heraus zu beleuchten.¹¹ Dazu wurde ein Variablenkatalog mit 21 standarddivergenten phonologischen Merkmalen definiert, die für den Sprachgebrauch Hannovers mehr oder weniger ausgeprägt belegt sind.¹²

Im Projektteil *Objektsprachliche Variation* (Hana Ikenaga) werden dafür in einem Sprachproduktionstest elizitierte Daten sowie spontansprachliche Daten

10 DFG-Projektnummer: 431328772. Die Laufzeit der ersten Projektphase betrug drei Jahre, die zweite weitere 15 Monate.

11 Für einen detaillierten Überblick über das methodische Vorgehen im Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* vgl. Conrad/Ehrlich/Ikenaga 2024.

12 Der Variablenkatalog beinhaltet großflächige norddeutsche Variablen wie die auslautende g-Spirantisierung, die alveolare Realisierung von <s> vor <t> und <p>, die Realisierung von [ŋ] als [ŋk], aber auch Phänomene der städtischen Umgangssprache Hannöversch wie die Realisierung von [a:] als [ɔ:] bzw. [a] als [ɔ] (*klares A*), die Monophthongierung von [aɪ] zu [a:] (*langes A*) und [aʊ] zu [ɔ:] oder die frikativische Realisierung von <r> vor Konsonanten als [x] sowie die neueren, nicht basisdialektal erklärbaren Merkmale wie die Plosivierung von auslautendem <ig>.

aus einem sprachbiografischen Interview und einem Tischgespräch¹³ mit befreundeten oder verwandten Personen der Gewährsleute einer Variablenanalyse unterzogen. Zum Sprachexperiment, das den ersten Teil der Erhebung vor Ort bildet, gehören verschiedentlich gestaltete Aufgaben wie Bilderbenennungen, Lücken- und Vorlesetexte sowie ein Satzbauspiel, die dazu dienen sollen, mögliche Buchstabeneffekte aufzudecken. Durch die unterschiedlichen Settings nicht nur im Sprachexperiment, sondern auch in den spontansprachlichen Daten, kann die Sprachvariation verschiedener Formalitätsgrade analysiert werden.

Im Projektteil *Sprachvariation und subjektive Konzepte* wiederum werden mit den Methoden der perzeptiven Variationslinguistik Spracheinstellungen, Normhorizonte und regionalsprachliches Wissen¹⁴ beleuchtet. In der Erhebungssituation findet dies direkt im Anschluss an die Erhebung der elizitierten objektsprachlichen Daten statt und besteht zunächst aus verschiedenen perzeptionslinguistischen Tests. Anhand von Testsätzen wird dabei erfragt, ob die standarddivergenten Merkmale des Variablenkatalogs als solche erkannt (Divergenztest) und als korrekturwürdig erachtet werden (Normativitätstest). Die in diesen Tests durch die Gewährspersonen als relevant markierten Phänomene werden außerdem thematisiert und es wird abgefragt, ob sie von der Gewährsperson selbst und/oder von Hannoveranerinnen und Hannoveranern benutzt werden (Situativitätstest). Auch das regionalsprachliche Wissen bezüglich eines größeren Raums um den Wohnort der Gewährsperson herum wird mit einem Lokalisierungstest, bei dem Aufnahmen aus verschiedenen Städten wie etwa Braunschweig, Magdeburg oder Bremen verortet und hinsichtlich ihrer Dialektalität eingeschätzt werden, erkundet. Den letzten Teil der Aufnahmesituation bildet das qualitative Interview, in dem zusätzlich zu einem klassischen sprachbiografischen Leitfaden auch auditive und visuelle Stimuli eingesetzt werden. In Abschnitt 3 wird dieses Vorgehen detailliert beschrieben.

Insgesamt konnten mit 100 hannoverschen Gewährspersonen auswertbare Aufnahmen erstellt werden. Das Sampling ist aufgrund der beiden Perspektiven, die das Projekt einnimmt, ein quantitatives und wurde entlang der folgenden Merkmalsausprägungen vorgenommen: Geschlecht (weiblich/männlich), Alter (drei Generationen, 18 bis 42 Jahre, 43 bis 66 Jahre und 67 Jahre oder älter), Ortsfestigkeit (mindestens ein Elternteil aus der Stadt Hannover oder kein

13 Das Tischgespräch findet gewöhnlich bei den Gewährspersonen zuhause und einige Wochen nach dem ersten Erhebungstermin statt, während die anderen Erhebungsteile in einem eigens dafür eingerichteten Raum an der Leibniz Universität Hannover durchgeführt werden.

14 Vgl. Kehrein/Lameli/Purschke 2010, S. 353.

Elternteil aus Hannover)¹⁵ und sozioökonomischer Status¹⁶ des Stadtteils, in dem die Gewährsperson lebt (drei Statuskategorien). Sämtliche Erhebungsteile einschließlich des sprachbiografischen Interviews wurden mit allen Gewährspersonen durchgeführt. Aufgrund des forschungsökonomisch hohen Transkriptions- als auch Analyseaufwands werden zunächst nicht alle sprachbiografischen Interviews auch zur qualitativen Analyse herangezogen, während die Daten aus dem Sprachexperiment, den Perzeptionstests sowie die erstellten *Mental Maps* (siehe Abschnitt 3) von allen Gewährspersonen ausgewertet werden. Es wurden insgesamt 65 sprachbiografische Interviews bis zum Projektende qualitativ ausgewertet, wobei sich die Auswahl einerseits an den soziodemografischen Faktoren orientierte, andererseits aber auch an den von den Gewährspersonen behandelten Themen. Dafür wurden von den Gewährspersonen aufgebrachte neue Aspekte, die für die Fragestellungen des Projekts interessant sind, jeweils nach den Aufnahmen notiert und zur Priorisierung der weiteren Auswertungsschritte herangezogen.

Die Vielfalt der Daten im Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* ist groß und ermöglicht es, den Sprachgebrauch in Hannover auf einer individuellen und interindividuellen Ebene zu dokumentieren sowie subjektive Perspektiven auf horizontale und vertikale Variation der Stadtsprache zu beleuchten.

3 Das sprachbiografische Interview mit Stimuli

3.1 Zeitlicher Ablauf

Das sprachbiografische Interview schließt im Rahmen der Erhebung direkt an die Perzeptionstests an und bildet somit den Abschluss des Erhebungstermins, wenngleich einige Zeit später noch ein Tischgespräch in Eigenregie der Gewährspersonen folgt. Durch die Erhebung der experimentellen Daten, aber auch durch die unterschiedlichen perzeptionslinguistischen Tests, können bereits phonologische Merkmale, die möglicherweise mit dem hannoverschen

15 Mit dieser Einteilung wird versucht, der demografischen Realität der Stadt gerecht zu werden. In der Kategorie „ortsfest“ finden sich auch Gewährspersonen mit zwei Elternteilen aus Hannover, jedoch bildet dieser Fall, auch den Daten der Statistikstelle der Landeshauptstadt Hannover entsprechend, eher die Ausnahme.

16 Als einziger frei verfügbarer Indikator für diese Unterteilung dient der Anteil an Transferleistungsempfängerinnen und -empfängern pro Stadtteil. Jedoch muss bei diesem Merkmal beachtet werden, dass das Einkommen der Gewährspersonen nicht abgefragt wurde. Zudem weisen die meisten Gewährspersonen eine hohe innerstädtische Mobilität auf, sodass nicht immer von einer sprachlichen wie sozialen Verwurzelung im angegebenen Stadtteil ausgegangen werden kann.

Sprachgebiet verbunden sein könnten, für die Gewährspersonen erkennbar werden. Dies gilt insbesondere für den Situativitätstest, denn in diesem verbalisieren einige Gewährspersonen bereits ihre Spracherfahrungen und reflektieren den Sprachgebrauch in Hannover wie auch in anderen Sprachräumen. Die Reihenfolge wurde bewusst so gewählt, dass die anderen Erhebungsteile bei Bedarf auch im Interview thematisiert werden können, auch wenn dadurch eine thematische Lenkung auf bestimmte Phänomene der Variation nicht ausgeschlossen werden kann. Ein Vorteil dieses Ablaufs ist zudem, dass das sprachbiografische Interview deutlich weniger einer Prüfungssituation ähnelt: Während im ersten und zweiten Teil fokussierte Sprachproduktion und aufmerksames Hören gefordert sind, bestimmt die Gewährsperson die Intensität und Geschwindigkeit des Gesprächs mit, was nach der etwa anderthalb- bis zweistündigen ersten Phase eine entspanntere Atmosphäre schafft. Die sprachbiografischen Interviews dauern in der Regel etwa 45 bis 90 Minuten, wobei sich die Gespräche mit älteren und mittelalten Gewährspersonen tendenziell etwas länger gestalten als die mit den Gewährspersonen der jüngsten Generation.

3.2 Biografischer Einstieg und sprachliches Umfeld

Das sprachbiografische Interview basiert auf einem Leitfaden, der jedoch im Laufe der Erhebung mehrmals leicht verändert¹⁷ und während der Aufnahme dynamisch eingesetzt wurde. Der Aufbau des Leitfadens deckt jedoch immer bestimmte Themenbereiche ab. Zunächst handelt es sich um eine biografische Vorgehensweise, in der die Gewährspersonen nach ihren Lebensstationen gefragt werden. Dabei spielt der Sprachgebrauch der Kindheit in Familie und Schule eine besondere Rolle, aber auch Reflexionen, inwiefern sich das Sprachverhalten mit dem Übergang in das Erwachsenwerden verändert hat. Häufig führen dabei offene Fragen nach den Umständen des Aufwachsens bereits zu einer längeren Narration, wobei nicht immer auch die sprachliche Sozialisation im Vordergrund steht. Einen ersten Abschluss dieser biografischen Phase des Interviews bilden

17 Der dynamische Umgang mit dem Leitfaden ist zum einen darin begründet, dass sich im Laufe der Studie neue Fragestellungen ergeben haben und andererseits bei bestimmten Thematiken nach einer Vielzahl an Interviews eine empirische Sättigung eingetreten ist. Auf Grund des quantitativen Samplings konnte die Erhebung der qualitativen Daten nicht nach den Methoden der *Grounded Theory* (vgl. u. a. Strauss/Corbin 1996) durchgeführt werden. Was jedoch die Anpassung und Erweiterung der Fragestellung sowie die Datenanalyse betrifft, wurde versucht, dieser Methodik gerecht zu werden.

Fragen zur Rolle von Sprache im Beruf und möglichen Unterschieden zum privaten Sprachgebrauch.

Während dieses Vorgehen insbesondere in der mittelalten und älteren Generation zu vielfältigen Aussagen zur Sprache in der Vergangenheit, nicht nur in Bezug auf die Gewährsperson selbst, sondern vielmehr auch auf die Stadt und manchmal auch das Umland führt, bleiben in den meisten Fällen die Antworten der jüngeren Generation einsilbig. Daher wurde für diese Generation der Einstieg teilweise angepasst und nach wichtigen Faktoren für die eigene sprachliche Prägung gefragt. Dieser direkte Einstieg fordert zwar viele Gewährspersonen, stimuliert allerdings gleich auch die Reflexion und Rekonstruktion der eigenen Sprachgebrauchsgeschichte. Die Antworten sind vielfältig, doch meist kann hieran dann ebenso wie bei den anderen Generationen eine Einschätzung des Sprachgebrauchs im familiären Umfeld, in der Schule und in den Übergangphasen zum Ausbildungs- und Berufsweg erkundet werden.

Der weitere Verlauf des Interviews orientiert sich an den Themenkomplexen im Leitfaden, wird jedoch, unter der Maßgabe, ein möglichst natürliches Gespräch statt einer standardisierten Abfrage zu führen, auch variiert. Bevor nach spezifischen regionalsprachlichen Wissensbeständen gefragt wird, kann die Gewährsperson ihre Sicht auf die Stadt und ihr Umfeld preisgeben. Durch diese Annäherung an Raumkonzepte sollen die Gewährspersonen für mögliche Unterschiede in Sprachgebrauch und Lebenswelt innerhalb der Stadt sensibilisiert werden, zugleich soll die eigene Loyalität zur Stadt und zum Stadtviertel, in dem die Gewährsperson wohnt, herausgearbeitet werden. Nach dieser Einstiegsphase wird im weiteren Gesprächsverlauf die hannoversche und angrenzende Sprachvariation in den unterschiedlichsten Ausprägungen beleuchtet: In einer horizontalen Perspektive werden mögliche sprachliche Unterschiede innerhalb der Stadt abgefragt, aber auch der Sprachgebrauch im Umland und in angrenzenden Regionen. In einer historischen Perspektive wird gefragt, ob und inwiefern sich der Sprachgebrauch verändert (hat).

3.3 Erste Stimulus-Einbettung: Visuell

Im Zuge einer offenen Frage nach der Charakterisierung des Sprachgebrauchs in Hannover wird der erste visuelle Stimulus eingesetzt. Hierbei wird die Gewährsperson gebeten, auf einer digitalen Karte einen Similaritätsraum einzuzeichnen („Wo wird so gesprochen wie in Hannover?“/„Ab wo kann ein Unterschied zu Hannover wahrgenommen werden?“). Die Einzeichnung erfolgt in einer Web-Applikation, die im Rahmen des *Neuen Schweizerdeutschen Sprachatlas* (SDATS) erstellt und für das hannoversche DFG-Projekt angepasst wurde. Die Gewährspersonen sehen eine Karte (zentriert auf Hannover), auf

der sie mithilfe einer Computermaus Polygone einzeichnen können. Durch den Einsatz einer Grundkarte,¹⁸ die im Design Google Maps oder OpenStreetMap ähnelt, wird versucht, den Gewährspersonen einen möglichst alltags- und gebrauchsnahen Stimulus zu bieten, an dem sie sich schnell orientieren können.¹⁹

Die Besonderheit ist, dass der Kartenausschnitt und das Zoomlevel frei wählbar sind und auch während des Einzeichnungsvorgangs durch die Gewährsperson verändert werden können. Der Informationsgehalt der Karte verdichtet sich, wenn die Karte (per Mausrad) vergrößert wird. Auch wenn die Karte somit viele Informationen (Städtenamen, Gewässer, Höhenrelief etc.) enthält, sind politisch-administrative Grenzen bspw. von Landkreisen oder Bundesländern nicht eingezeichnet. Damit wird verhindert, dass vorhandene Polygone nachgezeichnet werden. Außerdem wird damit versucht, die Reflexion über Raumkonzepte ohne bekannte politisch-geografische Vorgaben (z. B. Niedersächsisch, Hessisch etc.) zu stimulieren. Während dieser *Draw-a-Map Task* wird das Interview weiterhin aufgezeichnet. Die Auswertung erfolgt später zusammen mit der Karte, die zunächst online auf einem Projektserver gespeichert wird.

Die Sprachnamen der verzeichneten Räume und die geäußerten Charakterisierungen des Sprachgebrauchs in Hannover lassen oft darauf schließen, dass sich die Konzepte an einer besonders standardnahen Aussprache und eher selten an Varietäten wie dem ostfälischen Niederdeutsch oder der städtischen Umgangssprache Hannöversch orientieren. Wurde jedoch bereits hier bzw. im Vorfeld (z. B. im Situativitätstest) explizit auf das Hannöversche referiert, kommt der auditive Stimulus zum Hannöverschen zum Einsatz (siehe Abschnitt 3.5).

3.4 Fragenkomplex zum Konzept Hochdeutsch und zweiter visueller Stimulus

Den nächsten großen Themenkomplex im Leitfaden stellt der Topos vom reinsten Hochdeutsch dar. So wird zunächst nach dessen Bekanntheit gefragt und vertieft,

18 Die Grundkarte wurde mit MapBox nach Kriterien der Übersichtlichkeit und Lesbarkeit erstellt.

19 Während jüngere und mittelalte Gewährspersonen problemlos mit diesem Werkzeug umgehen, benötigen die ältesten Gewährspersonen ohne Erfahrung mit Computertechnologie zum Teil Hilfestellung. Dennoch überwiegen die Vorteile, da die Gewährspersonen die geografischen Informationen, die sie für die Konzeptualisierung als notwendig befinden, suchen können. Zudem erleichtert die digitale Einzeichnung die Auswertung, die in dieser Form leicht in gängigen Geoinformationssystemen zu bewältigen ist.

in welchen Situationen den Gewährspersonen die Annahme, in Hannover würde das beste Hochdeutsch gesprochen, schon begegnet ist. Es ist wenig überraschend, dass die meisten Gewährspersonen diesen Topos kennen, jedoch sind die Theorien zum Wahrheitsgehalt und zur Herkunft dieser These so vielfältig wie die Biografien der Gewährspersonen. Im weiteren Verlauf wird versucht, Wissensbestände und Konzepte zum Hochdeutschen hervorzulocken und zu vertiefen. Da es sich dabei um sehr komplexe Fragen handelt und die Gewährspersonen das Konzept zum ersten Mal reflektieren – zumindest, wenn sie sich anders als etwa Lehrerinnen und Lehrer durch ihren Beruf nicht mit Sprache beschäftigen –, wird sich der Thematik aus verschiedenen Perspektiven genähert: Was ist Hochdeutsch bzw. was könnte ein Maßstab dafür sein? Wer spricht es und wann wird es benutzt? Welche Bedeutung hat gutes Hochdeutsch für die Gewährsperson im eigenen Sprachgebrauch und in dem des Gegenübers? Wann benutzen die Gewährspersonen ihr bestes Hochdeutsch und welche Alternativen haben sie in ihrem sprachlichen Repertoire? Dieser Fragenkomplex wird mit einer weiteren visuellen Stimulusaufgabe abgeschlossen, in der die Gewährsperson gefragt wird, ob es Orte gibt, an denen kein Hochdeutsch gesprochen wird. Wird hier in geografisch fassbaren Dimensionen geantwortet (bspw. Nennung von Regionen oder Bundesländern), dann wird noch einmal die Kartenapplikation geöffnet und die Gewährsperson kann den *nicht-hochdeutschen* Raum einzeichnen.

3.5 Hochdeutsch und Hannöversch in diachroner Perspektive

Nach der zweiten *Draw-a-map Task* wird das Hochdeutsche in der diachronen Dimension besprochen. Haben sich das Hochdeutsch in Hannover und generell der Sprachgebrauch in Deutschland verändert? Wie sehen die Gewährspersonen die Entwicklung der Dialekte? Des Weiteren werden an dieser Stelle Spracheinstellungen gegenüber Dialekten überprüft, indem zunächst gefragt wird, ob die Person gern Dialekt hört, um danach zu vertiefen, welche Dialekte der Gewährsperson gefallen und welche nicht. Durch den Austausch zu diesem Themenkomplex soll erreicht werden, dass die Gewährspersonen für dialektale Variation sensibilisiert werden. Je nach Verlauf (siehe Abschnitt 3.3) wird der Gewährsperson nun eine Passage auf Hannöversch vorgespielt. Hierbei handelt es sich um ein Audio, das intendiertes Hannöversch von einer älteren, in Hannover ortsfesten Person enthält, die diese Varietät zumindest in ihrer Kindheit und Jugend benutzt hat und somit *muttersprachliche* Kompetenz mitbringt. Die Aufnahme wurde im Rahmen des Projektes erstellt und der eingesprochene Text richtet sich dabei direkt an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Studie, auch wenn der Einsprecher nicht erwähnt, dass es sich bei der verwendeten Sprechweise

um das Hannöversche handelt. Der Ausschnitt ist 51 Sekunden lang und zeigt authentisch einen Großteil der sprachlichen Merkmale des Hannöverschen, wie sie im Variablenkatalog des Projektes beschrieben werden. Der Stimulus wird vor dem Abspielen zunächst inhaltlich nicht kommentiert, damit die Gewährsperson möglichst unvoreingenommen das Audio anhören und erkunden kann.²⁰ Die durch diesen Stimulus hervorgerufenen Reaktionen fallen sehr unterschiedlich aus und werden im vierten Kapitel detailliert beschrieben.

Der Einsatz des auditiven Stimulus bildet, wenn er in dieser Phase des Interviews und nicht bereits bei der Charakterisierung des Sprachgebrauchs Hannovers nach der biografischen Einleitung eingesetzt wird, fast schon den Abschluss des Interviews. Im Nachhinein wird das Gehörte von den Gewährspersonen kontextualisiert: Wo kommt diese Sprechweise her und was ist der Zusammenhang mit Hannover? So wird hier danach gefragt, inwiefern diese Sprachform in Hannover noch präsent ist, wer die Sprecherinnen und Sprecher sind und ob die Gewährsperson selbst Sprachkompetenz im Hannöverschen vorweisen kann. Abschließend werden die Gewährspersonen gefragt, ob sie gern einen Dialekt bzw. so wie der Sprecher im Stimulus sprechen (möchten). Hierbei wird versucht, sich sprachlicher Variation als Ausdruck von Identität zu nähern.

Den letzten Themenkomplex vor dem offenen Abschluss bildet die sogenannte Reisefrage, bei der die Gewährsperson gefragt wird, ob sie schon einmal anhand ihrer Sprache als Person aus Hannover erkannt wurde. Zudem werden die Gewährspersonen gebeten, abschließend zu reflektieren, was Menschen, die nicht aus Hannover und dem Umland kommen, über die Sprache der Stadt denken. Mit diesen beiden Fragen soll eine Reflexion über externe Stereotypen über die Sprache der niedersächsischen Hauptstadt stimuliert werden. Danach wird allen Gewährspersonen mit einem offenen Abschluss die Möglichkeit gegeben, noch etwas zu ergänzen oder bereits besprochene Themen zu vertiefen. Nicht selten werden hier auch von der Gewährsperson als Widerspruch empfundene Aussagen, die während der Konstruktionsarbeit beim Gespräch entstanden sind, noch einmal aufgegriffen und detailliert besprochen. Auch Fragen, die am Anfang unbeantwortet blieben, werden teilweise noch einmal bearbeitet. Dass das gesamte Interview ein Prozess ist, in dem die Gewährspersonen Fragen und Themen, über die sie ohne die Interviewsituation vermutlich nicht nachgedacht hätten, reflektieren, wird in diesen Fällen besonders deutlich. Außerdem wird

20 Die Einführung des Stimulus wird meistens etwa folgendermaßen verbalisiert: *Ich möchte Ihnen gerne etwas vorspielen. Bitte hören Sie sich das Audio zunächst an und danach sprechen wir darüber.*

dieser offene Abschluss gerne dazu benutzt, um Fragen über das Projekt selbst zu stellen, da diese bis zum Ende der Aufnahme nur oberflächlich beantwortet wurden, um die Gewährspersonen nicht in eine bestimmte Argumentationsrichtung zu drängen.

4 Die Effekte der Stimuli im sprachbiografischen Interview

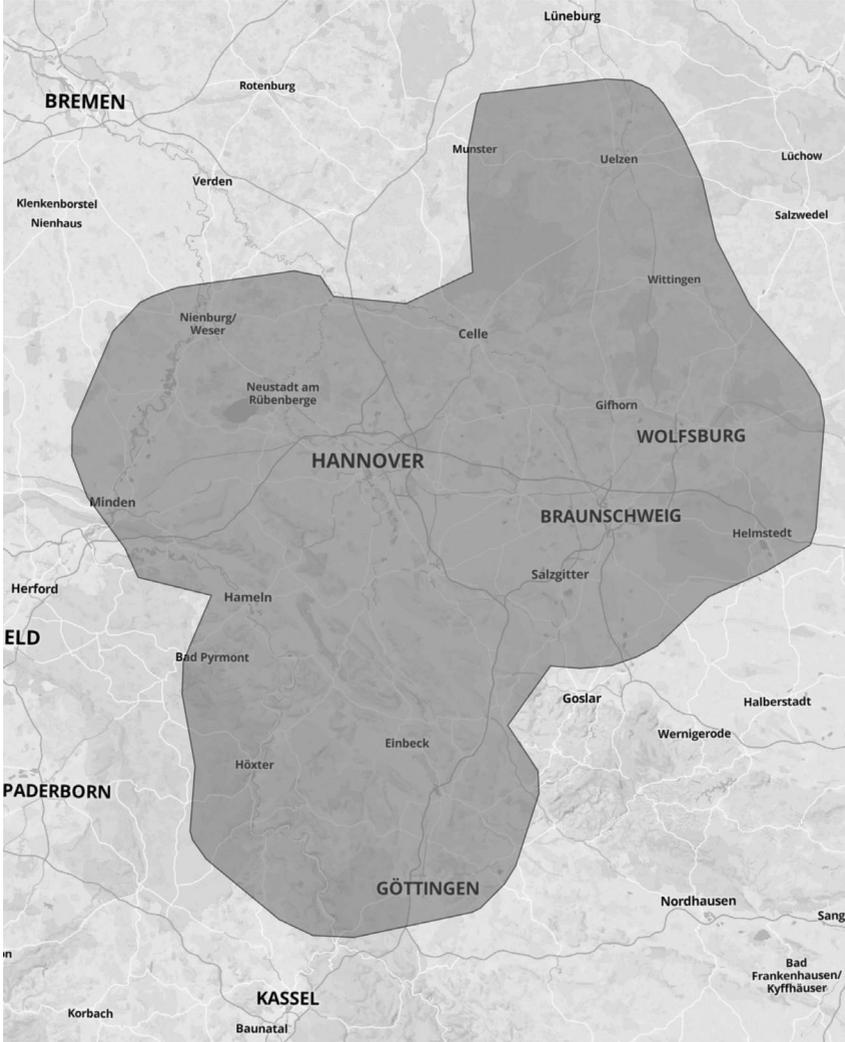
Das beschriebene qualitative Interview mit sprachbiografischem Charakter variiert zwar je nach Anpassung an die Gewährsperson, jedoch werden sowohl der visuelle Kartenstimulus (Similaritätsraum) als auch der Audiostimulus bei jedem Interview eingesetzt. Muster in den Reaktionen auf die Stimuli können daher gewährspersonenübergreifend betrachtet werden, auch wenn im vorliegenden Artikel nur eine exemplarische Auswahl betrachtet wird. Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, welchen Effekt der jeweilige Stimulus auf den Gesprächsverlauf hinsichtlich der Elizitierung von Wissensbeständen zur Variation in und um Hannover hat.

4.1 Kartierung als visueller Stimulus im Interview

Die erste der beiden Kartierungsaufgaben führt zu georeferenzierten Sprachraumkonzepten, die sich im Detail zwar unterscheiden, aber sehr häufig ein ähnliches Gebiet abdecken. Dies liegt zum einen an der Aufgabe, einen Raum zu markieren, in dem so wie in Hannover gesprochen wird. Damit wird der Raum von vornherein auf Hannover zentriert und nur selten finden sich in den Konzeptualisierungen isolierte Bereiche abseits der Stadt. Was die Ausdehnung jedoch angeht, finden sich einige Unterschiede. Sehr oft umfassen die Einzeichnungen das kernostfälische Sprachgebiet und damit das niedersächsische Städtedreieck Hannover, Göttingen und Braunschweig. Zum Teil schließt dieses Gebiet auch kleinere Ortspunkte wie Celle, Wolfsburg oder Minden ein, während sachsen-anhaltinische Gebiete der Ostfalia nur selten aufgenommen werden. Ebenso wird der Harz oft ausgeklammert, während Nordhessen teilweise noch eingeschlossen wird. Abbildung 1 zeigt die Einzeichnungen einer 44 Jahre alten männlichen Gewährsperson, die stellvertretend für diesen frequent vorkommenden Kartentyp stehen. Wenige Gewährspersonen beziehen in diese Konzeptualisierung auch den westfälischen Sprachraum ein und sehen somit fast das gesamte südniederdeutsche Sprachgebiet²¹ in einem Ähnlichkeitsverhältnis mit Hannover. In seltenen Fällen wird fast der gesamte nord- bzw. niederdeutsche Raum (meistens unter Ausklammerung der Randgebiete an den Küsten und im Nordosten Deutschlands) konzeptualisiert.

21 Vgl. Lameli 2013, S. 217–220.

Abbildung 1: Similaritätsraum der Gewährsperson 2mAo_2b.²²



22 Die Siglen der Gewährsperson beinhalten die Generation (1 = alt, 2 = mittelalt, 3 = jung), das Geschlecht (m = männlich, w = weiblich), den Status des bewohnten Stadtteils (A = sozioökonomisch oberes Drittel, B = mittleres Drittel, C = unteres Drittel), die Ortstfestigkeit (o = ortsfest, no = nicht ortsfest) und eine innerhalb der Zelle laufende Nummer.

Neben einer geobasierten Auswertung, die für die Karten aller Gewährspersonen erfolgt, ist für die Analyse der sprachbiografischen Interviews vor allem der Effekt des Kartenstimulus auf den Gesprächsverlauf interessant. Schon während des Einzeichnens werden die Gewährspersonen zur Reflexion über Sprache im Raum stimuliert und treffen interessante Aussagen. Die folgende Passage zeigt, wie eine 59-jährige weibliche Gewährsperson die Einzeichnung vornimmt und dabei den Raum der Ähnlichkeit zum ersten Mal überdenkt:

2wCo_3a: oder so. mh mh. Also Hannover gut Magdeburg ich glaube da spricht man schon anders. Bielefeld keine Ahnung aber da oben ist Hamburg. Also einfach weil ich hier auch Leute kenne würde ich hier eher ... ich glaube aber die Bielefelder ... ich war da ein Mal. Da habe ich nicht was ... nichts bemerkt. Also ... huch Gott da ist schon Erfurt. Nein da machen wir mal einen großen Bogen. Also das ... vielleicht so? Ein Sprachraum?

Moderator: Wie würden Sie den denn nennen?

2wCo_3a: So langweilig akzentfrei wie ich. Falls ich das überhaupt bin. (lacht) Ich bin in meinen Grundfesten erschüttert (lacht).

Nicht in allen Fällen mündet die Einzeichnung in eine Verbalisierung von regional-sprachlichem Wissen, häufig wird aber die Konzeptualisierung dafür genutzt, über Abgrenzung und Charakterisierung den hannoverschen Sprachraum zu reflektieren. Das folgende Beispiel zeigt, wie eine 57 Jahre alte weibliche Gewährsperson anhand ihrer Karte gegen den Uhrzeigersinn die Differenz zum eigenen bzw. hannoverschen Sprachgebrauch herausarbeitet. Geleitet wird sie dabei teilweise von persönlichen Spracherfahrungen, aber auch prominente Sprachklischees wie etwa das hessische *Babbeln* lässt sie in ihre Einschätzung einfließen.

Moderator: Wie würden Sie denn diesen Raum nennen? [Wenn Sie einen ...]

2wAno_4b: [Großraum] Hannover. (lacht) Nein das stimmt ja nicht das ist ja viel mehr ... das ist irgendwie so Hannover und Umgebung.

Moderator: hm. Woran würden Sie denn das jetzt [erkennen dass ...]

2wAno_4b: [Also ich würde sagen] in Magdeburg weiß ich dass die eher sächsisch geprägt sind. Hamburg Lüneburg ist eher das Norddeutsche. Ab Delmenhorst Oldenburg sprechen die mit Sicherheit anders. Von Münster weiß ich und Dortmund weiß ich dass sie anders reden und ab Kassel geht es mit Hessisch los. Erfurt ist auch eher dann Halle Magdeburg. Das sind alles sp... Orte wo ich weiß da gibt es einen Akzent und da weiß ich es halt nicht deswegen würde ich die zusammenfassen.

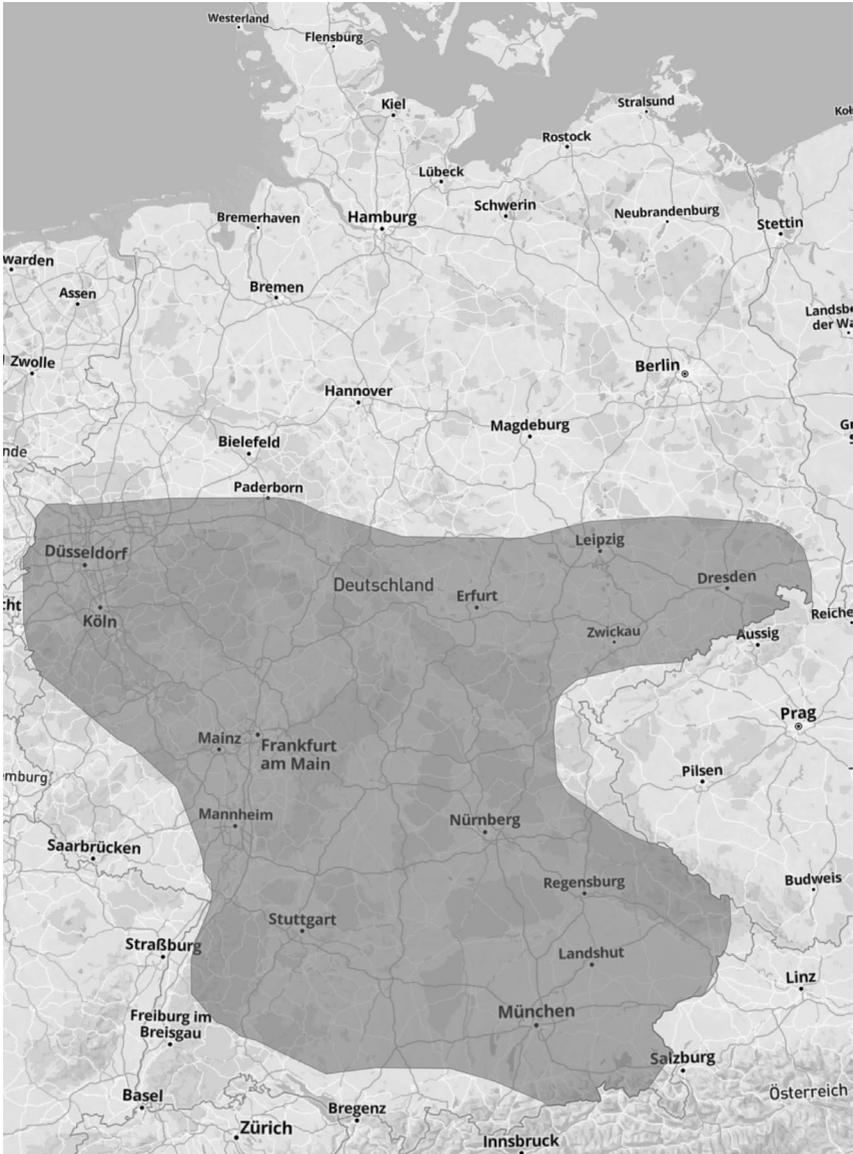
Moderator: Ähm woran würden Sie denn jetzt zum Beispiel jemanden ... einen Hessen erkennen wenn er spricht?

2wAno_4b: Naja die ‚Hessisch babbele‘ so nach dem ... und ‚Aschebescher Messestescher‘ sowas in der Richtung.

Die zweite Kartierungsaufgabe („Nicht-hochdeutscher Raum“) wird nicht in jedem Interview eingesetzt. Denn während zwar eine Mehrheit bei dieser Frage Gebiete wie *Sachsen*, *Niederbayern* oder *Schwaben* nennt und diese einzeichnet, antwortet ein nicht unerheblicher Teil relativierend („eigentlich können doch alle Hochdeutsch“) oder mit einem Bezug auf bestimmte soziale Räume (z. B. in der Schule, in Städten oder in nicht gänzlich isolierten Dörfern werde Hochdeutsch gesprochen), die nicht auf einer Karte festgehalten werden. Eine weitere Gruppe von Gewährspersonen (20 Prozent) verweist darauf, dass eine Karte der Regionen, in denen kein Hochdeutsch gesprochen wird, eine Inversion der ersten gezeichneten Karte (Similaritätsraum) darstellen würde. Die tatsächlich gezeichneten Karten sind durchaus sehr unterschiedlich und beinhalten zum Teil nur wenige Räume, manchmal allerdings auch größere Gebiete. Die Kartierung des *nicht-hochdeutschen* Raums hat neben dem Generieren geografisch auswertbarer Daten auch einen besonderen Stellenwert für die qualitative Auswertung. Insbesondere von Personen, die von ihrem eigenen Hochdeutschgebrauch sehr überzeugt sind, wird noch einmal reflektiert, wodurch sich dieser von anderen Regionen unterscheidet. Ein Beispiel für eine solche eher großflächige Einzeichnung ist in Abbildung 2 ersichtlich, die eine Kartierung einer 63 Jahre alten männlichen Gewährsperson darstellt.

Bei der Erstellung dieser Karte geht die Gewährsperson geografisch vor und nennt zunächst die altbayrischen Regionen Nieder- und Oberbayern. Auf ein Nachfragen, ob noch weitere Regionen in Frage kommen, wird der sogenannte *Weißwurstäquator*, der eine scherzhafte Bezeichnung der Nordgrenze Altbayerns darstellt und etwa entlang der Donau oder des Mains gezogen wird, hinzugezogen. Dieser wird auf der Karte deutlich nördlich des Mains eingezeichnet und das eingezeichnete Polygon stellt mit wenigen Ausnahmen das mittel- und oberdeutsche Sprachgebiet dar. Zudem hebt die Gewährsperson hervor, dass es sich hierbei nur um eine subjektive Darstellung handelt und sie den Wahrheitsgehalt hinter dieser Konzeptualisierung nicht kennt. Bei der Analyse der vorliegenden *Mental Map* muss allerdings einbezogen werden, dass den Aussagen der Gewährsperson zufolge die Karte den Raum umfasst, in dem kein *reines* Hochdeutsch gesprochen wird. Es handelt sich also um eine Verschiebung der Aufgabenstellung: Von Orten, an denen kein Hochdeutsch gesprochen wird, zum Raum, in dem kein *reines* Hochdeutsch gesprochen wird. Diese Umdeutung wurde vom Moderator in der Interviewsituation nicht bemerkt. Die qualitative Auswertung des sprachbiografischen Interviews ist hier also unabdingbar für das Verstehen der Kartierung.

Abbildung 2: Raum für „kein Hochdeutsch“ von Gewährsperson 2mAno_1a.



2mAno_1a: Also ich gl... würde sagen in ... in ... in Niederbayern oder Oberbayern ähm wenn ... wenn Sie da ähm (3s) da ... da wird ähm ganz sicher überhaupt kein Hochdeutsch gesprochen. (3s)

Moderator: Auch noch andere Regionen? (10s)

2mAno_1a: Ja was ist denn dann jetzt also ... wenn ein ähm ... jetzt ... wenn ... wenn ein ... eine Aussprache dialektbeeinflusst ist dann ist es ja schon kein reines Hochdeutsch ne? Ähm einigen wir uns darauf oder ... oder nicht?

[...]

2mAno_1a: Also südlich des Weißwurstäquators wird ganz sicher kein reines Hochdeutsch gesprochen.

Moderator: hm

2mAno_1a: Soll ich ...

Moderator: Sie können so viele ähm Polygone zeichnen wie Sie möchten ja? Also ...

2mAno_1a: Achso si... wieder so ein ... so ein ... Sie möchten

Moderator: [Genau.]

2mAno_1a: [wieder] so eine Blase haben. (4s) Ja d... also wenn ich hier den ... den Rhein Main ... das Rhein Main Gebiet sehe da ... die sprechen auch kein reines Hochdeutsch. (12s) [...]

2mAno_1a: Also für den Bereich würde ich mal so die These aufstellen die sprechen kein reines Hochdeutsch. Vielleicht noch ein bisschen Südni... nein. Ich lasse es so stehen. (4s) Kann ich natürlich auch falsch liegen aber das ist so [meine persönliche Annahme ne?]

Ein weiteres Muster ist das Überdenken des Konzepts Hochdeutsch durch den Kartenstimulus bzw. die Fragestellung. So kommt eine 49-jährige weibliche Gewährsperson im folgenden Ausschnitt zum Schluss, dass eine Einzeichnung nicht möglich ist, da Hochdeutsch doch überall gesprochen werden kann. Die Gewährsperson bemerkt, dass sie sich diese Frage, wo kein Hochdeutsch gesprochen wird, noch nie gestellt hat und vermutet, dass es kleinere Orte gibt, in denen niemand Hochdeutsch benutzt. Das führt dazu, dass sie hierbei feine Nuancen differenziert und über den Gebrauch von /r/ referiert, der sich in Bayern von ihrem Sprachgebrauch unterscheidet. Dieses Merkmal fließt bei ihrer Differenzierung ein, auch wenn sie es immer noch Hochdeutsch nennen würde. Schließlich kommt sie zum Schluss, dass es möglicherweise doch Regionen gibt, in denen kein Hochdeutsch gesprochen wird. Jedoch kann sie diese Räume nicht benennen.

2wCo_1a: Ähm also ich glaube ... na was heißt können. ((unverständlich)) die Frage habe ich mich mir noch nie gestellt. Also ich bin sicher es gibt Regionen wo es niemand sprechen will irgendwelche Dörfer irgendwo. Ähm aber nicht kann ... also ich hätte jetzt behauptet ‚Na wieso Hochdeutsch können doch alle.‘ aber wenn es auf die ganz feinen Nuancen ankommt, kann es natürlich durchaus sein, dass manch einer das nicht ... nicht

kann. Also ich merke das bei einer Kollegin aus Bayern dass dieser Rachenlaut dieses ‚CH‘ das wird ja ganz anders gebildet. Das ist das ‚R‘. Ich meine das ‚R‘ genau. Das wird ja entweder vorne auf der Zunge oder hinten gebildet. Und ich glaube da kommt man schlecht von weg. Also dann dann dann glauben die zwar sie sprechen Hochdeutsch aber also wenn man jetzt so ganz pingelig glaube ich mit der Lupe dran geht dann wäre es das wahrscheinlich doch nicht. Also ich wäre da jetzt nicht so pingelig für mich ist das dann Hochdeutsch. Ja aber wahrscheinlich kann man es in einigen Regionen doch nicht. Ist jetzt gerade meine aktuelle Schlussfolgerung. ((lacht))

Die Beispiele verdeutlichen, dass ein visuell-geografischer Stimulus durchaus dazu führt, dass Gewährspersonen regionalsprachliches Wissen reflektieren und Aussagen über den eigenen Normhorizont hinaus treffen können. Sicherlich muss hierbei eingeschränkt werden, dass horizontales Wissen immer auch von Spracherfahrung und nicht zuletzt auch geografischen Wissensbeständen abhängig ist. Um einen Raum einzuzeichnen, muss sich die Gewährsperson an bestimmten geografischen Markern orientieren können und diese Kompetenz ist unterschiedlich stark ausgeprägt. Dennoch lassen insbesondere die durch die Kartenerstellung initiierten Gespräche darauf schließen, dass der Stimuluseinsatz zu Wissensverbalisierungen führt, die ohne eine Kartengrundlage vermutlich nicht realisiert worden wären.

4.2 Der auditive Hannöversch-Stimulus

Während der Kartenstimulus die Konzeptualisierung von Sprache im Raum fördert und bei der Einzeichnung erwartbare und im Vergleich recht ähnliche Räume entstehen, sind die Reaktionen auf den Audiostreamulus zum Hannöversch sehr vielfältig. Im Folgenden werden einige Passagen aus den Interviews vorgestellt, die typische Reaktionen aufzeigen. Zu beachten ist jedoch, dass jedes Interview einen individuellen Verlauf nimmt und die Reaktionen auch im Kontext bereits vorangegangener Inhalte gesehen werden müssen. So wurde das Hannöversche teilweise schon im Situativitätstest vor dem Interview oder bei Fragen nach der sprachlichen Variation innerhalb der Stadt aufgebracht. Sehr häufig sind die Gewährspersonen dennoch von der gehörten Aufnahme überrascht und insbesondere die Älteren fühlen sich an einen früheren Sprachgebrauch erinnert, wie diese Passage einer Gewährsfrau aus der älteren Generation (69 Jahre alt) zeigt:

1wBno_1a: ((lacht)) herrlich ja natürlich. Und wissen Sie was? Ich fand das früher ganz schlimm. Und mein ... ich glaube das lag auch daran weil meine Eltern das nicht schön fanden diesen hannöversch Dialekt. Und heute kann ich darüber schmunzeln und finde es schön und freue mich eigentlich

dass ich in einer Stadt wohne wo sowas durchaus zumindest mal gegeben hat. Ich mag das auch. Ich ... ich mag Mundarten gerne. Gibt kaum ein... also Sächsisch mag ich nicht so gerne aber finde ich auch ... hat auch eine Daseinsberechtigung (lacht). Das ist ähm ... spricht für Vielfalt. Ja das war Hannöversch.

Der Ausschnitt zeigt, dass die Reaktion auf den Stimulus durchaus positiv ist, auch wenn die Gewährsperson früher eine andere Bewertung vorgenommen hätte. Ihr ist diese Sprechweise vertraut und sie verortet das Gehörte eindeutig nach Hannover, benennt es mit „Hannöversch“ und stellt diese Varietät in eine Reihe mit anderen Dialekten. Sie drückt ihre Freude darüber aus, dass es auch in Hannover so etwas wie eine Mundart zumindest einmal gab.

Eine 42-jährige männliche Gewährsperson zeigt nach dem Hören des Stimulus sogar Rührung. Das gehörte Hannöversch schreibt auch er eher älteren Sprecherinnen und Sprechern zu und konstatiert, dass man es nicht mehr im Alltag hört.

3mBno_4b: Das ist ja ganz wunderbar. Muss ich wirklich mal sagen. Da bin ich jetzt ge... (lacht) ganz gerührt. Ja aber hört man aber nicht mehr. Also man hört ja auch am Alter des Sprechers natürlich ne? Das ist einfach die Generation die ist damit aufgewachsen.

Das Besondere an dieser Passage ist, dass die Gewährsperson zwar das Hannöversche kennt und es positiv bewertet, jedoch wurde es im Gesprächsverlauf des Interviews erst nach dem Anhören des Stimulus konkret thematisiert. Auf die Frage, ob sich die Gewährsperson wünschen würde, dass das Hannöversche in der Stadt präsenter wäre, wird der Stimulus noch einmal direkt thematisiert und seine Bedeutung für die Beantwortung hervorgehoben:

3mBno_4b: Wenn Sie mich das vor diesem Sample gefragt hätten hätte ich gesagt ähm mich stö... also mein Herz hängt da nicht dran. Wenn ich das jetzt gerade so höre ist das schon sehr sehr schön. Ähm aber ich wüsste gar nicht wie man das machen sollte.

Die positive Überraschung, die der Stimulus bei den Gewährspersonen hervorruft, zeigt sich in einem besonders häufigen Muster: Die Gewährspersonen zeigen oft durch ein Auflachen, dass sie das Hannöversche (er-)kennen. Dieses Kenntnis wird häufig auch durch eine Imitation untermalt, bevor der Stimulus überhaupt weiter kontextualisiert oder kommentiert wird, wie folgendes Beispiel einer 78 Jahre alten Gewährsfrau zeigt:

1wAo_3a: Ah ja. Blaaber man von wech. Ja

Moderator: Kommt Ihnen das bekannt vor?

1wAo_3a: Ja (lacht). Ja. Blaaber man von wech (lacht). Ja hm.

Moderator: Kann man das so heute noch hören? (3s)

1wAo_3a: Ne. Ne. Hmhm.

Moderator: Und früher?

1wAo_3a: Doch früher ja. Doch ja jaja jaja. Doch das war schon noch ja. Hm. Ja. (3s)
Doch doch es war dann sogar auch noch in der Stadt zu hören. Naja um die Markthalle rum alle mal ähm und ... und eben dann so in ... in ... in der Stadt vor dem Rathaus ging das dann auch noch so. Ja doch doch doch ja. Ja war schon noch. Doch konnte man früher hören ja aber jetzt ne. Ne ne das ist... das ist heute sagt jemand ‚Was ist denn das für ein Ausländer?‘ (lacht) Ne ne. (lacht)

Nach dem Anhören braucht die Gewährsperson einen Moment, um den Stimulus zu kontextualisieren. Sie beschränkt sich zunächst auf die Imitation eines Satzes, der im Audio vorkommt, bis der Moderator mit weiteren Fragen nachhakt. Schließlich grenzt die Gewährsperson den Raum, in dem zumindest früher das Hannöversche zu hören war, sehr eng auf die Altstadt Hannovers ein. Mit dem Kommentar, dass man den Sprecher des Stimulus heute eher für einen Ausländer halten würde, bekräftigt sie ihre Aussagen, dass es sich beim Hannöverschen um eine heute nicht mehr präsenste Sprachform handelt.

Auch wenn dieser Stimulus eindeutig Hannöversch ist, wird die Authentizität des Sprechers manchmal hinterfragt. Die Reaktion einer 81 Jahre alten männlichen Gewährsperson lässt darauf schließen, dass es noch authentischere Formen gibt. So zweifelt die Gewährsperson daran, dass der Sprecher das Hannöversche abseits dieser Aufnahme benutzt und vermutet, dass es sich lediglich um intendiertes Hannöversch handelt. Der charakteristische Kern des Hannöverschen, der hier vor allen Dingen mit der Zentralisierung von [a:] zu [ə:] und der Monophthongierung von [ai] zu [a:] einhergeht, wird durch die Gewährsperson herausgearbeitet und wiederholt.

1mBno_1a: Das ist aber keiner der sonst auch den Dialekt spricht. Der hat sich bemüht das zu sprechen. Das ist nicht reinstes Han... nenene. Kommt der Sache nahe natürlich. Um das was es geht kam gut dabei raus. Dieses ‚Ö‘ nen ‚A‘ ‚E‘ ‚I‘ glaube ich. ‚Anne Baane da geht man drauf‘ (unverständlich) ‚Anne Baane...aufe Baane‘ ja ja das war deutlich.

Dieser Kritik am Stimulus folgen im weiteren Verlauf noch einige weitere Imitationen und Merkmalsnennungen, aber auch die Einschränkung, dass die Gewährsperson selbst das Hannöversche nicht zum eigenen sprachlichen Repertoire zählt und es in der Stadt nur noch selten zu finden ist.

Auch im nächsten Ausschnitt wird deutlich, dass der Stimulus innerhalb des Interviews den Zugang zu Wissensbeständen eröffnen kann, die zunächst nicht verbalisiert wurden. Eine 44-jährige männliche Gewährsperson, die im

vorhergegangenen Verlauf des Interviews nicht über das Hannöversche gesprochen hat, kann anhand des Stimulus seine vorangegangene Charakterisierung des Sprachraums Hannover rekonstruieren.

2mAo_2b: Ja. Also nicht aus dem familiären Umfeld aber ja das kennt man von hier. Und das ist immer was ich versucht habe vorhin so zu verorten in diese ... diese ... auf diese Calenberger Seite²³ von Hannover.

Moderator: Wie würden Sie das denn nennen?

2mAo_2b: Gute Frage wenn das keinen richtigen Namen hat dann ist das so ein hannoverscher Urdialekt. Kann man das so beschreiben?

Auf die Frage, wer so spricht, verweist die Person darauf, das so nur noch aus dem Radio zu kennen.²⁴ Zwischen einigen längeren Sprechpausen reflektiert sie jedoch in einer räumlichen und sozialen Hinsicht, wer die Sprecherinnen und Sprecher des Hannöverschen sein könnten (eher ländlich, hinter dem Lindener Berg, Kleingärten²⁵) und verweist auf die Subjektivität dieser Aussage. Diese Gedanken werden noch einmal abschließend zusammengefasst, in dem auf eine bestimmte Region (westliches Hannover), auf einen hohen Grad an Ortsfestigkeit und ein unteres soziales Milieu referiert wird. Der beschriebene lokal und sozial geprägte Charakter des Hannöverschen wird mit der Bezeichnung „Kiezslangdialekt“ unterstrichen.

2mAo_2b: Man kennt das ja eigentlich nur noch aus dem Radio. (lacht) Aber wenn es so absichtlich vorgeführt wird ... wer so spricht? Das ist auch eher ländlich. Also ähm jetzt hat der dieses Beispiel da ‚Kleingärten‘ das (6s) so rein von meiner Fantasie passt das so in diese Gegend hinter dem Lindener Berg diese Kleingärten. Aber das kann ein ganz subjektiver Eindruck sein.

Moderator: Ich sammel ja subjektive Eindrücke.

2mAo_2b: Ok ja. Ähm. (4s) Ja Leute aus diesem ... aus dieser ... aus dem westlichen Bereich von Hannover die hier über vermutlich mehrere Generationen herkommen. Und vielleicht auch nicht so einen ... (8s) Ja wie nennt man das? Dass die nicht gerade sozial besonders hoch hinaufgestiegen sind. Also

23 Mit der *Calenberger Seite* Hannovers wird vor allem das westliche Stadtgebiet in Richtung des Gebirgszuges Deister bezeichnet. Calenberg ist eine historische Landschaft, der ostfälische Basisdialekt in und um Hannover wird auch als Calenbergisch bezeichnet (vgl. Wiesinger 1983, S. 878).

24 Vermutlich ist hiermit die Radiofigur *Schorse* gemeint, bei der der Journalist Martin Jürgens in seinen Beiträgen das Hannöversche spielerisch einsetzt.

25 In den sprachbiografischen Interviews wird von mehreren Probanden auf das Kleingarten-Milieu referiert, wenn über das Hannöversche gesprochen wird. Hierbei muss jedoch beachtet werden, dass im Audiostimulus auch das Wort *Kleingarten* vorkommt und es sich möglicherweise um eine Rekursion, bewusst oder unbewusst, auf diese Passage handelt.

so ein Kiezstadt ... ähm so einen ... so einen ... so einen Kiezslangdialekt ist das irgendwie. Solche Leute sprechen so. Also nicht alle Kleingärtner sprechen so aber das ist irgendwie ist das so Klischee so ein bisschen ne.

Nicht alle Gewährspersonen erkennen das Hannöversche im Stimulus als eine Sprachform ihrer Heimatstadt. Der folgende Auszug aus einem Interview mit einer 23-jährigen männlichen Gewährsperson zeigt, dass sie den hannöverschen Stimulus deutlich weiter im Norden verorten würde. Den sprachlichen Bezug bildet bei dieser Verortung eher das Platt. Eine Verbindung zu Hannover kann die Gewährsperson nicht herstellen.

3mAo_1a: Erinnert mich sehr an weiten Norden Niedersachsens. Also dann eben schon Richtung Platt und so friesische Inseln die Ecke eher. Also ich hab schon teilweise Schwierigkeiten einige Worte zu verstehen.

Auch eine weitere jüngere Gewährsfrau (21 Jahre alt) verortet die Aufnahme zunächst mit Unsicherheiten im Norden.

3wAo_1a: Klingt nördlich würde ich sagen. No... Norden von Deutschland so Richtung keine Ahnung Hamburg Kiel.

Moderator: Würdest du das mit Hannover in Verbindung bringen?

3wAo_1a: Oder so im ... klingt so ein bisschen wie mein Nachbar der so Althannoveranisch nenne ich das mal ... ähm der ... der sagt auch manchmal Sachen so ein bisschen so. Aber nicht so Neuhannover. Damit würde ich es nicht verbinden so wie ich und meine Freunde reden.

Auf die Nachfrage, ob sie den Stimulus mit Hannover in Verbindung bringt, scheint sie diese Aussage noch einmal zu revidieren und sie entdeckt Ähnlichkeiten zum Sprachgebrauch ihres Nachbarn. Die Sprachform nennt sie „Althannoveranisch“, was sie auch mit Ortsfestigkeit („Althannoveranisch“ vs. „Neuhannover“) in Verbindung bringt und nicht aus ihrem direkten Umfeld bzw. von ihren Freunden kennt.

Teilweise werden nach dem Hören des hannöverschen Audios Widersprüche und Inkonsistenzen in den bisherigen Annahmen thematisiert. Wenn Gewährspersonen selbst angeben, dass Hannover der Ort des reinsten Hochdeutsch sei, versuchen sie nach dem Stimulus ihre Aussagen noch einmal zu restrukturieren und zu kontextualisieren. So schränken sie ihre Annahmen manchmal auf den aktuellen Sprachgebrauch ein oder relativieren die Dialektalität des Hannöverschen gegenüber ober- oder mitteldeutschen Dialekten. Eine 49-jährige Gewährsfrau, die im vorherigen Verlauf des Interviews angab, dass in Hannover ein sehr gutes Hochdeutsch gesprochen werde, erkennt die Sprachform aus dem Stimulus. Sie bezeichnet sie als „hannöverscher Dialekt“ und charakterisiert sie

als „sehr gelindert“, womit auf das traditionelle Arbeiterviertel Linden referiert wird. Da sie sich sicher ist, dass der Sprecher aus Hannover sei, überdenkt sie ihre Aussage zum Hochdeutschen noch einmal, findet aber keine Erklärung für das widersprüchliche Verhältnis von Hannöversch und dem Topos vom reinsten Hochdeutsch:

Moderator: Was meinen Sie denn woher kommt der [der hannöversche Dialekt, S. E. P.] denn? Also wie ... wie ...

2wCo_1a: Ja das ist eine gute Frage. Ja woher kommt das wenn man hier angeblich das beste Hochdeutsch spricht dann kann sich das doch wohl nicht daraus entwickelt haben. Und also es ist mir ein Rätsel. Ist das zugereist hat das irgendwer reingetragen haben wir uns das abgesehen? Wo kommt das her? Jetzt frage ich Sie wie gemein ne. (lacht)

5 Fazit – Was bringt der Einsatz auditiver und visueller Stimuli in sprachbiografischen Interviews innerhalb der Regionalsprachenforschung?

In den qualitativen Interviews des Projekts *Die Stadtsprache Hannovers* wurde versucht, visuelle und auditive Stimuli einzusetzen und somit zusätzliche Sprechkanäle über Sprache und ihre Variation im Raum Hannover zu schaffen. Einerseits ist durch die Karten-Applikation ein visueller Stimulus gegeben, der das Gespräch um Sprachvariation auch um eine horizontale Ebene erweitert. Andererseits sollten mit dem Einsatz eines Audiostimulus Wissensbestände zur nicht mehr alltäglich präsenten städtischen Umgangssprache Hannöversch aktiviert werden.

Die qualitativen Daten, die beim Erstellen der mentalen Karten entstehen, zeigen deutlich auf, dass die Kartierungsaufgabe eine Unterstützung bei der Reflexion des Sprachgebrauchs in der Horizontalen bietet und Möglichkeiten schafft, regionalsprachliches Wissen zu verbalisieren. Dabei werden nicht nur der sprachliche Nahraum, sondern vor allem auch angrenzende Gebiete konturiert und charakterisiert. So untermalen die Gewährspersonen mit persönlichen Spracherfahrungen ihre Konzeptualisierungen, die erst durch die komplexe Aufgabenstellung der Kartierung abgerufen, aber nicht auf der Karte, sondern im Interview ersichtlich werden.

Der auditive Stimulus zum Hannöversch schafft gerade für die älteren Gewährspersonen, die das Audio meist auch als mehr oder weniger authentisches Hannöversch beschreiben, die Möglichkeit der Erinnerung an eine Sprachform, die ihnen oft aus der Vergangenheit bekannt ist. Auch bei mittelalten und jüngeren Gewährspersonen kann der Stimulus Sprach- bzw. Varietätenwissen, das – vermutlich nicht zuletzt durch die Präsenz des Topos vom reinsten Hochdeutsch in

Hannover – noch verborgen blieb, aktivieren. Damit passt der Einsatz von auditiven Stimuli in das Konzept von sprachbiografischen Interviews, die vor allen Dingen auf dem Versuch basieren, den Sprachgebrauch der befragten Person und ihres Umfelds zu rekonstruieren. Die Reflexion über sprachliche Gegebenheiten kommt in den meisten Fällen erst durch die Interviewsituation zustande und kann durch einen zusätzlichen Stimulus noch verstärkt werden. Dies wird besonders deutlich bei Reaktionen auf emotionaler Ebene wie etwa Rührung, Überraschung oder auch Belustigung. Der Stimulus, der hier seine volle Wirkung entfaltet, lässt eine Situation entstehen, in der die Gewährspersonen über ihre eigene sprachliche Identität und die ihrer Heimatstadt nachdenken.

Wie die Daten aus dem hannoverschen DFG-Projekt zeigen, kann der Einsatz von Stimuli abseits der klassischen Leitfragen sehr gewinnbringend sein und Perspektiven, die ohne den zusätzlichen Impuls vermutlich verborgen geblieben wären, eröffnen. Der Einsatz erfordert zwar technische und konzeptionelle Vorbereitung, stellt jedoch eine gut durchführbare methodische Erweiterung von sprachbiografischen Interviews dar und kann insbesondere für Studien der Regionalsprachenforschung, in denen Sprachgebrauchs- und Varietätenwissen nicht offensichtlich sind, aber vermutet werden können, empfohlen werden.

Literaturverzeichnis

- Beuge, Patrick: Was ist gutes Deutsch? Eine qualitative Analyse laienlinguistischen Sprachnormwissens (Sprache und Wissen; 42). Berlin/Boston 2019.
- Blume, Herbert: Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover. Zum Wandel ostfälischer Stadtsprachen vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: Braunschweigische Heimat 73 (1987), S. 21–32.
- Conrad, François/Ehrlich, Stefan/Ikenaga, Hana: Das Ende eines (nord-)deutschen Mythos? Methodologische Vielfalt bei der Erforschung der Stadtsprache Hannovers. In: Bieberstedt, Andreas/Brandt, Doreen/Ehlers, Klaas-Hinrich/Schmitt, Christoph (Hrsg.): 100 Jahre Niederdeutsche Philologie. Ausgangspunkte, Entwicklungslinien, Herausforderungen. Teil 2: Aktuelle Forschungsfelder (Regionalsprache und regionale Kultur; 7). Berlin [u. a.] 2024, S. 207–235.
- Ehrlich, Stefan/Conrad, François: Das reinste Hochdeutsch wird in Hannover gesprochen. Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage zu einem linguistischen Mythos. In: Muttersprache 131 (2021), S. 61–74.
- Elmentaler, Michael: In Hannover wird das beste Hochdeutsch gesprochen. In: Anderwald, Lieselotte (Hrsg.): Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit?

- (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft; 3). Frankfurt a. M. [u. a.] 2012, S. 101–115.
- Gessinger, Joachim: Perceptual Linguistics. Methodenkritische Anmerkungen zu einer vielgestaltigen korpusorientierten Forschungsrichtung. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 92 (2018), S. 83–109.
- Hoffmeister, Toke: Der Einfluss der regionalen Herkunft auf das Dialektwissen linguistischer Laien. In: Hundt, Markus/Palliwoda, Nicole/Schröder, Saskia (Hrsg.): Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projektes. Berlin/Boston 2017, S. 213–261.
- Ikenaga, Hana/Ehrlich, Stefan/Conrad, François: „Königreich des Hochdeutschen“ – Die Tradierung des Hochdeutsch-Mythos in Hannover. In: Linguistik Online 128/4 (2024), S. 81–99. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.13092/lo.124.10631> (Stand 15.05.2025)]
- Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Purschke, Christoph: Stimuluseffekte und Sprachraumkonzepte. In: Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hrsg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie (Linguistik – Impulse & Tendenzen; 38). New York/Berlin 2010, S. 351–384.
- Lameli, Alfred: Strukturen im Sprachraum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland (Linguistik – Impulse & Tendenzen; 54). Berlin/Boston 2013. [Online-Ressource: <https://doi.org/10.13092/lo.35.523> (Stand 15.05.2025)]
- Lameli, Alfred/Purschke, Christoph/Kehrein, Roland: Stimulus und Kognition. Zur Aktivierung mentaler Raumbilder. In: Linguistik Online 35 (2008), S. 55–86.
- Petersen, Silja: Das Vokalsystem des Hannöverschen. Eine akustische Analyse aktueller Sprachaufnahmen. Unveröffentlichte Bachelorarbeit. Hannover 2022.
- Stellmacher, Dieter: Hannöversch und Hannoverismus. Zur Sprache Hannovers in Beschreibungen und Bewertungen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 141 (2018), S. 88–99.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet: Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996.
- Wiesinger, Peter: Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 1.2). Berlin/New York 1983, S. 807–900.
- Wilcken, Viola: Historische Umgangssprachen zwischen Sprachwirklichkeit und literarischer Gestaltung. Formen, Funktionen und Entwicklungslinien des ‚Missingsch‘ (Deutsche Dialektgeographie; 121). Hildesheim/Zürich/New York 2015.

Lea-Marie Kenzler

Sprachbiographien und bimodale Bilingualität. Geschwisterkonstellationen in Familien mit gehörlosen Elternpaaren

Abstract: When analysing the language biographies of hearing children in families with deaf parents, the presence of and number of siblings is worth investigating: Language data from eleven language biographical interviews illustrates that competence in sign language decreases with the number of siblings. Firstborns seem to function as spokespeople for their families, who often utilise informal language and other mixed forms of verbal and non-verbal communication. The linguistic competences, experiences and communicative roles of siblings within families with deaf parents show significant differences.

Keywords: Bimodale Bilingualität, Mehrsprachigkeit, Sprachbiographien, Familiensprache, Gebärdensprache, Lautsprache, Gehörlosigkeit

1 Einleitung

Obwohl die linguistische Biographieforschung eine vergleichsweise junge Forschungsdisziplin darstellt, hat sich insbesondere in den vergangenen zehn Jahren eine große thematische Bandbreite entwickelt. Dabei wurden vermehrt Studien zu besonderen Sprechergruppen und Sprachminderheiten konzipiert und veröffentlicht. Beispielhaft dafür ist etwa die im Jahr 2015 erschienene Studie *Sprache und Identität im Bukowiner Judentum*¹ von Tatjana Geschwill, in der sich die Autorin auf vierzehn lebensgeschichtliche Erzählungen von Holocaustüberlebenden aus der ehemals vielsprachigen Bukowina konzentriert. Ziel ist, den Zusammenhang zwischen sprachlicher Biographie und Identität sowie unterschiedliche Bewertungsmuster von Sprache zu ermitteln. Das Erkennen von Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen ist auch das Anliegen der von Katharina König im Jahr 2014 erschienenen Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesinnen und -Vietnamesen.² Einen anderen Zugang durch das sprachbiographische Interview nutzt Alastair Walker³, der sprachliche Sozialisierungsprozesse in Nordfriesland untersucht

1 Vgl. Geschwill 2015.

2 Vgl. König 2014.

3 Vgl. Walker 2017.

und dabei speziell den Spracherwerb thematisiert. Walker erhebt unterschiedliche Sozialisierungsprozesse in drei Generationen anhand sprachbiographischer Interviews. Dabei ist ein wichtiger Befund, dass zunehmend institutionelle Kontexte für den Erwerb der Regional- und Minderheitensprache von besonderer Bedeutung sind. Auch Jugendsprachen stellen einen Faktor der individuellen Sprachbiographien und sozialen Lebensgeschichte dar, was im Projekt *Deutsche Schülersprache – Sprachgebrauch und Spracheinstellungen Jugendlicher in Deutschland*⁴ aus dem Jahr 2016 thematisiert wird. 2017 veröffentlicht Patrick Wolf-Farré im Bereich der Sprachinselforschung eine wissenschaftliche Analyse mit Deutsch-Chileninnen und -Chilenen. Er erhebt anhand von 56 sprachbiographischen Interviews, „welche Rolle die deutsche Sprache für das Selbstverständnis dieser Minderheit“⁵ spielt. Die aufgeführten Beispiele aus der Forschung lassen erkennen, dass die vorliegenden Studien im Bereich der Sprachbiographieforschung konzeptionell wie methodisch äußerst heterogen sind und verschiedene Gebiete der Spracherwerbs- und Mehrsprachigkeitsforschung sowie der linguistischen Einstellungsforschung und Variationslinguistik einschließen. Thematisch fokussieren viele der neueren Studien gesellschaftliche Minderheitengruppen oder -konstellationen.

Auch mein sprachbiographisches Forschungsprojekt im Bereich der bimodalen Bilingualität berührt ebensolche besonderen Gruppen von Sprecherinnen und Sprechern und ihre spezifischen Sprachkonstellationen. Im Rahmen meines Promotionsprojektes entsteht ein Sprachdatenkorpus hörender Kinder gehörloser Eltern, die vielfältig über ihre einzigartigen bimodal-bilingualen Erfahrungen in qualitativen Interviews und Fragebögen Auskunft geben. Einen Schwerpunkt bilden dabei die Familienkonstellationen, wobei für diesen Beitrag exemplarisch sprachbiographische Daten von Geschwistern herausgestellt werden. Die Konturierung individueller Sprachbiographien lässt Aussagen über individuelle Faktoren des Sprachgebrauchs unter Geschwistern und ihre sprachlichen Einstellungen zu. Die hörenden Kinder gehörloser Eltern standen lange Zeit weder im Fokus der linguistischen Forschung, noch widmete sich die pädagogische Praxis den spezifischen Bedürfnissen dieser Gruppe hinreichend. Neben einem überschaubaren Forschungsstand über ihre psychosoziale Situation, gibt es kaum Untersuchungen, die die Sprach- und Identitätsentwicklung hörender Kinder gehörloser Eltern in den Mittelpunkt stellen. Meine Studie soll dazu beitragen, die Sprachbiographieforschung auf eine bislang kaum beachtete Sprachenkonstellation auszuweiten und die kommunikativen Herausforderungen

4 Vgl. Neuland 2016.

5 Vgl. Wolf-Farré 2017, S. 13.

und Chancen einer von der Forschung weitgehend übergangenen sozialen Minderheit in den Blick zu rücken.

Hörende Kinder gehörloser Eltern erwerben ihre Laut- und Gebärdensprache in einem bimodal-bilingualen Setting. Sie leben in einer hörenden Welt; ihre sprachliche Heimat ist jedoch häufig die Gebärdensprache. In Deutschland leben etwa 80.000 gehörlose Menschen.⁶ Nur fünf bis zehn Prozent ihrer Kinder sind auch gehörlos.⁷ Zu einer beachtlichen Mehrheit sind die Kinder gehörloser Eltern hörend. Sie wachsen in einem Spannungsfeld unterschiedlicher kultureller Umgebungen auf und entwickeln ihre Identität in zwei Sprach- und Kultursystemen. Die sprachbezogenen Erfahrungen hörender Kinder gehörloser Eltern stehen deshalb im Mittelpunkt meines Forschungsinteresses. Es wird danach gefragt, wie sie ihren sprachlichen Lebenslauf verarbeiten, ihre sprachliche Identität konstruieren und sie diskursiv verhandeln. Im Fokus stehen ihr sprachlicher Werdegang, ihre subjektive Sicht auf Sprache und ihr sprachliches Verhalten. Damit sind die hörenden Kinder gehörloser Eltern Gegenstand einer linguistisch ausgerichteten biographischen Untersuchung, die die Sprecherinnen und Sprecher als Expertinnen und Experten ihrer eigenen Mehrsprachigkeit und Lebenswelt zu Wort kommen lässt. Mit Hilfe von qualitativen Tiefeninterviews wird der Lebensverlauf der Sprecherinnen und Sprecher als Erklärungshintergrund für sprachliche Verhaltens- und Einstellungsmuster herangezogen. Die Datengrundlage schaffen dabei ausschließlich hörende Gewährspersonen, die mit gehörlosen Eltern aufgewachsen sind. Ihre sprachlichen Erfahrungen werden ausgewertet und geben Auskunft über die Eigenschaften des bimodal-bilingualen Spracherwerbs und Sprachgebrauchs, über ihre Sprachkompetenz und ihr Sprachwissen sowie über ihre Spracheinstellungen und Sprachbewertungen. Mit dem Ziel, ihren subjektiven Theorien, Erfahrungen und Gefühlen möglichst offen und unvoreingenommen in einem qualitativen Forschungsprozess zu begegnen, werden die Beziehungen zwischen Spracheinstellungen, Sprachgebrauch und Identitätskonstruktionen erörtert. Meine Studie hat das Anliegen, einen Beitrag zur sprachbiographischen Forschung im Bereich der bimodalen Bilingualität zu leisten und einen Erkenntnisgewinn zu generieren, der auch die Sicht der erlebenden Personen abbildet.

Der vorliegende Artikel beabsichtigt, anhand eines ausgewählten Korpus von sprachbiographischen Daten, die Geschwisterkonstellationen in Familien mit gehörlosen Elternpaaren kennenzulernen und Einblicke in ihre

6 Vgl. Deutscher Gehörlosenbund e.V. [Online-Ressource: www.dglb.de (Stand: 25.08.2024)]

7 Vgl. Funk 2017, S. 19.

Wirklichkeitskonstruktionen zu erlangen. Für einen Beitrag zur Erweiterung des Forschungsstandes um die Perspektive dieser Gruppe bimodal-bilingualer Sprecherinnen und Sprecher wird erfragt, wie hörende Kinder gehörloser Eltern und ihre Geschwister ihre Mehrsprachigkeit erleben und welche Aspekte sie in Bezug auf ihr mehrsprachiges Aufwachsen betonen.⁸ Dabei sind die Fragestellungen durch das für qualitative Forschungen charakteristische Merkmal der Offenheit gekennzeichnet. Trotz einer für den Schwerpunkt dieses Beitrages kleinen Grundgesamtheit, können vergleichende Beobachtungen gemacht werden. Zur empirischen Bearbeitung der Leitfragen wurden hörende Kinder gehörloser Eltern in qualitativen leitfadengestützten Interviews im Rahmen meines Promotionsprojektes in den Jahren 2019 bis 2023 zu ihren Sichtweisen, Einstellungen und Bewertungen bezüglich ihrer Sprachen befragt. Das gewonnene Material aus den sprachbiographischen Tiefeninterviews sowie die Auswertung der Fragebögen bilden das Datenkorpus der Gesamtstudie.

2 Familien mit gehörlosen Elternpaaren aus linguistischer Perspektive

Im Bereich der Mehrsprachigkeitsforschung bleibt in Deutschland die Gebärdensprache (DGS) meist völlig unberücksichtigt. Dass auch Kinder, die mit zwei Sprachen verschiedener Modalitäten aufwachsen, als genuin mehrsprachige Personen aufgefasst werden müssen, findet im linguistischen Forschungsdiskurs kaum Beachtung. Ich möchte meinen Beitrag deshalb mit einem Überblick zur bimodalen Mehrsprachigkeit einleiten und sprachliche, psychosoziale sowie kulturelle Hintergründe des Lebens von hörenden Kindern mit gehörlosen Eltern voranstellen. Wie in Familien mit hörenden und gehörlosen Mitgliedern kommuniziert wird und welche Besonderheiten es gibt, veranschaulichen sodann Daten aus meinen Erhebungen.

2.1 Die rechtliche Anerkennung der Gebärdensprache

Die sprachwissenschaftliche Forschung im Bereich der Gebärdensprache beginnt während der 1960er Jahre in den Vereinigten Staaten von Amerika und ist erst seit den 1980er Jahren auch in Deutschland etabliert. Damit gehört sie zu einer vergleichsweise jungen Forschungsdisziplin. Seither konnte durch fundierte Studien belegt werden, dass Gebärdensprachen visuell wahrnehmbare, „vollständige,

8 Die Fragestellungen sind angelehnt an Groskreutz 2016, S. 38.

natürliche und mit Lautsprachen gleichwertige Sprachen“⁹ sind. Somit leistete die sprachwissenschaftliche Forschung auch einen erheblichen Beitrag zur sozialen und rechtlichen Anerkennung der Gebärdensprache in Deutschland.

Die Anerkennung der DGS als eigenständige Sprache wurde erst im Jahr 2002 gesetzlich fixiert. Im Gesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen vom 27. April 2002 ist unter § 6 Gebärdensprache und Kommunikation von Menschen mit Hör- und Sprachbehinderungen zu lesen: „(1) Die Deutsche Gebärdensprache ist als eigenständige Sprache anerkannt.“¹⁰ In Deutschland bildet die Gesetzesgrundlage zur Gleichstellung einen Meilenstein für die Anerkennung der Gehörlosenkultur. Demnach gilt die DGS heute als eigenständige visuelle Sprache, die wie die Lautsprache eine vollständige, komplexe Grammatik besitzt, sich jedoch von der deutschen Grammatik der Lautsprache grundlegend unterscheidet.¹¹

2.2 Bimodale Bilingualität

Nach Angaben des Deutschen Gehörlosen-Bundes e.V.¹² und des Deutschen Schwerhörigen-Bundes e.V.¹³ leben etwa 80.000 gehörlose Menschen und 13,3 Millionen Schwerhörige in Deutschland. *Schwerhörig* meint dabei Menschen, die beeinträchtigt sind, Geräusche aber noch hören, und die unter Umständen durch ein Hörgerät unterstützt werden können. *Gehörlose* nehmen indes keine akustischen Reize wahr. Bei Menschen, die ihr Gehör nach der Geburt verloren haben, liegt eine erworbene Gehörlosigkeit vor. Es ist an dieser Stelle auch darauf hinzuweisen, dass der Ausdruck *taubstumm* nicht synonym für *gehörlos* genutzt werden darf. *Taubstumm* sind jene, die weder Stimme noch Gehör haben, während *Gehörlose* nicht stumm sind. Eine Hörbehinderung kann vor der Geburt durch Vererbung oder Krankheiten der Mutter während der Schwangerschaft entstehen. Sie kann sich aber auch während oder nach der Geburt durch Komplikationen und Erkrankungen entwickeln. Ein wesentlicher Unterschied zwischen *gehörlosen* und *erlaubten* Menschen ist, dass *Ertaubte* die Lautsprache erfahren haben. Menschen, die Lautsprache schon einmal gehört oder sogar gesprochen haben,

9 Hennies/Hänel-Faulhaber/Chilla 2015, S. 283.

10 Auszug aus dem Gesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen vom 27. April 2002.

11 Vgl. Krapf 2011, S. 6.

12 Vgl. Deutscher Gehörlosen-Bund e.V.

13 Vgl. Deutscher Schwerhörigenbund e.V. [Online-Ressource: www.schwerhoerigen-netz.de/statistiken/?L=0 (Stand: 25.08.2024)]

können auch nach dem Ertauben leichter die Lautsprache nutzen. In den meisten Fällen ist die Gehörlosigkeit erworben und nicht vererbt, weshalb 90 bis 95 Prozent der Kinder gehörloser Eltern hörend sind.¹⁴

Auch im deutschsprachigen Raum hat sich für die hörenden Kinder gehörloser Eltern der Begriff *Coda* (aus dem Englischen: *children of deaf adults*) durchgesetzt. *Coda* werden aus psychologisch-pädagogischer Sicht als Kinder zwischen zwei Welten beschrieben.¹⁵ Dabei ist für die sprachbiographische Analyse besonders interessant, dass *Coda* auch Kinder zwischen zwei Sprachsystemen bzw. Sprachmodalitäten sind. Sowohl die deutsche als auch die internationale Forschung hat bisher Studien zur psychologischen Situation sowie zum Sozialverhalten dieser Kinder in den Vordergrund gestellt und den bimodal-bilingualen Spracherwerb und -gebrauch nur in Ansätzen beleuchtet. Breunig und Kauschke (2017) konnten darstellen, dass der aktuelle Forschungsstand zur Lautsprachentwicklung von *Coda* sehr widersprüchliche Erkenntnisse aufzeigt.¹⁶ Konsens besteht darüber, dass der erfolgreiche Lautspracherwerb bei bimodaler Bilingualität möglich ist, jedoch in Abhängigkeit von unterschiedlichen Kontextfaktoren nicht immer gelingt.¹⁷

Die *bimodale Bilingualität* beschreibt die sprachliche Situation von *Coda*, die in ihrem Elternhaus in unterschiedlichem Maß mit der Gebärdensprache aufwachsen und gleichzeitig Zugang zur gesprochenen Sprache haben. Generell ist der Erwerb der Lautsprache und der Gebärdensprache im Sinne der Bilingualität von dem gleichzeitigen Erwerb zweier Lautsprachen zu unterscheiden. So müssen bilinguale Menschen, die zwei Lautsprachen beherrschen, diese immer nacheinander sprechen. Der Wechsel zwischen zwei Lautsprachen wird als *Code-Switching* bezeichnet. Bimodal-bilinguale Menschen und *Coda*, die zeitgleich mit der Laut- und Gebärdensprache aufwachsen oder diese erwerben, können simultan gebärden und sprechen.¹⁸ Sie weisen eine Besonderheit dahingehend auf, dass sie die einzige Sprechergruppe sind, die beide Sprachen parallel einsetzen können, was im Gegensatz zum *Code-Switching* als *Code-Blending* bezeichnet wird. Studien belegen sogar, dass Kinder die Mischung aus beiden Sprachen besser beherrschen als nur ein isoliertes System und dass die Wortschatzleistung dabei von der simultanen Nutzung beider Kommunikationssysteme profitiert.¹⁹

14 Vgl. Funk 2017, S. 19; vgl. Breunig/Kauschke 2017, S. 170.

15 Vgl. Funk 2017, S. 19.

16 Vgl. Breunig/Kauschke 2017, S. 170, 179.

17 Vgl. Breunig/Kauschke 2017, S. 170.

18 Vgl. Funk 2017, S. 21.

19 Vgl. Breunig/Kauschke 2017, S. 178.

Coda erfassen die Gebärdensprache visuell und nehmen die Lautsprache auditiv auf. In beiden Systemen kommen unterschiedliche Modi der Sprachproduktion und -perzeption zum Einsatz. Es besteht Einigkeit, dass die bimodal-bilinguale Sprachentwicklung und der Sprachgebrauch hörender Kinder gehörloser Eltern „maßgeblich von der Sprachwahl und der Kompetenz der Eltern bestimmt“²⁰ ist. Gehörlose Eltern gebärden mit ihren hörenden Kindern, haben aber auch einen Einfluss auf den Lautspracherwerb, wenn sie selbst einmal lautsprachlichen Input erfahren haben. Funk (2017) stellt heraus, dass Kinder sich schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt aktiv und kreativ in ihrem sprachlichen Verhalten an die Bedingungen in einem gehörlosen Elternhaus anpassen. Auch umgekehrt assimilieren sich die Eltern an das Hören der Kinder.²¹ Das führt dazu, dass sowohl Eltern als auch Kinder Worte und Gebärden simultan verwenden, das heißt Äußerungen im *Code-Blending* produzieren. Diese simultane Verwendung nimmt mit steigendem Alter der Kinder zu, wobei die Lautsprache mit drei Jahren den höchsten Anteil und die Gebärdensprache den geringsten hat.²² Funk (2017) hält außerdem fest, dass besonders die Mütter umso häufiger die Gebärdensprache gebrauchen, je älter das Kind wird. Es kann beobachtet werden, dass *Coda* die Gebärdensprache mit einem Flüstern begleiten, wenn sie mit gehörlosen Menschen oder anderen *Coda* kommunizieren.²³ Allgemein erleichtere das *Code-Blending* das Verstehen bei *Coda*. Diese häufig genutzte Kommunikationsform bringe keine Verluste mit sich. Im Gegenteil fördere das *Code-Blending* „die Integration von lexikalischem Material aus beiden Sprachen und die Semantik“²⁴. Dieser Fakt wird auch dadurch gestützt, dass aus neurolinguistischer Sicht beide Sprachen im Gehirn gleichzeitig aktiviert werden. Hingegen müssen unimodal-bilinguale Menschen eine Sprache unterdrücken, um zwischen den Sprachen umzuschalten bzw. um sie zu verstehen.

Die *bimodale Bilingualität* hat zudem Auswirkungen auf die psychosoziale Entwicklung von *Coda*. Funk (2017) beschreibt die Situation „zwischen zwei Welten“ als stress- und konflikthanfällig, jedoch auch mit Potenzialen für Wachstum und Stärke besetzt.²⁵ Dabei werden *Coda* häufig sehr verschiedene

20 Funk 2017, S. 21.

21 Vgl. Funk 2017, S. 21.

22 Vgl. Funk 2017, S. 21.

23 Vgl. Funk 2017, S. 21.

24 Funk 2017, S. 21.

25 Vgl. Funk 2017, S. 22.

Eigenschaften zugeschrieben, die von Empathie, Verantwortungsbewusstsein und sozialer Kompetenz geprägt sind, aber auch Schuldgefühle gegenüber den Eltern, Überforderung durch das Dolmetschen und Schamgefühl erkennen lassen. Funk (2017) belegt weiterhin, dass *Coda* ihre Erfahrungen als Außenseiter, Fremde und Vermittelnde deklarieren und sich als „Gruppe mit eigener Identität“²⁶ jenseits der Zugehörigkeit zur hörenden Mehrheit und gehörlosen Minderheit beschreiben. Nicht selten fühlen sich *Coda* auch von ihren eigenen Eltern missverstanden. Viele hörende Kinder sind dennoch stolz auf ihre gehörlosen Eltern und auf ihre eigenen Fähigkeiten, bilingual aufgewachsen zu sein und zwischen zwei Sprachsystemen dolmetschen zu können.²⁷

3 Geschwisterkonstellationen in Familien mit gehörlosen Elternpaaren: Eine sprachbiographische Analyse

Der sprachbiographischen Analyse von *Coda*-Geschwistern wird eine kurze Vorstellung des Forschungsdesigns vorangestellt. Zur Auswertung der Daten dient die qualitative Inhaltsanalyse²⁸, in deren Zentrum die Entwicklung eines Kategoriensystems steht. Die interpretative Darstellung der Befunde wird auf Grundlage des entwickelten Kategoriensystems vorgenommen. Ziel soll sein, Ergebnisse in Hinblick auf Geschwisterkonstellationen in Familien mit gehörlosen Elternpaaren zu generieren. Trotz der kleinen Grundgesamtheit ist ein Vergleich biographischer Aspekte möglich.

3.1 Forschungsdesign

Bei den Vorbereitungen auf die Untersuchung bildete die Gewinnung der Gewährspersonen einen für die Erhebung fundamentalen Arbeitsschritt. Voraussetzung dafür war die Definition der Zielgruppe, bei der es sich um erwachsene Gesprächspartner ab 18 Jahren handelt, die deutschsprachig, selbst hörend und mit zwei gehörlosen Elternteilen oder einem alleinerziehenden gehörlosen Elternteil aufgewachsen sind. Weitere soziodemographische Variablen wie Herkunft, Wohnort, Geschlecht oder Anzahl der Geschwister wurden dabei nicht

26 Funk 2017, S. 20.

27 Vgl. Funk 2017, S. 22.

28 Angelehnt an Mayring 2022.

vorgegeben. Die Akquise der Probanden im Vorfeld der Untersuchung erfolgte über verschiedene Herangehensweisen und Kanäle.²⁹

Das problemzentrierte leitfadengestützte Tiefeninterview bildet den Kern der Erhebungen. Nach dem „Prinzip der Zurückhaltung“³⁰ gilt es, das Interview als Instrument der Datengewinnung möglichst wenig durch den Explorator oder die Exploratorin zu beeinflussen. Durch einen Erzählstimulus und offene Fragestellungen wird den Probandinnen und Probanden eine lange Phase der freien Ersterzählung sowie eine eigenständige Entwicklung ihrer Gedanken und Antworten ermöglicht.

Der Interviewleitfaden umfasst die Lebensphasen *Ursprungsfamilie und Kindheit, Schulzeit, Bildung und Beruf* sowie *Familiengründung*. Es wird nach Spracherfahrungen in den verschiedenen Lebensabschnitten mit Freundinnen und Freunden, Verwandten und Bekannten, in der Öffentlichkeit und in institutionellen Einrichtungen gefragt. Außerdem werden Fragen zu Veränderungen des Sprachgebrauchs im Laufe des Lebens, sprachlichen Verhältnissen und nach Spracheinstellungen und Sprachwissen zur Laut- und Gebärdensprache gestellt. Neben den spezifischen Erfahrungen in verschiedenen Lebensabschnitten und mit unterschiedlichen Personen werden auch Themen wie *Dolmetschen, Lautspracherwerb, das Engagement für die Gebärdensprache* sowie *Pflege und Erhalt der Gebärdensprache* in den jeweiligen Familien im Interviewleitfaden festgehalten.

Durch einen Erzählstimulus, der stark an das methodische Vorgehen in der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung angelehnt ist, wird die Gewährsperson ermutigt, von sich zu erzählen. Scharioth (2015) spricht in diesem Zusammenhang von einem „privilegierten Rederecht“³¹ der Gewährspersonen.

29 Es wurden Vereine, Verbände, Selbsthilfegruppen, Schulen, Verlagshäuser und kirchliche Einrichtungen per E-Mail und teilweise telefonisch kontaktiert. Zusätzlich wurde über die Sozialen Netzwerke *Facebook* und *Instagram* in *Coda*-Gruppen und Netzwerken versucht, potenzielle Gewährspersonen direkt zu erreichen. Weiterhin halfen Annoncen in diversen Tageszeitungen, auf die Studie aufmerksam zu machen. Im Erfolgsgrad zeigten sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den verschiedenen Kanälen. Die Corona-Pandemie hat die Gewinnung von Gewährspersonen und das Durchführen von Interviews erheblich erschwert und verzögert. Ein Großteil bereits terminierter Gespräche ging verloren oder wurde durch Videointerviews ersetzt. Eine detaillierte Beschreibung der Akquise ist Teil der entstehenden Monographie.

30 Schütze 1984, S. 79.

31 Scharioth 2015, S. 113.

Insgesamt bilden elf Gewährspersonen die für diesen Beitrag zugrunde liegende Untersuchungsgruppe. Dabei handelt es sich um acht weibliche und drei männliche Gewährspersonen. Bei der Selektion soziodemographischer Variablen wie Geschlecht, Alter, Bildungsgrad, Ausbildung und Beruf wurde eine möglichst große Varianz berücksichtigt.

Acht Gewährspersonen sind die erstgeborenen Kinder in ihren Familien, drei sind zweitgeborene. GP-8 und GP-9 sowie GP-10 und GP-11 sind Schwestern. GP-6 und GP-7 sind Bruder und Schwester. In der folgenden Abbildung sind Geschwisterpaare in Graustufen markiert.

Tabelle: Übersicht der Gewährspersonen zur sprachbiographischen Analyse der Geschwisterkonstellationen in Familien mit gehörlosen Elternpaaren

Gewährsperson	Geschlecht	Jahrgang	Geschwisterposition	Geschwister
GP-1	männlich	1963	Erstgeborener	ein jüngerer, hörender Bruder
GP-2	weiblich	1992	Erstgeborene	eine jüngere, hörende Schwester
GP-3	weiblich	1949	Erstgeborene	eine jüngere, hörende Schwester und drei jüngere, hörende Brüder
GP-4	männlich	1968	Erstgeborener	ein jüngerer, hörender Bruder
GP-5	weiblich	1948	Erstgeborene	zwei jüngere, hörende Brüder
GP-6	weiblich	1963	Zweitgeborene	ein älterer, hörender Bruder
GP-7	männlich	1957	Erstgeborener	eine jüngere, hörende Schwester
GP-8	weiblich	1995	Erstgeborene	eine jüngere, hörende Schwester
GP-9	weiblich	1997	Zweitgeborene	eine ältere, hörende Schwester
GP-10	weiblich	1972	Erstgeborene	eine jüngere, hörende Schwester
GP-11	weiblich	1982	Zweitgeborene	eine ältere, hörende Schwester

3.2 Geschwisterkonstellationen in Familien mit gehörlosen Elternpaaren

Das Vorhandensein von Geschwistern in Familien mit gehörlosen Elternpaaren hat nicht nur Einfluss auf die laut- und gebärdensprachlichen Kompetenzen von *Coda*, auch sind die Geschwisterpositionen maßgeblich für die kommunikativen Rollen in den einzelnen Familien. Empirische Befunde sind dazu jedoch rar. Aus dieser Perspektive ist die Existenz von und der Bezug zu Geschwistern ein Schwerpunkt in der sprachbiographischen Auseinandersetzung mit hörenden Kindern gehörloser Eltern. Diese Annahme kann anhand der durchgeführten Interviews bestätigt werden. Alle Gewährspersonen berichten im Zusammenhang mit ihren sprachlichen Erfahrungen von ihren Geschwistern. Für diesen Beitrag werden die Äußerungen von elf Gewährspersonen hinsichtlich ihrer sprachlichen Erfahrungen als *Coda* und Geschwister in den Kategorien *Sprach- und Kommunikationspraxis im Alltag*, *Laut- und Gebärdensprachkompetenz*, *Sprachliche Erfahrungsräume*, *Sonderstellung von Erstgeborenen*, *Dolmetschen* und *Eltern-Kind-Kommunikation/Kommunikationsstrategien* analysiert. Es ist festzustellen, dass die Übergänge der einzelnen Kategorien fließend sind und ihre Inhalte ineinandergreifen können. In den folgenden Abschnitten führe ich die Befunde aus der angeführten Stichprobe in den inhaltsanalytischen Kategorien meiner Untersuchung an.

3.2.1 *Sprach- und Kommunikationspraxis im Alltag*

Die Kategorie *Sprach- und Kommunikationspraxis im Alltag* bündelt Aussagen der Gewährspersonen zu ihren sprachlichen Verhaltensweisen mit ihren Geschwistern. GP-1 berichtet von Erfahrungen mit seinem Bruder, neben der Lautsprache die Gebärdensprache „sehr gerne genutzt“ (Transkript 1, Z. 32) zu haben, „weil man sich über den gesamten Schulhof hinweg in Gebärdensprache unterhalten konnte, ohne dass es jemand mitbekommen hat oder zumindest nicht so deutlich mitbekommen hat“ (Transkript 1, Z. 32–34). Die Gebärdensprache fungiert für die Brüder ähnlich wie eine Geheimsprache im hörenden Umfeld. Auch im häuslichen Kontext entwickeln die Geschwister eine Strategie, wie sie unbemerkt in Lautsprache kommunizieren konnten, indem sie „peinlich darauf geachtet“ (Transkript 1, Z. 88–89) hätten, dass die Eltern sie nicht ansahen. Dieser besondere Einsatz der Gebärden- und Lautsprache zwischen den Brüdern markiert eine wichtige sprachliche Erfahrung des bimodal-bilingualen Sprechers.

GP-6 berichtet von ähnlichen Erfahrungen. Die Sprecherin habe sich mit ihrem älteren Bruder „auf jeden Fall in Lautsprache“ (Transkript 6, Z. 262) unterhalten, erinnert jedoch auch Situationen, in denen die Kommunikation durch Gebärden als exklusive Sprache fungierte. Die Gewährsperson sagt dazu: „Wenn wir nicht

wollten, dass jemand etwas mitbekommt, dann haben wir natürlich auch lautlos kommunizieren können“ (Transkript 6, Z. 263–264).

Dass unter hörenden Geschwistern gehörloser Eltern vornehmlich in Lautsprache kommuniziert wurde, bestätigt auch die Aussage von GP-9, die mit ihrer älteren Schwester „nur lautsprachlich kommuniziert“ (Transkript 9, Z. 242) und „sprachlich gesprochen“ (Transkript 9, Z. 587) habe. Auch hier wurde Sprache exklusiv eingesetzt. Sollte das gehörlose Umfeld die Unterhaltung nicht mitbekommen, sprachen die Schwestern „am besten unauffällig“ (Transkript 9, Z. 587).

GP-10 habe mit ihrer jüngeren Schwester im Beisein der gehörlosen Eltern gezielt die Lautsprache eingesetzt: „Wenn die Eltern es nicht verstehen sollen, haben wir laut gesprochen und am besten noch weggedreht, dass sie es nicht von den Lippen ablesen können“ (Transkript 10, Z. 278–280).

3.2.2 *Laut- und Gebärdensprachkompetenz*

Schwerpunkt der Analysekategorie *Laut- und Gebärdensprachkompetenz* sind die bimodal-bilingualen Sprachkompetenzen von *Coda* und ihren Geschwistern. GP-1 erklärt, dass die Gebärdensprachkompetenz seines jüngeren Bruders geringer sei und sagt:

Aber man hat auch gemerkt, dass mein Bruder bei komplizierten Sachverhalten sich dann manchmal auf mich verlassen hat. Also bei ihm ist diese, diese, vielleicht, wie soll man das sagen, die Tiefe in der Gebärdensprache nicht ganz so ausgeprägt, jetzt auch geschuldet der Tatsache, dass meine Mutter jetzt ja hier in [Ort] mit lebt und er in [Ort], hat sich das sogar noch ein bisschen weiter entfernt. (Transkript 1, Z. 35–40)

Der Bezug zur Gebärdensprache und die Kompetenz sei beim jüngeren Bruder von GP-1 geringer, die „Tiefe in der Gebärdensprache nicht ganz so ausgeprägt“. Es wird erkennbar, dass der erstgeborene Sprecher höhere Kompetenzen aufweist und dadurch auch eine andere kommunikative Rolle in der Familie übernommen hat. Der weniger ausgeprägte Bezug des Bruders zur Gebärdensprache habe sich außerdem durch den Wegzug vom Wohnort der Mutter verstärkt.

GP-2 schildert ähnliche Erfahrungen bezüglich der Laut- und Gebärdensprachkompetenz ihrer jüngeren Schwester und erklärt:

Sie spricht sehr gut, sie ist sogar sprachenbegabt im Gegensatz zu mir. Sie lernt Sprachen innerhalb von drei Monaten, hat keine Sprachfehler, nichts gehabt, eine sehr saubere, deutliche Aussprache und hat halt glaub ich auch nicht, sie spricht auch sehr schlecht Gebärdensprache. Sie spricht eigentlich gar nicht Gebärdensprache, also sie schämt sich auch. (Transkript 2, Z. 103–107)

Auch dieses Beispiel bezeugt eine geringere Gebärden- und gleichzeitig eine höhere Lautsprachenkompetenz beim jüngeren Geschwisterkind. Während die

Gewährsperson sich selbst lautsprachliche Defizite zuschreibt, treten bei der jüngeren Schwester in der Lautsprache keine Nachteile auf. Es wird deutlich, dass der Kontakt zur Gebärdensprache und entsprechende Kompetenzen bei der jüngeren Schwester wenig bis gar nicht vorhanden sind, die Schwester sich sogar für die Gebärdensprache schämt.

Auch GP-5, die mit zwei hörenden, jüngeren Brüdern aufgewachsen ist, schildert, dass die Gebärdensprachkompetenz ihrer Brüder wesentlich geringer war, jedoch zur Verständigung mit den eigenen Eltern ausreichte:

Aber beide haben nicht so [gebärdet], es entweder nicht nötig gehabt oder keine Lust gehabt (...). Die haben also mit der Verständigung, die konnten sich zwar mit meinen Eltern verständigen, aber mit anderen Gehörlosen war es schwieriger. (Transkript 5, Z. 67–70)

GP-6 ist das zweitgeborene Geschwisterkind in ihrer Familie und berichtet davon, weniger als ihr älterer Bruder gebärdet zu haben:

Ich glaube, mein Bruder hat ein bisschen mehr gebärdet. Ich weiß nicht genau, aber ich habe eigentlich immer nur mehr oder weniger zu Gesten ganz wenig Gebärden benutzt, ganz, ganz reduziert. Also natürliche Gebärden, na klar, wie Auto, Fahrrad, keine Ahnung, trinken, essen, aber gar nicht viel, ganz, ganz wenig. (Transkript 6, Z. 183–187)

Auch diese Aussage belegt, dass die Gebärdensprachkompetenz ab dem zweiten Geschwisterkind geringer wird. GP-6 beherrscht die Gebärdensprache nur noch fragmentarisch, während ihr älterer Bruder „mehr gebärdet“ habe.

3.2.3 Sprachliche Erfahrungsräume

Ein wesentlicher Bestandteil *sprachlicher Erfahrungsräume* mit den Geschwistern ist die Kommunikation durch die Lautsprache. GP-2 gibt bezüglich der Kommunikation mit ihrer jüngeren Schwester an, „eigentlich nur mit ihr gesprochen“ (Transkript 2, Z. 102) zu haben, „am laufenden Band“ (Transkript 2, Z. 102). Sie begründet die unterschiedlichen sprachlichen Kompetenzen: „Weil das war halt das erste Mal, dass ich jemanden hatte, der meine Stimme hören kann und dadurch ist sie 180 Grad anders“ (Transkript 2, Z. 102–103). Es wird offenkundig, dass die Schwester eine wesentliche Bezugsperson im Bereich der Lautsprache ist und vermutlich durch den lautsprachlichen Input des älteren Geschwisterkindes höhere Kompetenzen erworben hat. Demnach haben beide Kinder gehörloser Eltern verschiedene Erwerbsettings im Laut- und Gebärdenspracherwerb.

GP-8 ist mit einer jüngeren Schwester aufgewachsen und schildert ihre Erfahrungen als Erstgeborene:

Ich war dann die Ältere und sie war halt dann mehr so, sie hat die Kindheit genossen, habe ich immer gesagt. Ich meine, ich hatte keine schlechte Kindheit oder so, meine Eltern haben viel für mich getan. Aber da habe ich schon gemerkt, dass meine Schwester auch eine ganz andere Kommunikation mit meinen Eltern hat. Das merke ich jetzt auch noch. (...) Meine Eltern haben mit meiner Schwester nicht ganz so viel kommuniziert wie mit mir. Ich habe sehr, sehr viel mit meiner Schwester geredet. Das heißt, sie hat auch weniger Gebärden zu Beginn benutzt, weil ich da sicherlich einfach auch ein großer Punkt in ihrem Leben war als Bezugsperson. (Transkript 8, Z. 331–338)

Die Gewährsperson bringt Wertschätzung und Dankbarkeit für ihre gehörlosen Eltern zum Ausdruck, aber auch Unterschiede in der Kommunikation der Eltern mit den Kindern. Die Sprecherin berichtet, erste Ansprechpartnerin für ihre Eltern gewesen zu sein und dass ihre Eltern mit ihrer jüngeren Schwester „nicht ganz so viel kommuniziert“ hätten wie mit ihr. Stattdessen habe GP-8 „sehr viel“ mit ihrer Schwester geredet und damit ein kommunikatives Bindeglied in der Familie gebildet. Auch dieses Beispiel belegt eine geringere Gebärdensprachkompetenz beim jüngeren Geschwisterkind.

Von einer besonderen Rolle in der Familie spricht GP-6, die mit ihrem Bruder immer wieder Meinungsverschiedenheiten der Eltern auflösen musste und sich in diesem Zusammenhang als „Richter“ beschreibt:

Da gibt es natürlich auch immer wieder so Streits oder Meinungsverschiedenheiten und wir wurden immer wieder gefragt. Mein Bruder und ich als Hörende galten da manchmal so als Richter, was ist richtig? Wir kriegten manchmal so Zeitungsartikel (...), wir saßen zusammen beim Kaffee, dann plauderten die da und dann plötzlich kamen sie rüber und sagten: „Hier, guck mal, was bedeutet dieser Artikel?“ Und dann sollten wir entscheiden, weil die sich darüber gestritten haben, was der Inhalt ist. Und wir waren dann die hörenden Kinder, die entscheiden konnten. Aber irgendwie waren wir ja dann die Richter zwischen denen, die sich gestritten haben. (Transkript 6, Z. 352–362)

Diesen hörenden Geschwistern gehörloser Eltern kommt in ihren Familien eine gleichgestellte Rolle als Entscheidende und „Richter“ zu. Sie bekamen schon früh die Verantwortung übertragen, für ihre Eltern Zeitungsartikel in die Gebärdensprache zu übersetzen und ihnen Inhalte aus einem lautsprachlichen Kontext zu erklären.

GP-11, ein jüngeres Geschwisterkind, spricht über ihre Beziehung zur älteren Schwester:

Also die [Name] hat es mit Sicherheit auch nicht einfach gehabt. Sie war halt die Ältere. Sie hat sehr oft, glaube ich, auf mich aufpassen müssen. Die wurde dann auch gleich eingeteilt. Ich muss aber auch wiederum sagen, ich habe mich sehr stark zur [Name] hingezogen gefühlt, einfach weil sie eine hörende Person war. (Transkript 11, Z. 399–402)

Die Gewährsperson macht deutlich, dass allein ihre sprachlichen Voraussetzungen und der Umstand, dass beide Geschwister hörend sind, eine enge Bindung

begünstigen. Später im Interview sagt GP-11: „Also wäre ich jetzt ein Einzelkind, ich wüsste gar nicht, wo ich heute stehen würde, muss ich ganz ehrlich sagen“ (Transkript 11, Z. 479–480).

3.2.4 *Sonderstellung von Erstgeborenen*

Dass hörende Geschwisterkinder in Familien mit gehörlosen Elternpaaren mit unterschiedlichen Spracherwerbsettings, kommunikativen Rollen und Erfahrungen aufwachsen, wird in der Analysekategorie zur *Sonderstellung von Erstgeborenen* thematisiert. Unterschiede zwischen den Geschwistern manifestieren sich beispielsweise in der Familie von GP-3, die mit drei jüngeren Brüdern und einer jüngeren Schwester aufgewachsen ist. Die Gewährsperson erklärt:

Die Gebärdensprache wurde von allen angewandt. Natürlich, wir haben uns ja alle mit unseren Eltern unterhalten. Aber die Qualität nimmt immer mehr ab. Und das haben auch meine Geschwister gesagt. „Nee [Name], du kannst das natürlich wieder, wie alles kannst du am besten.“ Sag ich: „So ein Quatsch, ich musste es am besten können, denn ich hab mich in Lautsprache mit euch unterhalten, aber als ich geboren wurde, waren da meine Eltern und ich hatte nicht Geschwister, mit denen ich laut sprechen konnte.“ (Transkript 3, Z. 227–233)

Auch durch die Erzählung dieser Gewährsperson kann bestätigt werden, dass gebärdensprachliche Fähigkeiten mit der Position in der Geschwisterfolge abnehmen. Demnach weist die Sprecherin als Erstgeborene die höchsten Kompetenzen auf, was auch von den Geschwistern so wahrgenommen wird. Die Sprecherin berichtet davon, sich häufig aufgrund ihrer Fähigkeiten und ihrer Aufgabe als Dolmetscherin der Eltern rechtfertigen zu müssen. Dabei sagt sie auch, dass „alle [...] der Meinung“ (Transkript 3, Z. 217) waren, sie wäre „immer bevorzugt worden“ (Transkript 3, Z. 217–218) und ihr „Vater wäre immer besonders stolz“ (Transkript 3, Z. 218) auf sie gewesen. Zudem wird ein besonderes Spracherwerbsetting deutlich. Die Sprecherin hatte im Gegensatz zu ihren jüngeren Geschwistern niemanden, mit dem sie „laut sprechen“ konnte. Sie ist zunächst als Hörende in einem gehörlosen Zuhause aufgewachsen und konnte erst mit ihren Geschwistern die Lautsprache anwenden.

Unterschiede zum jüngeren Bruder macht auch GP-4 fest und berichtet ähnlich wie GP-8 von einer „unbeschwerteren“ Kindheit des jüngeren Geschwisterkindes:

Wir waren immer irgendwie verschieden. Mein Bruder ist, glaube ich, ungleich unbeschwerter aufgewachsen. Das äußert sich bis zum heutigen Tag. Ich war halt der, der, wie soll ich sagen (...). Ich war der Ältere und meine Eltern orientieren sich heute im Grunde genommen noch fast ausschließlich an mir. (Transkript 4, Z. 328–331)

Auch in dieser Geschwisterkonstellation werden unterschiedliche Rollen gegenüber den gehörlosen Eltern deutlich. Oft kommt dem erstgeborenen Kind mehr Verantwortung zu, was auch GP-4 zum Ausdruck bringt. Darüber hinaus ist das Verhältnis zwischen den Brüdern konfliktbehaftet. Die kommunikative Rolle in der Familie und die wahrgenommene Verantwortung gegenüber den Eltern wird als Benachteiligung gegenüber dem Geschwisterkind empfunden:

Mein Bruder macht mir den Vorwurf, dass ich meine Eltern über Jahre hinweg von mir abhängig gemacht habe. Das ist eine Rechtfertigung dafür, dass er sich (...) da raushält und sich nicht für meine Eltern verantwortlich fühlt. Ich komme aus der Nummer in meinem Leben nicht mehr raus. (Transkript 4, Z. 336–339)

Weiterhin bekräftigt GP-4 seine Aussage und äußert: „Ich weiß nicht, ob das repräsentativ ist, aber ich kenne tatsächlich auch einige Geschwisterkonstellationen, wo alles am Erstgeborenen hängt.“ (Transkript 4, Z. 352–353) Der Proband beschreibt sich als „tiefgründiger“, „nachdenklicher“ und „verantwortungsbewusster“ (Transkript 4, Z. 355–356) als sein Bruder. Die familiäre Situation sei „tatsächlich bis zum heutigen Tag so“ (Transkript 4, Z. 359).

GP-5, die mit zwei jüngeren hörenden Brüdern aufgewachsen ist, macht neben den unterschiedlichen kommunikativen Rollen unter Geschwisterkindern auch geschlechtsspezifische Unterschiede aus. Die Sprecherin sagt:

Manchmal denke ich immer, es ist immer noch so, dass Jungen eine andere Beachtung haben. Obwohl das die Eltern vielleicht abstreiten. Ich war die Älteste und ich war ein Mädchen. Also musste ich dolmetschen, einkaufen, putzen, (...) Wäsche machen. Strümpfe stopfen. Ich hasse Strümpfe stopfen, aber ich kann es noch. (Transkript 5, Z. 292–296)

In dieser Familie mit gehörlosen Eltern war GP-5 nicht nur als erstgeborenes Geschwisterkind mit einer verantwortungsvolleren kommunikativen Rolle konfrontiert, sondern musste überdies als Mädchen in der Familie mehr Hausarbeiten verrichten als ihre Brüder. Hier verschränkt sich die spezifische Rolle des ältesten Kindes offenbar mit traditionellen Geschlechterrollen. Die Gewährsperson ist 1948 geboren, es handelt sich also um eine ältere Sprecherin.

Bezüglich der Verantwortung gegenüber ihren Eltern berichtet GP-8, dass Codos jetzt im Vergleich zu Kindern aus monolingualen Familien mit wesentlich mehr Verantwortung, also vor allem die Erstgeborenen, dass sie damit konfrontiert werden. Die sind natürlich damit konfrontiert, dass die Eltern eine andere Sprache benutzen. Aber ich würde sagen, dass uns nicht viel von anderen Migranten unterscheidet. (Transkript 8, Z. 620–624)

Ihre jüngere Schwester, GP-9, kann diesen Eindruck bestätigen und gibt an, als kleineres Geschwisterkind weniger mit verantwortungsvollen Aufgaben konfrontiert gewesen zu sein:

Sie war schon die, weil sie ja die Ältere ist, dann Telefonate führen musste, teilen musste auf jeden Fall. Da war ich außen vor, war immer die Kleine, die sich dann irgendwo versteckt hat, wenn es darum ging. Ja, also man hat später gemerkt, dass ihr das doch dann irgendwann zu viel wurde. (Transkript 9, Z. 251–253)

Diese Aussage lässt auch erkennen, dass die höhere Verantwortung des erstgeborenen Kindes zu Überforderung führte. Beide Schwestern schätzen ihre unterschiedlichen Positionen und Rollen in den Familien gleich ein.

GP-10, die mit einer zehn Jahre jüngeren Schwester aufgewachsen ist, habe früh Verantwortung für das Geschwisterkind übernehmen müssen:

Dann kam meine Schwester auf die Welt und da wurde ich ziemlich früh mit einbezogen. Hab mich da mehr oder weniger, das wurde mir auch immer zugetragen, das wird mir heute auch erst so klar, immer als zweite Mama hingestellt, weil wenn sie was gesagt hat oder was gefragt hat, war ich immer an erster Stelle und dann ging es erst zur Mama. Und ich habe so ein bisschen auch versucht, wohl die Führerposition da zu übernehmen. (Transkript 10, Z. 32–36).

Die Gewährsperson fungierte als (sprachliches) Bindeglied zwischen der kleinen Schwester und der Mutter. Durch ihr Gehör und die damit einhergehenden lautsprachlichen Fähigkeiten stand sie sogar „an erster Stelle“, noch vor der gehörlosen Mutter. Das Beispiel zeigt, dass die sprachlichen Voraussetzungen in der Familie deutlich zu Rollenverteilungen beigetragen haben. Auch das für erstgeborene *Coda* typische Verantwortungsgefühl in ihren Familien bringt GP-10 zum Ausdruck, indem sie versucht habe, „die Führerposition zu übernehmen“.

3.2.5 *Dolmetschen*

In der Auseinandersetzung mit Geschwisterpaaren, den Erwartungen an die hörenden Kinder, ihren kommunikativen Rollen und Aufgaben, aber auch ihrer Verantwortung in ihren Familien mit gehörlosen Elternpaaren wird in den Interviews immer wieder in der offenen Erzählung der Aspekt des Dolmetschens thematisiert. Insbesondere die Erstgeborenen schildern ausführlich ihre Erfahrungen.

GP-5 spricht darüber, schon sehr früh für ihre Eltern als Dolmetscherin fungiert zu haben:

Und ich als Älteste wurde immer mit hingeschleppt auf alle, als ich dann einigermassen laufen konnte oder so, und musste Dolmetschen. Bei den Ämtern damals, ist es ja nicht mehr so, heute gibt es Dolmetscher und es gibt Gesetze zur Gleichbehandlung und Gleichstellung. Gab es ja damals noch nicht. Und nach dem Krieg sowieso nicht. (Transkript 5, Z. 70–73)

Auch GP-8 hat für ihre Eltern gedolmetscht und beschreibt sich als „Schlüsselperson“ in der Kommunikation ihrer Eltern mit der Außenwelt.

Aber ansonsten wurde auch da viel über mich oder über meine Schwester kommuniziert. Da habe ich schon gemerkt, dass ich da auf jeden Fall schon, seit ich klein bin, immer diese Schlüsselperson war. Und dann war es auch ganz häufig so, dass meine Eltern immer angefangen haben, mich zu Dolmetschterminen quasi mitzunehmen. (Transkript 8, Z. 286–289)

Die Sprecherin berichtet von Arztterminen, bei denen sie zwischen Mutter und Arzt vermittelt habe. „Und dann habe ich halt irgendwann gedacht, das ist irgendwie nicht so das, was angebracht wäre, weil ich ja nicht deren Gesprächspartner bin, sondern meine Eltern die Gesprächspartner sein sollten“ (Transkript 8, Z. 296–296).

Von ähnlichen Erfahrungen berichtet GP-3, die als Erstgeborene mit vier Geschwistern aufgewachsen ist:

Also ganz schlimm war immer, wenn Besuch kam oder Elternbesuch, Lehrer kamen oder so. Oder zur Sparkasse und so. Dass ja, dass ich dann so als Dolmetscher so blöde da saß. Man guckte nicht meine Eltern an, das fand ich diskriminierend. Man sprach mit mir. (Transkript 3, Z. 276–279)

GP-9, ein jüngeres Geschwisterkind, erinnert sich daran, dass vor allem ihre ältere Schwester dolmetschen musste: „Meine Schwester hat wohl am Anfang schon direkt mit Gebärdensprache angefangen. Sie war auch die, die viel dolmetschen musste. Ich habe erst später gedolmetscht, als ich dann älter war, als meine Schwester dann ausgezogen ist.“ (Transkript 9, Z. 21–23)

Dass das Übersetzen für die eigenen Eltern auch zur Überforderung führte, bringt GP-10 zum Ausdruck:

Natürlich sind dann so Sachen wie, wenn das Telefon geklingelt hat, musste ich ans Telefon gehen und vermitteln. Oder es kam zum Beispiel vor, wenn mein Papa krank war, musste ich dann auf der Arbeit anrufen und für ihn die Krankmeldung durchgeben. Und das war immer das, was so beklemmend war, weil als Kind ist man damit manchmal total überfordert. (Transkript 10, Z. 26–29)

3.2.6 Eltern-Kind-Kommunikation/Kommunikationsstrategien

In diesem Abschnitt werden Aussagen zusammengefasst, die das sprachliche Verhalten und verschiedene Kommunikationsstrategien der gehörlosen Eltern mit ihren hörenden Kindern betreffen. GP-8 berichtet:

Und ich habe mich dann gefragt, warum meine Eltern denn nie wirklich DGS mit mir benutzt haben oder auch mit meiner Schwester, weil sie natürlich dann immer diesen Zwiespalt hatten, okay, die Kinder sind hörend und sie müssen irgendwie lautsprachlich kommunizieren können. Wir artikulieren mit den Kindern, auch wenn wir selber nicht gut artikulieren können und so weiter. Ich denke, das war für die schon sehr prägend und auch einfach das, was immer noch so ein bisschen in meinem Nacken sitzt. (Transkript 8, Z. 104–109)

In dieser Familie haben die Eltern schon früh darauf geachtet, den hörenden Kindern einen lautsprachlichen Input zu geben, um ihrer Lebenssituation in einer hörenden Welt gerecht zu werden. Daraus habe sich ein „Zwiespalt“ ergeben und die Gebärdensprache wurde von den Eltern häufig gar nicht angewandt. Die Probandin berichtet dennoch, „mit einer visuellen Kommunikationsform großgeworden“ (Transkript 8, Z. 114) zu sein. Es sei „ganz klar“ (Transkript 8, Z. 147) gewesen sei, dass ihre „Eltern eine andere Kommunikationsform benutzen als die Menschen, mit denen ich draußen zu tun habe.“ (Transkript 8, Z. 147–148) Weiterhin erläutert die Gewährsperson, dass es zwar einen lautsprachlichen Input gegeben habe, „im Familienkontext“ (Transkript 8, Z. 151) jedoch „einfach nie diese lautsprachliche Korrektur“ (Transkript 8, Z. 151–152) stattgefunden habe. Sie erläutert, sowohl in der Laut- als auch in der Gebärdensprache „zu nuscheln“ (Transkript 8, Z. 150) oder „sehr sehr fix zu reden“ (Transkript 8, Z. 150–151). GP-8 führt weiter aus: „Meine Eltern haben auch wirklich nie darauf bestanden, dass wir richtig DGS lernen. Also die haben bei uns auch einfach diese Mischform benutzt“ (Transkript 8, Z. 197–198).

Neben solchen „Mischformen“ berichtet eine Sprecherin von „speziellen Familiengebärdern“:

Wir haben tatsächlich eigene Gebärden, die sich in der Familie entwickelt haben. Das heißt, spezielle Familiengebärden, die wir halt nur als Familie haben und wir sprechen nicht die offizielle Deutsche Gebärdensprache. Wir haben halt viele Dialekte drin. Wenn ich auch mich mit normalen Gehörlosen unterhalte, die die offizielle Gebärdensprache sprechen, merke ich, dass da große Unterschiede sind. (Transkript 2, Z. 109–112)

Die generationenübergreifende Kommunikation innerhalb der Familie der Gewährsperson basiert auf „Familiengebärdern“, die sich „entwickelt haben“. Weiterhin bringt die Sprecherin Dialekte an, die sich in der Gebärdensprache der Familie wiederfinden würden. Auswirkungen hat dieses individuelle Kommunikationssystem vor allem dann, wenn die Sprecherin mit Gehörlosen interagiert, die die offizielle Deutsche Gebärdensprache beherrschen.

Auch GP-1 erläutert eine besondere Form der Gebärdensprache, die innerhalb seiner Familie genutzt wurde:

Wobei man ganz klar sagen muss, wir haben nicht die schulmäßige Gebärdensprache gelernt und auch nie praktiziert, sondern eher die Plaudersprache. Ich durfte dann später, wenn man so Kontakt hatte mit anderen Gehörlosen und anderen Kindern von Gehörlosen, feststellen, dass da jede Familie so ihre eigenen Abkürzungen und Gebärden hatte für Ausdrücke und auch unterschiedlich in der Grammatik strukturiert waren. (Transkript 1, Z. 40–45)

Immer wieder kommt in den Interviews die Bezeichnung „Plaudern“ oder die „Plaudersprache“ zum Ausdruck. Dabei wird es als „Tradition“ beschrieben, als „tägliche Umgangssprache“ oder informelle Sprachform. Belege dafür finden sich im Folgenden in den Gesprächen mit GP-1, GP-6 und GP-8.

GP-1 berichtet vom „Plaudern“ in seiner Familie und bezeichnet es als „tägliche Umgangssprache bei den Gebärden“:

Das ist, ich sag ja, die Plaudersprache, die tägliche Umgangssprache bei den Gebärden ist was ganz anderes als die schulmäßige Gebärdensprache. Jedenfalls war das bei mir in der Familie so. (Transkript 1, Z. 117–119)

GP-6 erzählt über die sprachlichen Erfahrungen in ihrer Familie, dass die Lautsprache dominiert habe. Im Bereich der Gebärdensprache habe ebenfalls das sogenannte „Plaudern“ stattgefunden, was die Gewährsperson als „Tradition“ und als „negativ besetzt“ beschreibt:

Ich denke mal, durch die Großeltern und durch meinen Bruder ist natürlich das Lautsprachliche sehr stark gewesen und auch die Gehörlosen haben mit uns gesprochen. Die haben gar nicht mit uns gebärdet. Die haben untereinander natürlich, also da hieß es immer noch plaudern, was jetzt auch wieder aufkommt. So eine Tradition, sich zurückzuerinnern. Und das war natürlich so negativ besetzt und gesehen worden irgendwann. Aber das hieß immer, naja, von meiner Großmutter, die plaudern immer, ich verstehe hier nichts. Und mein Bruder und ich konnten uns aber darin bewegen. (Transkript 6, Z. 21–27)

Über das „Plaudern“ im Bereich der Gebärdensprache spricht auch GP-8:

Und das ist tatsächlich so, dass es von den beiden [den gehörlosen Eltern] auch immer noch als Plaudern bezeichnet wird. Ich fand es total spannend, weil ich früher immer wollte, ich wollte immer bilingual aufgewachsen sein und ich hatte das nicht auf dem Schirm, dass Gebärdensprache auch eine, dass die deutsche Gebärdensprache wirklich eine Sprache ist, weil es bei uns im Familienkontext gar nicht so klar ist. Es ist halt wirklich immer noch dieses Plaudern und das bezeichnen meine Eltern auch weiterhin noch so. Und mir ist es tatsächlich erst so richtig bewusst geworden, als ich nach [Ort] gekommen bin zum Studium. (Transkript 8, Z. 19–25)

Auch wenn weder in der Forschungsliteratur noch in den Aussagen meiner Gewährspersonen eine einheitliche Definition des „Plauderns“ zu finden ist, ist allen Aussagen zu diesem Phänomen gemein, dass es sich um eine informelle Form, eine standardferne Varietät der Gebärdensprache zu handeln scheint, die in den Familien anstelle einer standardisierten Gebärdensprache angewandt wird. Ob diese Form familienspezifische Unterschiede, eine eigene Grammatik oder einen besonderen Wortschatz aufweist oder wie sie historisch gewachsen ist, kann den Interviewpassagen nicht entnommen werden und bedarf einer weiterführenden Betrachtung.

Über Anwendung und Qualität der Gebärdensprache berichtet GP-7:

Da haben wir ja so eine abgespeckte Gebärdensprache, sag ich mal. Die konnten ja auch damals, ich nenne das immer mal abgespeckt, weil das, was meine Schwester zum Beispiel, die hat das ja richtig studiert und das geht auch über das hinaus, was meine Eltern an Gebärdensprache konnten. Und das, was die, so wie die sich unterhalten haben, habe ich mich mit denen auch unterhalten. (Transkript 7, Z. 64–67)

Auch dieser Auszug zur „abgespeckte[n] Gebärdensprache“ verdeutlicht den Befund, dass häufig keine standardisierte oder standardnahe Gebärdensprache in den Familien mit gehörlosen Elternpaaren Anwendung findet. Die Gründe dafür sind nur zu vermuten: Zum einen scheinen sich gehörlose Eltern an ihre hörenden Kinder zu assimilieren³², zum anderen könnten die langwierige Anerkennung der DGS und eine über lange Zeit wenig hinreichende sprachliche Bildung Gehörloser mit dem aufgezeigten Befund im Zusammenhang stehen.

Einen anderen Ausdruck für diesen Zustand findet GP-8, die „sehr sehr viel in so einem Hausgebärdensystem aufgewachsen“ (Transkript 8, Z. 12) sei. Die Gewährsperson beschreibt, dass ihre Eltern nie darauf bestanden hätten, dass die Kinder „wirklich viel gebärden“ (Transkript 8, Z. 13).

Es war immer so eine Mischform, aber es hat sicherlich auch damit zu tun, dass als ich geboren bin, die Gebärdensprache nicht anerkannt war. Das heißt, meine Eltern sind da vom Selbstbewusstsein her nicht so groß. Die haben eine lautsprachliche Erziehung genossen, wenn man das genießen kann, weil sie beide tatsächlich in hörende Familien geboren sind. (Transkript 8, Z. 13–17)

Dass in Familien mit gehörlosen Elternpaaren höchst spezifische und individuelle Kommunikationsstrategien gelten – Gewährspersonen von „Mischformen“, dem „Plaudern“, einer „abgespeckten Gebärdensprache“ und einem „Hausgebärdensystem“ sprechen – belegen diese Zitate aus dem Datenkorpus.

4 Fazit

Zusammenfassend wird in allen Fällen deutlich, dass die Gewährspersonen von geringeren gebärdensprachlichen Fähigkeiten bei jüngeren Geschwistern berichten. Erstgeborene haben die höchste Gebärdensprachkompetenz, die mit der Position in der Geschwisterfolge abnimmt. Ein möglicher Erklärungshintergrund kann sein, dass Erstgeborene bis zum Zeitpunkt der Geburt ihrer Geschwister allein mit ihren gehörlosen Eltern leben, häufig am längsten einem ausschließlich

32 Siehe hierzu der Auszug von GP-8 in dieser Analysekategorie (Transkript 8, Z. 104–109).

gebärdensprachlichen Input ausgesetzt sind und somit den intensivsten Kontakt zur Gebärdensprache haben. Ihnen kommt in ihren Familien nicht nur die Funktion der Übersetzerinnen und Übersetzer zu, sie werden auch zu Vermittlerinnen und Vermittlern zwischen Eltern und Geschwistern, bilden ein Bindeglied, werden „Schlüsselpersonen“, nehmen „Führerpositionen“ ein und beeinflussen durch ihren lautsprachlichen Input den frühen Lautspracherwerb der Geschwister positiv. Die Verantwortung des erstgeborenen Kindes hinsichtlich kommunikativer Aufgaben und häuslicher Verpflichtungen ist deutlich ausgeprägter als bei jüngeren Geschwistern.

Festgestellt werden kann auch, dass die Gebärdensprache unter Geschwistern im lautsprachlichen Umfeld eine Form von Geheimsprache darstellt und als individuelles Kommunikationssystem funktioniert. Andersherum dient im gehörlosen Umfeld die Lautsprache als exklusive Kommunikationsform. Weiterhin berichten die Geschwister von höchst spezifischen Kommunikationsstrategien in ihren Familien, von „Familien- und Hausgebärden“, von „Mischformen“ in der Kommunikation mit ihren Eltern und vom „Plaudern“ sowie einer „Plaudersprache“ in ihrem häuslichen Umfeld, was einer informellen Sprachform und einer standardfernen Varietät der Gebärdensprache gleichkommt. Anstelle einer standardnahen DGS wird somit auf heterogene Kommunikationsformen zurückgegriffen. In Familien mit gehörlosen Eltern werden die Gebärdensprache und ihre Varietäten in unterschiedlichem Umfang genutzt. Es lassen sich Belege dafür finden, dass den hörenden Kindern DGS in ihren Familien nicht vermittelt wird oder gehörlose Eltern in der Kommunikation mit ihrem Kind laut- und gebärdensprachliche Modi nutzen. Es sind Formen zu beobachten, in denen Eltern untereinander die Gebärdensprache nutzen und in der Kommunikation mit ihrem Kind die Lautsprache oder Mischformen. Dabei bedingen Sprachmischungen gehörloser Eltern auch die sprachlichen Fähigkeiten ihrer hörenden Kinder. Unter Berücksichtigung des langen Prozesses der Anerkennung der Gebärdensprache und damit verbundener Ablehnung der eigenen Muttersprache, beschreibt bereits Krammer (2010) die hier möglicherweise zugrunde liegende Unsicherheit der gehörlosen Eltern bezüglich ihrer Sprachwahl als nachvollziehbar.³³ Die Unterschiede zwischen Erst- und Zweitgeborenen, insbesondere im Bereich des Dolmetschens und in der Übernahme von Verantwortung für die gehörlosen Eltern und hörenden Geschwister, kann zu konfliktbehafteten Beziehungen führen. Es wird bei allen Gewährspersonen sichtbar, dass es keine Gleichstellung unter Geschwistern hinsichtlich der genannten Aspekte gibt. Häufig berichten

33 Vgl. Krammer 2010, S. 293.

Gewährspersonen auch davon, dass zweit- oder drittgeborene Kinder weniger von der Gehörlosigkeit ihrer Eltern betroffen sind. Insgesamt stellen Geschwisterkinder für *Coda* nicht nur wichtige kommunikative Partnerinnen und Partner in den Familien dar, sie sind auch ein emotionaler Rückhalt im Spannungsfeld ihrer hörenden und gehörlosen Lebenswelt.

Tatsächlich gibt es in Hinblick auf die familiären Sprachkonstellationen und die Verteilung der kommunikativen Geschwisterrollen Analogien zu Migrationsfamilien. Da wäre etwa zu nennen, dass sich die Eltern in ähnlicher Weise als „Fremde“ in ihrem alltäglichen Kommunikationsumfeld fühlen. Auch die häufig abnehmende Kompetenz in der *heritage language* der Eltern in der Geschwisterfolge von Migrantenfamilien weist gewisse Ähnlichkeiten mit der schwindenden DGS-Kompetenz jüngerer Geschwister in *Coda*-Familien auf. Wie in vielen Migrantenfamilien werden auch die ältesten Kinder von gehörlosen Eltern mit einer besonderen kommunikativen und sozialen Funktion der Vermittlung belastet bzw. aus der Geschwisterfolge herausgehoben. Ein entscheidender Unterschied ist der Tatsache geschuldet, dass die gehörlosen Eltern nie die Chance haben werden, das Verständnis der sie umgebenden Lautsprache aktiv selbst zu erwerben. Die stark asymmetrische Rollenverteilung unter *Coda* in ihren Familien ist also in viel höherem Ausmaß festgelegt als in Migrantenfamilien und erfordert allein schon daher einen eigenen sprachbiographischen Forschungsfokus.

Die hier präsentierten Daten sind beispielhafte Befunde aus meinem Forschungsprojekt zu den Sprachbiographien von *Coda*. In Arbeit ist die Auswertung von etwa fünfzig Fragebögen und Interviews mit hörenden Kindern gehörloser Eltern. Diese breite empirische Basis wird differenzierte Aussagen über die linguistischen Strukturen in den Familien, deren kontext- und personenabhängigen Gebrauch und den Einfluss der jeweiligen Kommunikationsmodi auf den Spracherwerb des hörenden Kindes erlauben.³⁴

Literaturverzeichnis

Breunig, Stella/Kauschke, Christina: Bimodale Bilingualität. Der Einfluss der Zweisprachigkeit auf die Lautsprachentwicklung von Children of Deaf Adults (*Coda*). In: *Logos* 25 (2017), S. 170–180.

34 Das Forschungsprojekt soll als Dissertation an der Universität Rostock eingereicht werden.

- Funk, Hiltrud: „Taub im Kopf?“ – Chancen und Risiken in der Entwicklung von hörenden Kindern gehörloser Eltern. In: *Sprache • Stimme • Gehör* 41 (2017), S. 19–24.
- Geschwill, Tatjana: *Sprache und Identität im Bukowiner Judentum. Eine sprachbiographische Analyse* (Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften; 3). Heidelberg 2015.
- Groskreutz, Angela: *Kinder sprechen über (ihre) Mehrsprachigkeit. Theoretische Überlegungen und eine qualitative Studie zu Perspektiven mehrsprachig aufwachsender Grundschülerinnen und Grundschüler*. Frankfurt a. M. 2016.
- Hennies, Johannes/Hänel-Faulhaber, Barbara/Chilla, Solveig: *Gebärdenspracherwerb*. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hrsg.): *Handbuch Sprache und Wissen*. Berlin/Boston 2015, S. 283–301.
- König, Katharina: *Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen* (Empirische Linguistik; 2). Berlin 2014.
- Krammer, Klaudia: *Ich höre, was du nicht hörst! Gehörlose Eltern – hörendes Kind*. In: *Das Zeichen* 85 (2010), S. 290–301.
- Krapf, Johanna: *Hände bewegen. Eine Werkstatt zum Kennenlernen der Gebärdensprache*. Zürich 2011.
- Mayring, Philipp: *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim/Basel 2022.
- Neuland, Eva: *Deutsche Schülersprache. Sprachgebrauch und Spracheinstellungen Jugendlicher in Deutschland* (Sprache – Kommunikation – Kultur; 20). Frankfurt a. M. 2016.
- Scharioth, Claudia: *Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern* (Deutsche Dialektgeographie; 120). Hildesheim/Zürich/New York 2015.
- Schütze, Fritz: *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*. In: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart 1984, S. 78–117.
- Walker, Alastair: *Sprachliche Sozialisierungsprozesse in Nordfriesland*. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge*. Frankfurt a. M. 2017, S. 105–123.
- Wolf-Farré, Patrick: *Sprache und Selbstverständnis der Deutschchilenen: eine sprachbiografische Analyse* (Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften; 6). Heidelberg 2017.

Internetseiten

Internetseite Deutscher Gehörlosenbund e.V. [Online-Ressource: www.dglb.de (Stand 25.08.2024)]

Internetseite Deutscher Schwerhörigenbund e.V. [Online-Ressource: www.schwerhoerigen-netz.de/statistiken/?L=0 (Stand 25.08.2024)]

Auszug aus dem Gesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen vom 27. April 2002 [Online-Ressource: www.gesetze-im-internet.de/bgg/_6.html (Stand: 15.09.2024)]

Marek Nekula

Sprachbiographien in der Historischen Soziolinguistik

Abstract: Language biography emerging during narrative interview can be understood as a specific qualitative method as well as a source of linguistic and meta-linguistic data, raising questions about its validity and thus also about the plausibility of the reconstruction of the individual language biography (and sociolinguistic micro situation) as a reflection of the linguistic situation (and sociolinguistic macro situation). However, both the micro and macro situation are linked in the interviews themselves, e. g., in the summaries of the planned use of languages (“language management summaries” cf. Nekvapil 2004b). The arguments for the planned use of languages in families (“family language management”) are based in the discussion of individual and collective language ideologies and language policies. The article focuses on the qualitative method of language biographies and discusses whether and how narrative fragments in written first-person documents such as correspondence and diaries can be used and whether language biographical narratives and their fragments can also be considered valid in historical sociolinguistics, especially regarding the differentiation of data that can be assigned to life, subject, and textual reality. The methodological paper builds on the author’s data-oriented contributions to the language and linguistic biography of Friedrich/Bedřich Smetana, which primarily evaluate Smetana’s correspondence and diaries, and contributes to multilingualism in Bohemia as well.

Keywords: Historical Sociolinguistics, Qualitative Methods, Narrative, Correspondence, Diary, Multilingualism, Bohemia, Family Language Management, Language Management Summaries

1 Einführung

Der vorliegende Beitrag stellt sich die Frage, welche soziolinguistischen Methoden in der Historischen Soziolinguistik angewendet werden können und inwiefern sie gegebenenfalls an historische Fragestellungen angepasst werden müssen.¹ Konkret geht es dabei um die Methode der Sprachbiographien, die nach Nekvapil (2004a) auf freien narrativen Interviews basiert, in denen die Erzählung einer Lebensgeschichte mit Angaben über den Spracherwerb und Sprachgebrauch sowie über den Spracherhalt oder Sprachverlust verknüpft

1 Mehr dazu aktuell Nekula/Newerkla 2022.

wird (Sprachbiographie als Methode). Dadurch wird das sprachbiographische Interview zur Quelle metasprachlicher Daten (Sprachbiographie als Datenquelle), die durch Selektion und Verknüpfung zusammengefügt werden können und im Ergebnis einen sprachlichen Lebenslauf darstellen (Sprachbiographie als Ergebnis einer Rekonstruktion). Die sprachbiographische Methode, die zu den qualitativen Methoden zählt, rückt nach Busch (2017) zwar die Perspektive des Subjekts in den Mittelpunkt, sie kann aber durchaus auch zum Ausgangspunkt der Rekonstruktion der sprachlichen Situation (Nekvapil 2016) werden. Dies begründet sich dadurch, dass so erhobene metasprachliche sprachbiographische Daten sich im Experiment von Nekvapil (2003, 2004a) als zuverlässig erwiesen haben. Ihre Validität kann außerdem durch die Auswahl prototypischer Respondenten² und durch ihre Korrelation mit anderen Datentypen gesichert werden.

Eine besondere Bedeutung hat die sprachbiographische Methode für die „randständigen Bereiche“,³ wie autochthone und allochthone Minderheiten,⁴ in denen man vermittels quantitativer Methoden kaum zuverlässige metasprachliche Daten erhalten kann. Dabei geht man von der Annahme aus, dass die sprachliche Situation und die damit verbundenen Maßnahmen des bewussten Umgangs mit der Sprache auf der staatlichen oder regionalen Makroebene sich in den individuellen Sprachbiographien und den Maßnahmen des bewussten Umgangs mit der Sprache auf der Mikroebene der Familien und Individuen widerspiegeln. Der bewusste Umgang mit der Sprache lässt sich als Sprachplanung oder allgemeiner als organisiertes Sprachmanagement auffassen.⁵ Die Verbindung von Mikro- und Makroebene kommt insbesondere in den sog. „language management summaries“⁶ zum Ausdruck, in denen die Interviewten ihr Handeln in Bezug auf die Sprachen im Laufe ihres Lebens oder mit Blick auf den Spracherwerb ihrer Kinder zusammenfassen. Hier beziehen sie sich in der Regel auf den äußeren gesellschaftlichen Rahmen, um das sprachliche Handeln in ihrer Familie im Hinblick auf Spracherwerb und Sprachgebrauch sowie Spracherhalt oder Sprachverlust zu begründen und zu rationalisieren.⁷ So kann man die anvisierte sprachliche Situation bei geglückter Auswahl prototypischer Respondenten und durch die Daten- und Methodentriangulation relativ zuverlässig rekonstruieren.

2 Bieberstedt 2017, S. 72.

3 Franceschini 2001.

4 Werlen 2002; Franceschini/Miecznikowski 2004; Treichel 2004 [u. a].

5 Mehr dazu Nekvapil 2011.

6 Nekvapil 2004b.

7 Nekula 2021b.

Vor diesem Hintergrund stellt sich der Beitrag die Frage(n), ob es in den Quellen, auf die sich die Historische Soziolinguistik stützen kann, subjektive sprachbiographische Narrationen von Sprechern gibt, die für den gegebenen Zeitraum als prototypisch gelten können und deren metasprachliche Angaben sich zu sprachlichen Lebensläufen (Mikro) zusammenfügen lassen, anhand welcher man eine valide Rekonstruktion der sprachlichen Situation (Makro) vornehmen kann. Dabei fokussiert dieser Beitrag zwar historisches Quellenmaterial aus Böhmen, das im langen 19. Jahrhundert als Teil des Habsburgerreiches mehrsprachig war, es geht aber nicht vordergründig um die Rekonstruktion der deutsch-tschechischen Mehrsprachigkeit bzw. Außendiglossie⁸ und deren Normalisierung.⁹ Im Vordergrund steht vielmehr die Frage nach der Methode und damit auch nach der Validität des sprachbiographischen Erzählens als Quelle der Historischen Soziolinguistik. In diesem Zusammenhang werden in dem Beitrag anhand von konkretem Archivmaterial die Tests diskutiert, durch die Nekvapil (2004a) die Validität dieser Methode anhand von Interviews experimentell unter Beweis gestellt hat und die so auch über die Plausibilität des sprachbiographischen Erzählens in der Historischen Soziolinguistik mitentscheiden. Genutzt werden für diesen Zweck im vorliegenden Beitrag die im Bedřich Smetana Museum¹⁰ dokumentierte und von Mojžíšová und Pospíšil (2016) herausgegebene Korrespondenz des Komponisten Friedrich/Bedřich Smetana (1824–1884). Hinzugezogen werden außerdem weitere zeitgenössische Quellen und Dokumente, einschließlich der auf Smetana persönlich bezogenen museal aufbewahrten Dokumente, wie sie von Nekula und Rychnovská (2013; 2016) oder Rychnovská (2019) und Nekula (2016; 2021a) kommentiert wurden.

Bei der Diskussion dieses Materials ist von Bedeutung, die sprachbiographische Erzählung und die darin enthaltenen metasprachlichen Daten nicht naiv als gegeben zu betrachten, sondern sich vor Augen zu führen, dass es sich um Daten handelt, die unterschiedlichen Charakter und unterschiedliche Aussagekraft haben, indem sie uns Auskunft über die Lebensrealität, die Subjektrealität und die Textrealität

8 Dazu mehr in Leeuwen-Turnovcová 2002; Nekula 2021a.

9 Zur Auflösung der Diglossie durch Neutralisierung oder Substitution vgl. Kremnitz 2004.

10 Museum Bedřicha Smetany: <https://www.nm.cz/navstivte-nas/objekty/muzeum-bedricha-smetany> oder Bedřich Smetana Museum: <https://www.nm.cz/en/visit-us/buildings/bedrich-smetana-museum>.

geben.¹¹ Unter der Lebensrealität versteht man im Zusammenhang mit der Sprachbiographie allgemeine Angaben zum Erwerb und Gebrauch von Sprachen im privaten oder öffentlichen Kontext. Unter der Subjektrealität sind emotionale Einstellungen gegenüber Sprachen und ihren Sprechern und Sprechergruppen sowie Vorstellungen über diese zu verstehen. Mit dem Begriff der Textrealität wird die Existenz von individuell im unterschiedlichen Ausmaß eingeübten sprachbiographischen Erzählungen über den sprachlichen Lebenslauf gefasst, die durch Narrative (Auswahl und Verknüpfung von Ereignissen sowie Rollenzuweisung) von Angehörigen einer Sprechergruppe oder einer Sprachgemeinschaft durchaus auch geteilt werden bzw. geteilt werden können. Die Unterschiede zwischen diesen Typen von metasprachlichen (sprachbiographischen) Daten werden im Abschnitt 4 im Zusammenhang mit der Interpretation des Materials weiter präzisiert, auch um die sprachbiographische Erzählung in dem untersuchten Material sowie in der Historischen Soziolinguistik angemessen diskutieren zu können und so ihre Eignung für die Rekonstruktion der sprachlichen Situation einzuschätzen. Weitgehend unbeachtet bleiben in diesem Beitrag die sprachlichen Daten, durch die in der angesprochenen Korrespondenz anhand von Selbstkorrekturen die zeitgenössischen sprachlichen (grammatischen und lexikalischen) Normen oder die Vorstellungen von diesen greifbar und rekonstruierbar werden, wie dies in Nekula und Rychnovská (2016) und Rychnovská (2019) dargestellt wird. Die kommunikativen und soziokulturellen Normen spielen in diesem Beitrag dagegen eine Rolle.¹²

2 Sprachbiographie/n

Die sprachbiographische Forschung zielt auf die Untersuchung von mehrsprachigen Situationen und von Spracherwerbsstrategien, sie nimmt damit sowohl die individuelle als auch die soziale Mehrsprachigkeit und ihre Interdependenz in den Blick. In diesem Zusammenhang spielt das Konzept des sprachlichen Repertoires und seines Wandels eine Rolle. Das sprachliche Repertoire verschiebt sich dadurch vom raumbezogen verstandenen kollektiven Repertoire, in Bezug auf welches die Sprecher nach John Gumperz (1964) aus den „weapons of everyday communication“¹³ auswählen, zum zeitbezogen verstandenen individuellen Repertoire, wie es Blommaert (2008) fasst: „The fact is, however, that someone’s linguistic repertoire reflects a *life*, and not just birth, and it is a life

11 Mehr zu Narrativen in Nekvapil 2004a; Pavlenko 2007.

12 Vgl. dazu Nekula 2021a.

13 Gumperz 1964, S. 137–138.

that is lived in real sociocultural, historical and political space.“¹⁴ Das so verstandene sprachliche Repertoire verändert sich demnach im Laufe des Lebens eines Individuums, indem die Erstsprache etwa durch Migration zur sekundären und die Zweitsprache zur primären Sprache wird oder es zu anderen sprachbiographisch relevanten Verschiebungen kommt. Die sprachlichen Repertoires kann man dadurch mit Busch (2017) als offen verstehen und neben der äußeren auch die innere Mehrsprachigkeit und ihren Wandel im Rahmen einer Sprachbiographie in den Blick nehmen, oder sich, wie Gluszkowski (2011), bei den Sprachbiographien auf mehrsprachige Personen beschränken und lediglich auf die äußere Mehrsprachigkeit fokussieren. Allerdings ist die äußere Mehrsprachigkeit von der inneren Mehrsprachigkeit kaum zu trennen, indem die äußere in der Regel kaum Raum für die innere lässt. Die erworbene Zweit- oder Fremdsprache weist vielmehr Besonderheiten einer Lernvarietät auf, die mit der Nivellierung der Vielfalt von Varietäten einhergeht.

Die eingangs erwähnten sprachbiographischen Interviews, die im Anschluss an die biographische – darunter auch oralhistorische – Forschung seit den 1990er Jahren auch in der Soziolinguistik eingesetzt werden, sind nicht die einzige Quelle metasprachlicher Angaben über den Erwerb und Gebrauch sowie den Erhalt oder Verlust von Sprachen und Varietäten, die mit der Lebensgeschichte narrativ verknüpft werden und einen individuellen sprachlichen Lebenslauf als Ergebnis der Rekonstruktion von personenbezogenen metasprachlichen Daten greifbar machen. So verweist Busch (2017) in ihrem Überblick über die sprachbiographische Forschung einerseits auf die Methode der sog. Sprachenportraits, die Kinder und klinische Patienten anfertigen, um daran narrativ anzuschließen. Die sprachlichen Lebensläufe von Kindern kann man aber auch durch (halb)strukturierte Befragung von ihren Eltern erfassen,¹⁵ wobei die Perspektive des Subjekts dadurch zumindest gebrochen wird und eine Verschiebung zur *objektiven* Sprachbiographie stattfindet, die nicht vom Subjekt, sondern von außen (in diesem Falle von einem Sprachwissenschaftler) aufgezeichnet bzw. von Dritten (etwa den Eltern) über Andere (etwa die Kinder) erzählt werden. Andererseits verweist Busch (2017) auf Tagebücher von Menschen, die darin den eigenen multilingualen Spracherwerb und Sprachgebrauch oder den ihrer Kinder begleiten und kommentieren, und spricht damit schriftliche Dokumente als Quellen von Sprachbiographien an.

Die sprachbiographische Auswertung von Tagebüchern und anderen Egodokumenten, wie Autobiographien, Erinnerungen (Memoiren) oder (persönlichen)

14 Blommaert 2008, S. 17.

15 Anstatt 2009; Brehmer/Mehlhorn 2015.

Briefen,¹⁶ bietet sich demnach auch in der Historischen Soziolinguistik an, soweit diese Egodokumente metasprachliche Daten enthalten, die darin mit der eigenen Lebensgeschichte und ihrem Umfeld narrativ verknüpft werden. Bei ihrer Interpretation lassen sich die metasprachlichen mit den sprachlichen Daten korrelieren.¹⁷ Allerdings lassen sich die Egodokumente, die in der Historischen Soziolinguistik insgesamt eine besondere Rolle spielen,¹⁸ auch jenseits der Sprachbiographien nutzbar machen. So kann man beispielsweise die Erforschung von Mehrsprachigkeit voranbringen, indem man eine quantitative Auswertung der Sprachenwahl in Briefen im Hinblick auf ihre Adressaten auswertet,¹⁹ ohne dass dabei die qualitative Methode der Sprachbiographie bemüht wird. Durch die Perspektive des Subjekts – also der Akteure anstatt der Forschenden – unterscheidet sich die sprachbiographische Auswertung von spontan und freiwillig entstandenen Egodokumenten von der sprachbiographischen Auswertung von Personalakten oder verwandten Genres in Unternehmen, Körperschaften und staatlichen Institutionen,²⁰ die neben Lebensläufen mit Angaben zum Bildungsweg, die in Bewerbungen und Gesuche integriert sind oder diesen angehängt werden, auch Einschätzungen ihrer Sprachkenntnisse durch Dritte enthalten.

3 Quellen

In der Historischen Soziolinguistik sind die subjektiven Sprachbiographien an solche Egodokumente gebunden, in denen metasprachliche Daten mit der eigenen Lebensgeschichte und ihrem Umfeld narrativ verknüpft werden. Egodokumente, die repräsentativ für durchschnittliche, prototypische Sprachnutzer einer Gesellschaft sind, lassen sich allerdings erst mit der allgemeinen Alphabetisierung erwarten, durch die sich die Bildung auch außerhalb der privilegierten adeligen

16 Diese Genres zählt zu den Ego-Dokumenten etwa Depkat (2019). Allerdings wird der Begriff von Ego-Dokumenten von Schulze (1996) auf alle Formen der (un)freiwilligen Selbstkommentierung (Zeugenaussagen, Verhörprotokolle u. a.) ausgeweitet. Diese sind in der Historischen Soziolinguistik – ähnlich wie Verwaltungsakte – gut nutzbar (Nekula/Newerkla 2022), unterscheiden sich jedoch von dem, was man als persönliche, subjektive Selbstzeugnisse durch Tagebücher und Briefe versteht. Ich verstehe in diesem Beitrag die Ego-Dokumente in diesem engeren Sinne und beschränke sie auf (persönliche) Briefe und Tagebücher.

17 Vgl. u. a. Nekula/Rychnovská 2013; Nekula/Rychnovská 2016; Jańczak/Nekula/Zielińska 2022.

18 Vgl. Elspaß 2012.

19 Puttaert/Krogull/Rutten 2022.

20 So z. B. in Švingrová/Nekula 2010.

und städtischen Eliten verbreitet.²¹ Dies trifft für das Habsburgerreich für die Zeit nach der Theresianischen Bildungsreform im Jahre 1774 zu. So konnten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Aufzeichnungen autobiographischer Narrationen in den Egodokumenten auch von durchschnittlichen Sprechern ohne exklusive Bildung und literarische Ambitionen entstehen. Die Situation in Böhmen ist dadurch komplizierter, dass eine Bildung über das Niveau der Volks- und Bürgerschule hinaus bis in die 1860er Jahre ausschließlich in Bildungsanstalten mit deutscher Unterrichtssprache erfolgte. Das Tschechische wird erst danach zur regulären Unterrichtssprache an Gymnasien und ab den 1880er Jahren auch an der Prager Universität,²² so dass durchschnittliche Bilinguale in Böhmen ihre sprachbiographischen Narrationen – insbesondere in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – nicht auf Tschechisch, sondern auf Deutsch verschriftlichen.

Sucht man nach autobiographischen Aufzeichnungen in den Egodokumenten durchschnittlicher *mittelständischer* Sprachnutzer dieser Zeit, die sich über den Lauf einer längeren Lebensspanne verteilen und gegebenenfalls auch an mehrere Adressaten geschrieben sind, müssen diese nicht nur geschrieben, sondern auch aufbewahrt worden sein, um für die Forschung verfügbar zu sein. Die Aufbewahrung der umfassenden Korrespondenz im Familienarchiv oder Museum ist allerdings im langen 19. Jahrhundert eher bei Personen zu erwarten, die über dafür notwendige Ressourcen verfügen, oder die man als Schriftsteller, Journalisten und Wissenschaftler in Bezug auf ihren schriftlichen Nachlass (Tagebücher, Briefe, Erinnerungen) als literarisch und sprachlich besonders wertvoll einordnet. Allerdings sind die Übergänge zwischen den beiden Gruppen im Zeitalter des Buches fließend. Um dies am Beispiel von Menschen zu konkretisieren, die im Böhmen der 1820er Jahre im tschechischsprachigen bzw. bilingualen Umfeld geboren wurden, liegt etwa die Ausgabe von Briefen von Vojtěch Náprstek (Adalbert Fingerhut, 1826–1894) vor, der dem höheren Mittelstand angehört. Für Männer und Frauen des Wortes, deren Egodokumente ihr literarisches Werk ergänzen, wären etwa Božena Němcová (1820–1862), Karel Havlíček Borovský (1821–1856) oder Josef Jireček (1825–1888) zu nennen.²³ Aber weder die städtischen Eliten, die in der Regel über eine exklusive Bildung verfügen, noch die

21 Zu der sich verbreitenden Alphabetisierung seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunächst nur bei höheren Adelsfamilien in Böhmen und zu deren Korrespondenz als Quelle der sprachbiographischen Forschung vgl. Newerkla 2023.

22 Vgl. Berger 2000.

23 Vgl. Nachweise im Quellenverzeichnis. Solche Editionen enthalten allerdings teilweise auch die empfangene Korrespondenz von durchschnittlichen Sprachnutzern, die in unserem Sinne von Interesse ist.

Schriftstellerinnen und Schriftsteller können als durchschnittliche Sprachnutzer ihrer Zeit gelten, was auch ihre unterschiedlich ausgeprägte deutsch-tschechische Mehrsprachigkeit einschließt.²⁴

Als solche können jedoch Komponisten oder bildende Künstler gelten, die zwar mittleren Schichten entstammen und grundlegende allgemeine Bildung erfahren haben, deren Tätigkeitsfokus aber nicht auf der Sprache liegt und die sich deshalb auch nicht eingehender mit Sprache befassen. Ihre Bedeutung für die böhmische Kunst führt allerdings dazu, dass neben ihrem künstlerischen auch ihr schriftlicher Nachlass aufbewahrt, musealisiert und herausgegeben wird. Das trifft neben dem Maler Josef Mánes (1820–1871), dessen Vater – der Maler Antonín Mánes (1784–1843) – ursprünglich einer Müllerfamilie entstammte (Mánes 1998), auch für den Komponisten Friedrich/Bedřich Smetana (1824–1884) aus einer Bierbrauerfamilie zu, von dessen Egodokumenten ich in diesem Aufsatz ausgehe. Ihre Zusammenführung und Aufbewahrung in musealen Sammlungen macht es möglich, die subjektiven metasprachlichen Daten in ihrer Korrespondenz, welche sprachbiographisch ausgewertet werden können, über einen längeren Zeitraum zu verfolgen und in ihrer Sprachenwahl und stilistischen Ausgestaltung an unterschiedliche Adressaten zu vergleichen. Diese lange Zeitperspektive und die Mannigfaltigkeit der Adressaten unterscheidet solche Sammlungen von Editionen vereinzelter Briefe unterschiedlicher Adressaten, wie sie etwa in den Editionen von Jana Stráníková und Jiřina van Leeuwen-Turnovcová (2011) oder Marek Vlha (2010) vorliegen.

Was das Genre betrifft, sind sprachbiographische Narrationen in Erinnerungen und Autobiographien, die zeitnah nach der Niederschrift veröffentlicht oder mit Veröffentlichungsabsicht geschrieben wurden, mit besonderer Vorsicht zu betrachten. Dies trifft für Tagebücher in diesem Maß nicht zu. Anders als die linguistisch oder anthropologisch motivierte systematische Selbstbeobachtung und Selbstinterpretation²⁵ in Bezug auf die Sprache kann die Autoreflexion im normalen Tagebuch freilich der (proto)literarischen Selbstrepräsentation des Erzählers weichen.²⁶ Diese Gefahr ist bei einem Tagebuch, das einen inneren Dialog in Reaktion auf tagesaktuelle Impulse nach außen trägt, bei den Schriftstellern höher als bei den durchschnittlichen Sprachnutzern. Kleiner ist die Gefahr dagegen bei Briefen, die man als einen zerdehnten Dialog verstehen kann.²⁷ Da sie sich an unterschiedliche Adressaten richten und in der gemeinsamen Korrespondenz

24 Allgemein dazu vgl. Nekula/Petrbok 2017.

25 Vgl. Rodríguez/Ryave 2002; Denzin 2013.

26 Vgl. Lenderová/Kubeš 2004.

27 Hladká 2013; Schuster 2020.

anders als im Tagebuch – im Hinblick auf die sprachbiographisch relevanten Einschätzungen – nicht *zurückgeblättert* werden kann, dürften die darin vorkommenden Informationen zum sprachlichen Lebenslauf relativ stabil sein, und sie können daher als vergleichsweise valide gelten.

4 Validität?

Von der Validität sprachbiographischer Daten geht zumindest Nekvapil (2004a) aus, der ihre Stabilität durch die wiederholte Durchführung sprachbiographischer Interviews mit denselben Probanden experimentell nachweist. Im Konkreten stellt er fest, dass die sprachbiographischen narrativen Interviews – ungeachtet des zeitlichen Abstands zwischen den einzelnen Erhebungen und ungeachtet wechselnder Interviewer mit unterschiedlicher Ethnizität sowie wechselnder Forschungsfragen – weitgehend unverändert bleiben. Von dieser Stabilität leitet er die Validität der metasprachlichen Daten in den narrativen Interviews ab, die so zur Quelle für die Erfassung von randständigen Bereichen der Sprachsituation werden können. Dies dürfte auch für die Narrationen in den Egodokumenten prototypischer Sprachnutzer früherer Zeiten gelten, die in der Historischen Soziolinguistik zum Ausgangspunkt der Rekonstruktion zurückliegender Sprachsituationen werden können. Um diesen Anspruch auch für die Historische Soziolinguistik zu erhärten, wird Nekvapils Experiment anhand eines über einen längeren Zeitraum greifenden Briefkorpus von Friedrich/Bedřich Smetana mit unterschiedlichen Adressaten unter den Bedingungen der Historischen Soziolinguistik hier beispielhaft wiederholt.

Dafür soll nun Smetana zu Wort kommen. Während aber der Stimulus für die Narration in den sprachbiographischen Interviews die Frage nach der Mehrsprachigkeit oder dem Erwerb der einen oder anderen Sprache bildet, wird Smetanas sprachbiographisch zentrale Narration durch ein Schreiben seines einstigen Schülers Jan Ludevít Procházka (1837–1888) ausgelöst, das Smetana 1860 im schwedischen Göteborg erreicht. Dieses fällt Smetana offensichtlich weniger durch seinen Inhalt als vielmehr durch die Sprachenwahl – sowohl des Briefes als auch der im Brief erbetenen Chöre – auf. So vermerkt Smetana in seinem Tagebuch am 05.03.1860, er habe von Procházka einen Brief „in čechischer Sprache [erhalten], worin er mich um Vorbereitung von Chören und Quartetten für Männergesang bittet, i. e. in čechischer Sprache“.²⁸ Beides dürfte für Smetana ein Signal gewesen sein, dass sich die *kommunikativen Normen* in Böhmen während

28 Bedřich Smetana, Tagebücher, 05.03.1860, S. 12. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany; vgl. auch Nekula/Rychnovská 2016, S. 255.

seiner langjährigen Abwesenheit in Schweden im öffentlichen Raum zugunsten des Tschechischen veränderten, mit Folgen sowohl für die Musikproduktion mit Gesang als auch für die geschäftliche Korrespondenz.²⁹ Auch daher will er den Brief auf Tschechisch beantworten, was sich aber angesichts seiner deutschen Bildung nicht ganz einfach gestaltet. Die Scham über die fehlerhafte Form seines tschechischen Antwortbriefes vom 11.03.1860 löst jedenfalls Smetanas sprachbiographische Narration aus, durch die er dem erwartbaren Vorwurf begegnet, dass sein fehlerhaftes Tschechisch ihm kein gutes Zeugnis in Sachen des nationalen Bewusstseins ausstellt. Und während er auf die unfreiwilligen, institutionellen Umstände im Bildungswesen in seiner Kindheit verweist, stellt er die im Brief dennoch erfolgte Wahl des Tschechischen als Ausdruck des emotionalen Bekenntnisses zur tschechischen Muttersprache und der scheinbar unverrückbaren nationalen Identität dar:

V Gothenburkú dne 11 března 1860 / Velevážený p. Procházka! / Prosjm, bi jste mně předevsým odpustil všeccky chybi jak ortograficky tak grammatykálnj, ktere v hojně se v mým psanj nalesnau; neb až do dnešnjho časů mně nebylo dopřáno, se v naší mateřské řeči dotvrdjtj. Od mládí skoro v němčině jak w školách tak w společnostjch wíčován, nedbal jsem, dokud jsem byl študentem, jiného se učítj, k čemů jsem nebyl nucený, a pozděic božska hudba w šecků moji sílů a cely čas pro sebe zabrala, tak že teď k hanbě to musjm přiznatj, neúmjm se patričně vijádrítj, anj napsatj v česke řeči. Ale ta předhůzka ne jen mně treffy nýbrž také naše školy, á - - t. d.!! Že ale jsem z tělem a dušj Čechem a honosým se bjti sýnem naší slávi, to nemusjm opakowatj. Proto taky se nestjdm Vám odpowědětj v matřském jazikem ačkoliv chybně, á těšjm se, že jest mně to dopřáno, Vám vyjevýtj, ják wlast' naše mně nadevshecko jde. [...] Vás mnohokrate vítaje zůstávám / s ůctau / Bedřich Smetana.³⁰

Göteborg, den 11. März 1860 / Hochgeschätzter H. Procházka! / Ich bitte Sie, mir vornehmlich all meine Fehler, sowohl die orthographischen als auch die grammatikalischen, die sich zuhauf in meinem Schreiben finden lassen, zu vergeben; denn bis zur heutigen Zeit war es mir nicht vergönnt, mich in unserer Muttersprache zu verfestigen. Von klein auf geradezu auf Deutsch sowohl zu Hause als auch in Gesellschaft aufgezogen, habe ich nicht darauf geachtet, solange ich Student war, anderes zu lernen, als wozu ich gezwungen war, und später hat die himmlische Musik all meine Kraft und meine ganze Zeit für sich eingenommen, so dass ich nun zu meiner *Schande* gestehen muss, dass ich mich weder gebührend auszudrücken noch in tschechischer Sprache zu schreiben vermag. Aber dieser Vorwurf trifft nicht nur mich sondern auch unsere Schulen, u - - s.w.!! Dass ich

29 Abgesehen von den Sommerpausen in Böhmen wirkte Smetana in den Jahren 1856 bis 1861 im schwedischen Göteborg (deutsch ‚Gothenburg‘), wohin er auch noch im Jahre 1862 zurückkehrte.

30 Faksimile in Nejedlý 1924, S. 328–329; nach dem Original überarbeitet.

aber aus Leib und Seele Tscheche bin und mich damit rühme, ein Sohn unseres Ruhmes zu sein, das muss ich nicht wiederholen. Daher schäme ich mich auch nicht, Ihnen in der Muttersprache, wenn auch fehlerhaft, zu antworten, und ich freue mich, dass es mir vergönnt ist, Ihnen zu bekunden, wie mir doch unsere Heimat über alles geht. [...] Sie vielfach grüßend, verbleibe ich / hochachtungsvoll / Bedřich Smetana (Kursivierung und Unterstreichung von M. N.)

Die programmatische Bedeutung dieses Briefes – in Person von Procházka quasi an seine ferne Heimat adressiert – ist auch daran ablesbar, dass es sich zugleich um das erste Zeugnis für die Verwendung der tschechischen Form des Taufnamens – „Bedřich“ statt „Friedrich“ – handelt. Die hier kursiv gedruckten interessanten Inhalte des sprachbiographischen Fragments, das die Verantwortung für die Schwierigkeiten mit der tschechischen Schriftsprache auf die Schule bzw. das Bildungssystem und die Gesellschaft oder Regierung überträgt, wiederholen sich – wenn auch nicht wortgleich – auch in sprachbiographischen Fragmenten in seinem Tagebuch sowie in der späteren Korrespondenz mit anderen Adressaten:

Indessen eigne ich mir die *leider sehr vernachlässigte* (wohl meist durch *Schuld unserer Regierung u. der Schulen*) Muttersprache so an, daß ich sie ebenso geläufig als richtig werde schreiben können.³¹

Máte pravdu, že nerad koresponduji, ale příčinou jest to, že [...] píšu špatně český, nenaučil jsem se tomu v mládí, byl jsem germanisovan, a v stáří jsem neměl dosti času k tomu.³²

Sie haben Recht, dass ich nicht gerne korrespondiere, aber der Grund ist, dass [...] ich schlecht tschechisch schreibe, ich habe es *in meiner Jugend nicht gelernt, ich wurde germanisiert*, und im Alter hatte ich nicht genug Zeit dazu.

Auch hier ist die Scham über die eigenen begrenzten Ausdrucksmöglichkeiten der Auslöser für die Erklärung dieses Umstands. Diesen begründet er durch die von außen bestimmte Bildung, in der der Erwerb des Deutschen als Verhinderung des Tschechischen eingeordnet wird, die durch das Narrativ der Germanisierung dramatisiert wird.

Ungeachtet des zeitlichen Abstands und des Wechsels der Adressaten bleibt jedenfalls die Angabe der deutschen Schulbildung als Teil von Smetanas *Lebensrealität* konstant. Diese ist auch durch Dokumente verifizierbar (Nekula/Rychnovská 2016). So wurde der junge Friedrich 1829 in Leitomischl (Litomyšl)

31 Bedřich Smetana, Tagebücher, 31.12.1861/01.01.1862, kursiv M. N. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany; vgl. auch Nekula/Rychnovská 2016, S. 256.

32 Bedřich Smetana an Eliška Krásnohorská vom 25.11.1876. Gesendete und empfangene Korrespondenz. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany.

in der Piaristen-Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache eingeschult. Dabei hätten die bilingualen Eltern zwar die Möglichkeit gehabt, ihn in der tschechischen Volksschule einzuschulen, hätten so aber in Kauf nehmen müssen, dass er keine höhere Bildung erlangt, oder dass dann spätestens beim Übertritt auf das Gymnasium bzw. auf das höhere Gymnasium der Sprachwechsel erfolgen müsste. Die Gymnasien im zweisprachigen Böhmen hatten zu dieser Zeit lediglich Deutsch als Unterrichtssprache. Seit 1834 besuchte Smetana das Gymnasium in Neuhaus (Jindřichův Hradec), 1835 wechselte er nach Iglau (Jihlava) und für die Jahre 1836 bis 1839 nach Deutschbrod (Německý, später Havlíčkův Brod). Dann kam 1839 der Wechsel nach Prag und 1840 nach Pilsen, wo er das Gymnasium 1843 abgeschlossen hat und in Prag am Musikinstitut bis 1847 Komposition studierte. Ein Attribut *deutsch* zu verwenden, ist bei diesen Anstalten nicht notwendig gewesen, weil es auf diesem Niveau gar keine andere Unterrichtssprache gab. Das seltene Vorkommen des Tschechischen als Hilfssprache bzw. in der Seelsorge am Gymnasium wird im deutsch geschriebenen Tagebuch des jungen Smetana allerdings schon vermerkt: „Predigt, vom Professor Schindelař auf böhmisch gehalten“.³³ Über die Jahre und Adressaten hinweg konstant zu sein scheint in den Zitaten der Egodokumente oben in der *Subjektrealität* auch die emotionale Bindung an das Tschechische und die Scham über die begrenzte Beherrschung des Standardtschechischen.

Für Smetanas Vater František Smetana bzw. Franz Smetana (1777–1857), der zwar keine umfassende Bildung erwarb, sich aber in der bürgerlichen Gesellschaft etablierte, dürfte die Einschulung in der tschechischen Volksschule keine Option gewesen sein. Die Einschulung seines Sohnes in der deutschen Volksschule dürfte zusammen mit der Wahl der Taufnamen für die Kinder in der zweiten Ehe, der Mitgliedschaft im deutschen Schießverein in Leitomischl, dem Abonnement der deutschen Zeitung *Bohemia* (seit 1828) oder den Porträts von ihm und seiner Frau durch den Maler Anton(in) Machek (1775–1844) aus dem Jahre 1832 ein Teil eines Verbürgerlichungsprojekts gewesen sein. Eine emotionale Bindung zum Tschechischen ist aus den Dokumenten nicht erkennbar. Nicht anders dürften auch die Eltern von Josef Mánes sowie auch viele andere Tschechischsprachige bzw. tschechischsprachige Bilinguale bis in die 1840er Jahre verfahren haben (müssen).

Die Bildung als Voraussetzung für den sozialen Aufstieg bzw. die Erhaltung des Besitzstandes war damals einfach mit Deutschkenntnissen verbunden. Im Tagebucheintrag vom 02.03.1841 macht dies auch der junge Friedrich Smetana deutlich:

33 Bedřich Smetana, Tagebücher, 26.07.1841. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany. Vgl. Smetana 2022, S. 382.

Ach Gott! was ich nicht lachen muß. *Eine* hat sich in mich verliebt, Eine, die sehr wenig Bildung besitzt, ja nicht einmal recht gut deutsch kann!! – Davon abgesehen, ist sie älter als ich.³⁴

Die *Lebensrealität*, die durch diesen Tagebucheintrag eingefangen wird, ist dieselbe wie in den späteren, oben zitierten Zeugnissen. Anders ist allerdings die *Subjektrealität*, konkret die Realität der Vorstellungen über die Sprachen Deutsch und Tschechisch, die in Bezug auf ihren Stellenwert in den 1840er und in den 1860er Jahren und später sprachideologisch ganz anders eingeschätzt werden,³⁵ was auch für die emotionale Einstellung gegenüber dem Tschechischen zutrifft. Während in dem Tagebuchzitat aus dem Jahre 1841 die Unkenntnis des Deutschen und indirekt die Beschränkung der jungen Frau auf (hier unsichtbar gemachtes) Tschechisch belächelt wird (Tschechisch ist nicht genug), thematisiert Smetana im Brief an Procházka aus dem Jahre 1860 den Stolz auf den nationalen Ruhm, den er durch die Verwendung des Tschechischen unter Beweis stellt. Zugleich ist er darüber beschämt, dass er wegen seiner deutschen Schulbildung der von Josef Jungmann geprägten und inzwischen greifenden *soziokulturellen Norm* nicht genügen kann, die festschreibt, dass nationalbewusste Tschechen ein korrektes Tschechisch auch öffentlich zu verwenden haben.³⁶

Diesem Mangel versucht sich Smetana in den 1860er Jahren durch einen gezielten Erwerb der Standardnorm des Tschechischen zu stellen, wie dies seine erhalten gebliebenen Übungen zur tschechischen Grammatik vor Augen führen.³⁷ Dieser Erwerb des Tschechischen im Erwachsenenalter war aber nicht einfach, wie es beispielsweise auch von Thomas A. Burian im Vorwort zu seinem Lehrbuch *Ausführliches, theoretisch-praktisches Lehrbuch der böhmischen Sprache für Deutsche* (1839) formuliert wird:

Alle Slawen, ebenso auch die Böhmen, lieben ihre Sprache; aber seit den Kinderjahren der Fortbildung derselben entrückt, finden es oft geborene Böhmen in den Jahren der männlichen Studien entweder zu mühsam, das Versäumte nachzuholen, oder es mangelt an Gelegenheit, sich in der Muttersprache auszubilden, um gut geschriebene Bücher lesen zu können. Die Nachtheile, die aus der Vernachlässigung der Muttersprache erwachsen, sind groß und zahlreich.³⁸

34 Bedřich Smetana, Tagebücher, 02.03.1841. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany; vgl. auch Smetana 2022, S. 330 sowie Nekula/Rychnovská 2016, S. 246.

35 Zu Sprachideologien vgl. Silverstein 1979; Woolard 1998.

36 Vgl. auch Nekula 2014.

37 Bedřich Smetana, Persönliche Dokumente. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany.

38 Zitiert nach Newerkla 1998, S. 189.

Dem wollte dieses Lehrwerk Abhilfe schaffen. Sein Vorwort sowie die Erwartung des Lehrbuchs, dass es einen Bedarf an nachgestelltem Erwerb des tschechischen Standards im Erwachsenenalter geben werde, umreißt einen prototypischen sprachlichen Lebenslauf slawischsprachiger Bilingualer dieser Zeit aus einer objektiven Perspektive und macht deutlich, dass Smetanas Erfahrung eine der ganzen Generation tschechischsprachiger Bilingualer gewesen sein dürfte. Um 1848 werben auch deutschsprachige Gymnasien mit ihren Lehrangeboten in Tschechisch für sich, die dem Vergessen der „slawischen Muttersprache“ entgegenwirken wollen, wie dies ein Zitat aus dem Jahresprogramm des Ersten Gymnasiums in Brünn für das Schuljahr 1849/50 deutlich macht:

Die vorkommenden Zahlen beweisen jedoch, daß nicht wenige ihre Muttersprache über der nachfolgenden Umgangs- und Unterrichtssprache vergaßen. Gehörig ist aber seit 2 Jahren schon vorgesorgt, das gänzliche Vergessen der slawischen Muttersprache unmöglich und das Erlernen des Slawischen für Deutsche möglich zu machen, indem der Unterricht in dieser für Mähren jedermann fast unentbehrlichen Sprache am k. k. Gymnasium in Brünn mit Eifer, und für alle Studirende obligat ertheilt wird.³⁹

Seit den 1860er Jahren entstehen neben Gymnasien mit deutscher auch Gymnasien mit tschechischer Unterrichtssprache. Dies kommt aber für Smetana zu spät. Sein Projekt des gezielten Erwerbs der *sprachlichen Normen* des Standardtschechischen im Erwachsenenalter durch grammatische Übungsaufgaben und Aufschreiben von Vokabeln misslingt, auch wenn er den Spracherwerb des Tschechischen durch Umstellung der *kommunikativen Norm* beim Tagebuchschieben und in der Familienkorrespondenz von Deutsch auf Tschechisch unterstützen will. So mahnt er die Einhaltung dieser kommunikativen Norm auch seitens seiner Frau Bettina in einem Brief an sie vom 12.08.1865 mit leichter Ironie – auf Tschechisch – an:

Dívna věc, že si mně zase z německým psaníčkem oblažila, snad pro ten tamnější vzduch, který okolo Lamberku vladne?⁴⁰

Ein seltsam Ding, dass Du mich wieder mit einem deutschen Brieflein beglückt hast, wohl wegen der dortigen Luft, die um Lamberg herum herrscht?

Dass der Erwerb des Standardtschechischen im Erwachsenenalter in seiner *Lebensrealität* nicht erfolgreich war und dies von Smetana auch so reflektiert wurde, wissen wir ebenfalls aus seinen Egodokumenten. In dem Brief

39 Jahresprogramm des Ersten Gymnasiums in Brünn 1849/50, S. 24; zitiert nach Schinko 2022, S. 323.

40 Bedřich Smetana an Bettina Smetanová, 12.8.1865; vgl. auch Nekula/Rychnovská 2016, S. 250.

vom 25.11.1876 an seine Librettistin Eliška Krásnohorská (1847–1926), in dem er Mängel in tschechischer Schriftsprache als Grund für seine Scheu vor dem Schreiben von Briefen angibt, schreibt er:

Máte pravdu, že nerad korespondujím, ale příčinou jest to, že [...] píšu špatně český, nenaučil jsem se tomu v mládí, byl jsem germanisovan, a v stáří jsem neměl dosti času k tomu.⁴¹

Sie haben Recht, dass ich nicht gerne korrespondiere, aber der Grund ist, dass [...] ich schlecht tschechisch schreibe, ich habe es in meiner Jugend nicht gelernt, ich wurde germanisiert, und im Alter hatte ich nicht genug Zeit dazu.

In dem Schreiben vom 04.08.1881 an seinen Sekretär Josef Srb (1836–1904) sagt er ungeschützt:

Smutná okolnost pro mně je tá, že stran české koncepce se musím vždy na výpomoc někoho jiného obrátit.⁴²

Der traurige Umstand für mich ist, dass ich mich hinsichtlich des tschechischen Konzepts immer an jemand anderen wenden muss.

Diese zwei Fragmente stimmen zwar inhaltlich nicht überein, benennen allerdings mit Zeitabstand und an zwei unterschiedliche Adressaten die zwei Strategien (*Avoiding Strategy*, *Assisted Writing*), die einem nach dem Versagen beim Erwerb des Standards in einer Sprachgemeinschaft zur Verfügung stehen, die von den öffentlich aktiven Akteuren nicht nur ein gutes, d. h. korrektes Tschechisch erwartet, sondern dies auch zum Kriterium des *guten* literarischen Werkes sowie – in Tradition Josef Jungmanns (1773–1847) – zum Kriterium des nationalen Selbstbewusstseins macht.⁴³

Diese Strategien werden jedoch nur in der als privat konzipierten Korrespondenz sichtbar gemacht. In dem Bewerbungsschreiben um die Stelle des Direktors am Prager Konservatorium, die Smetana am 23.04.1865 an die Leitung des Vereins zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen adressiert, präsentiert sich Smetana anders:

41 Bedřich Smetana an Eliška Krásnohorská vom 25.11.1876. Gesendete und empfangene Korrespondenz. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany.

42 Bedřich Smetana an Josef Srb, 04.08.1881. Gesendete und empfangene Korrespondenz. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany; vgl. auch Nekula/Rychnovská 2016, S. 254.

43 Zu Preisen und Dotationen im Schriftstellerverein Svatobor vgl. Nekula 2014. Zur (sprach)kulturellen Praxis dieser Zeit vgl. ausführlicher Nekula (2024).

Schlüßlich bemerke ich, daß ich von čechischen Eltern abstammend und in Folge der Erziehung beider Landessprachen vollkommen mächtig bin, was das auch meine schriftstellerische Thätigkeit beweisen kann.⁴⁴

Er argumentiert darin im Übrigen mit seinen Musikreferaten in der tschechischen Zeitung *Národní listy*,⁴⁵ die allerdings ohne Assistenz beim Schreiben in Tschechisch nicht zustande gekommen sein konnten, weswegen er sich um die Stelle am Konservatorium auch auf Deutsch bewirbt. Daraus kann man folgern, dass die Angaben, die sich der *Lebens-* sowie der *Subjektrealität* zuordnen lassen, offensichtlich nur da valide sind, wo der kommunikative Rahmen als nicht öffentlich gelten kann. Das ist lediglich in den privaten Briefen der Fall, ähnlich wie in sprachbiographischen Interviews, bei denen Anonymität zugesichert wird. Was die Wahl des Deutschen in dem Bewerbungsschreiben betrifft, ist in diesem Fall davon auszugehen, dass sie ihm in dem Verein, der auch zu dieser Zeit noch als böhmisch (utraquistisch) gelten konnte, nicht zum Nachteil ausgelegt wurde. Folgerichtig ruft Smetana mit den „Landessprachen“ den im Begriff anklingenden Landespatriotismus ab.

Später ist sich Smetana jedoch zunehmend der Nachteile bewusst, die ihm aus den Defiziten im tschechischen Standard erwachsen (könnten), um dessen Erwerb er sich im Erwachsenenalter erfolglos bemühte. Auch um sich in den 1870er Jahren, in denen sich die politische Lage nach dem gescheiterten deutsch-tschechischen Ausgleich durch die sog. Fundamentalartikel (1870) verhärtete,⁴⁶ zu erklären, beansprucht er für sich das damals populäre Opfernarrativ der Germanisierung. Und er recurriert damit auf ein Narrativ, das in dieser politisch zunehmend angespannten Situation die Emanzipationsagenda auf den Punkt brachte. Hier schöpft er aus der zeitgenössischen *Textrealität*, die Auswirkungen auf Smetanas sprachbiographische Narration und deren retrospektive Umformung hat bzw. sie mit prägt. Die Bausteine dieses Narrativs sind bereits Anfang der 1860er Jahre erkennbar, während nichts darauf hindeutet, dass es bereits in den 1840er Jahren von Bedeutung gewesen sein könnte. So stellt der Brief an Jan L. Procházka einen Wendepunkt dar, an dem sich im Zuge der sich wandelnden Loyalitäten⁴⁷ die *Subjekt-* und *Textrealität* der sprachbiographischen Narration grundsätzlich verändern.

44 Vgl. Nekula/Rychnovská 2016, S. 253.

45 Vgl. Smetana 1920; Jarka 1948.

46 Vgl. Křen 2000.

47 Nekula 2021a.

Ab den 1860er Jahren bleibt Smetanas Narration in den sprachbiographischen Fragmenten aber nicht nur in Bezug auf die Lebensrealität, sondern auch in Bezug auf die *Subjektrealität* stabil, und sie kann daher als valide gelten. So kann man der Verbindung der Kategorie *Muttersprache* mit Tschechisch in Abgrenzung zu Deutsch, die bereits sein oben zitierter Brief an Jan L. Procházka präfigurierte, sechs Jahre später auch im Brief vom 03.04.1866 an die Freundin Fröjda Benecke (1837–1923) begengen, die aus einer jüdischen Familie in Göteborg stammte:

An wen schreiben Sie, meine Gnädige, an einen Deutschen? Mir ist die deutsche Sprache ebenso wenig Muttersprache wie Ihnen, und wenn wir selbe weder korrekt sprechen noch korrekt schreiben, wird uns Beide das hindern, unsere Correspondenz desshalb zu kürzen oder gar aufhören zu lassen?⁴⁸

Wie kann man nun dieses Zusammenspiel von sprachbiographisch relevanten Fragmenten mit Blick auf die Anwendbarkeit und Validität der qualitativen sprachbiographischen Methode als Ausgangspunkt der Rekonstruktion einer Sprachsituation in der Historischen Soziolinguistik zusammenfassen?

Es ist erkennbar geworden, dass man auch in den verschriftlichten Egodokumenten aus früherer Zeit brauchbare subjektive sprachbiographische Erzählungen in narrativen Fragmenten finden und in der Historischen Soziolinguistik für die Rekonstruktion früherer Sprachsituationen nutzbar machen kann. Solche Narrationen werden etwa durch die Hinterfragung der bisherigen sprachlichen Praxis ausgelöst, die es zu erklären und zu begründen gilt. Im Tagebuch dürften solche Narrationen eher unter der kognitiven Kontrolle des Verfassers sein und zum Gegenstand einer Selbststilisierung werden als in der *dialogischen* Korrespondenz. Wegen ihres besonderen Quellenwertes hat die Korrespondenz daher auch in dieser Untersuchung zur sprachbiographischen Methode im Vordergrund gestanden. Sie ist sicher nicht frei von Erinnerungslücken. In der Streuung übereinstimmender sprachbiographischer Narrationen über längere Zeiträume hinweg und ihre Adressierung an verschiedene Adressaten zeigt sich aber die Validität dieser Narrationen in den verschriftlichten Egodokumenten früherer Zeit. Hier bestätigen sich also in historischer Perspektive die Experimente mit sprachbiographischen Interviews aus der Gegenwart, die die Stabilität von metasprachlichen Daten erwiesen haben, die der *Lebensrealität* zuzuordnen sind. Allerdings trifft dies nur für Egodokumente aus dem privaten Kommunikationsraum zu, während die Selbststilisierung in der öffentlichen Kommunikation stärker ausgeprägt wird, um

48 Bedřich Smetana an Fröjda Benecke, 03.04.1866. Gesendete und empfangene Korrespondenz. Národní Muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany; vgl. auch Nekula/Rychnovská 2016, S. 274; Wagnorová 2003, S. 59.

mögliche Nachteile aus der Sprachbiographie für sich abzuwenden. Stabil scheinen unter vergleichbaren Bedingungen auch die Angaben, die der *Subjektrealität* zuzuordnen sind. Allerdings verändert sich diese angesichts eines grundlegenden Wandels des sozialen Rahmens und seiner Werte,⁴⁹ die bei der retrospektiven Betrachtung der eigenen Sprachbiographie die Interpretation und Bewertung von Sachverhalten verändern können. Durch ihre *Textrealität* wendet sich die individuelle Sprachbiographie nach außen und greift über sich hinaus. Dies trifft für Sprachideologien zu, die als allgemein geltende Vorstellungen über die Sprachen die individuelle Sprachbiographie erklären, rationalisieren und begründen. Es trifft auch für die Narrative wie beispielsweise das *Germanisierungsnarrativ* zu, die man zur Ausdeutung der eigenen Sprachbiographie beansprucht, die dadurch sinnvoll und bewusst (intentional) erscheint.⁵⁰

5 Fazit

Die sprachbiographische Methode kann in der Historischen Soziolinguistik von subjektiven sprachbiographischen Narrationen und narrativen Fragmenten in Egodokumenten (Korrespondenz, Tagebücher) ausgehen, die durch andere Dokumente, zeitgenössische Publikationen sowie Narrationen in solchen persönlichen Texten von Sprechern mit ähnlichem soziolinguistischen Profil trianguliert werden können. Sie gehört zu den qualitativen Methoden, durch die man den Spracherwerb und die Sprachsituation in mehrsprachigen Gesellschaften auch historisch erfassen kann. Geprägt ist sie von mehrfacher Selektion. Über ihre Validität entscheidet die Auswahl des durchschnittlichen Sprechers durch die Forschenden. Diese ist dadurch limitiert, welche Nachlässe mit Korrespondenz und Tagebüchern archiviert sind. Abgesehen von unbeabsichtigten Gedächtnislücken ist die retrospektive sprachbiographische Narration auch durch die bewusste Auswahl dessen begrenzt, was seitens des Sprechers erinnert wird. Allerdings reagiert die Narration in der Korrespondenz auf den äußeren Stimulus und der Sprecher ist sich in der Regel nicht bewusst, dass diese archiviert und später analysiert wird. In diesem Sinne entfaltet er seine Narration zumindest im privaten Umfeld frei von Rücksichten auf die öffentliche Wahrnehmung. Die unter den Bedingungen der Historischen Soziolinguistik nachgestellten Tests der Stabilität von sprachbiographischen Narrationen in narrativen Fragmenten zeigen, dass diese im Laufe der Zeit und ungeachtet der Adressaten in privater Korrespondenz bei Angaben stabil bleiben, die man der *Lebensrealität* zuordnen kann. Daher

49 Zum sozialen Rahmen allgemein Halbwegs 1985.

50 In diesem Sinne zum Narrativ allgemein vgl. Ryan 2007.

kann die qualitative Methode bei dieser Art von Angaben auch da als valide gelten, wo wir keine Dokumente wie Sprachverordnungen, lokale Volkszählungen oder zeitgenössische Berichte haben, um sie zu validieren.

Als stabil und valide können die sprachbiographischen Narrationen jedoch auch bei der *Subjektrealität* gelten. Allerdings gilt dies in der Historischen Soziolinguistik, die auf die Korrespondenz und/oder Tagebücher zurückblickt, die das gesamte Leben umfassen, nur innerhalb von solchen Zeiträumen, in denen der soziale Rahmen stabil ist und bleibt. Die politischen Umbrüche haben des Öfteren auch eine Relevanz für die Sprachbiographien, indem sie nicht nur die Sprachsituation, sondern auch die Sprachideologien und damit etwa auch Vorstellungen über die Bedeutung von Sprachen verändern. Ein Wechsel des sozialen Rahmens und in diesem Falle auch des Sprachregimes kann sich etwa in neuen Narrativen niederschlagen, die die *Textrealität* ausmachen, in die die individuelle Narration eingetaucht wird bzw. die sie mit ausmacht. Solche Narrative sind ein Teil der allgemein geteilten Erinnerungssprache und schließen die individuelle Sprachbiographie an den äußeren (sozialen) Rahmen an, und zwar auch im Sinne der kollektiven Erinnerung,⁵¹ um sie dadurch (neu) zu erklären und retrospektiv (neu) zu begründen.

Anders als bei den Angaben, die der Lebensrealität zugeordnet werden können, kann die Subjektrealität der Sprachideologien und der Emotionen in Bezug auf die Sprachen, Sprachgemeinschaften und Sprachprozesse nicht durch *objektive* Dokumente validiert, sondern lediglich durch andere subjektive sprachbiographische Narrationen trianguliert werden. Diese Begrenzung ist aber gerade der Mehrwert dieser Methode, die in Bezug auf die Sprachen, Sprachgemeinschaften und Sprachprozesse eben die Perspektive der zeitgenössischen Akteure liefert, die auf andere Weise nicht greifbar wäre. Auch für die *Subjektrealität* kann dabei innerhalb eines Zeitraums eine Stabilität beansprucht werden, während ihr Wandel erfahrbar macht, wie der soziale Wandel sich auch durch die Sprache – ihre kommunikativen und soziokulturellen Normen – vollzieht.

Selbstverständlich ist eine solche qualitativ getragene Rekonstruktion früherer Sprachsituationen auch durch die Selektion, Verknüpfung und Generalisierung von metasprachlichen Angaben in der zeitgenössischen Korrespondenz oder in den Tagebüchern seitens der Forschenden geprägt. Dies ist aber bei der Kategorienbildung in der quantitativen Forschung, sei es in der Soziolinguistik oder in der Historischen Soziolinguistik, nicht anders, so dass es vielmehr darauf ankommt, wie transparent und differenziert sich der Auswahl- und

51 Vgl. Halbwachs 1985.

Interpretationsprozess bei der Rekonstruktion der Sprachsituation (Makro) auf Grund der Sprachbiographie (Mikro) gestalten. Das ist aber bereits eine andere Problemstellung. Ich habe mir in diesem Beitrag die Frage gestellt, ob die qualitative sprachbiographische Methode in der Historischen Soziolinguistik angewendet werden kann und ob die in Egodokumenten enthaltenen sprachbiographischen Narrationen als valide historische Quellen gelten können.

Quellen

- Havlíček Borovský, Karel: Korespondence. I: 1831–1842. Hrsg. von Robert Adam, František Martínek, Petr Piša, Magdaléna Pokorná und Lucie Rychnovská. Praha 2016.
- Jarka, Václav Hanno (Hrsg.): Kritické dílo Bedřicha Smetany 1858–1865. Praha 1948.
- Jireček, Josef/Tomek, Václav Vladivoj: Spoléhámť se docela na zkušené přátelství Vaše. Vzájemná korespondence Josefa Jirečka a z let 1858–1862. Hrsg. von Magdaléna Pokorná, Kateřina Koudelková und Marie Malá in Zusammenarbeit mit Hedvika Honzátková und Jarmila Hurtová. Praha 2008.
- Mánes, Josef: Dopisy. Hrsg. von Jindřich Anger und Miroslav Anger. Praha 1998.
- Náprstek, Vojta: Jsem svobodný. Edice rodinné korespondence Vojty Náprstka 1848–1858. Hrsg. von Martin Šámal mit Übersetzungen von Alžběta Frýdlová. Praha 2017.
- Němcová, Božena: Korespondence. I: 1844–1852. Hrsg. von Robert Adam, Jaroslava Janáčková, Magdaléna Pokorná, Lucie Saicová Římalová und Stanislav Wimmer. Praha 2003.
- Němcová, Božena: Korespondence. II: 1853–1856. Hrsg. von Robert Adam, Jaroslava Janáčková, Magdaléna Pokorná, Lucie Saicová Římalová und Stanislav Wimmer. Praha 2004.
- Němcová, Božena: Korespondence. III: 1857–1858. Hrsg. von Robert Adam, Jaroslava Janáčková, František Martínek, Magdaléna Pokorná, Lucie Saicová Římalová und Stanislav Wimmer. Praha 2006.
- Němcová, Božena: Korespondence. IV: 1859–1862. Hrsg. von Robert Adam, Jaroslava Janáčková, František Martínek, Magdaléna Pokorná, Lucie Saicová Římalová und Stanislav Wimmer. Praha 2007.
- Smetana, Bedřich: Gesendete und empfangene Korrespondenz. Národní muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany in Prag.
- Smetana, Bedřich: Persönliche Dokumente (von Bedřich Smetana und seiner Familie). Národní muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany in Prag.

- Smetana, Bedřich: Tagebücher. Original und Abschrift des Manuskripts. Národní muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany in Prag.
- Smetana, Bedřich: Články a referáty 1862–1865. Hrsg. von Jan Reisser. Praha 1920.
- Smetana, Bedřich: Korespondence (1840–1862). Kritická edice. Bd. 1. Hrsg. von Olga Mojžíšová und Milan Pospíšil. Praha 2016.
- Smetana, Bedřich: Deníky – Diaries I (1840–1847). Hrsg. von Olga Mojžíšová und Tomáš Bernhardt. Praha 2022.
- Smetana (Kolář), Kateřina (Katharina): Erinnerungen. Original und Abschrift des Manuskripts. Národní muzeum – Muzeum Bedřicha Smetany in Prag.
- Stráníková, Jana/van Leeuwen-Turnovcová, Jiřina: Schreiben im Alltag des 19. Jahrhunderts. Das Schreib- und Schrifttschechische zur Zeit der nationalen Wiedergeburt (1790–1860) in Briefen der patriotischen Kreise. München/Berlin 2011.
- Vlha, Marek (Hrsg.): Dopisy z války Severu proti Jihu: korespondence českých vojáků v americké občanské válce. Brno 2010.
- Vočadlík, Mirko (Hrsg.): Eliška Krásnohorská – Bedřich Smetana. Vzájemná korespondence. Praha 1940.
- Wagnerová, Alena (Hrsg.): Smetana – Dvořák – Janáček. Musikerbriefe. München 2003.

Literaturverzeichnis

- Anstatt, Tanja: Der Erwerb der Familiensprache. Zur Entwicklung des Russischen bei bilingualen Kindern in Deutschland. In: Gogolin, Ingrid/Neumann, Ursula (Hrsg.): Streitfall Zweisprachigkeit. The Bilingualism Controversy. Wiesbaden 2009, S. 111–131.
- Berger, Tilman: Nation und Sprache. Das Tschechische und das Slovakische. In: Gardt, Andreas (Hrsg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York 2000, S. 825–864.
- Bieberstedt, Andreas: Sprachlicher Lebenslauf und Sprachbiographie. Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge. Frankfurt a. M. 2017, S. 47–80.
- Blommaert, Jan: Language, asylum, and the national order. In: Working Papers in Urban Language & Literacies 50 (2008), S. 2–21.
- Brehmer, Bernhard/Mehlhorn, Grit: Russisch als Herkunftssprache in Deutschland. Ein holistischer Ansatz zur Erforschung des Potenzials von Herkunftssprachen. In: Zeitschrift für Fremdsprachenforschung 26/1 (2015), S. 85–123.

- Busch, Brigitta: Mehrsprachigkeit. 2. Aufl. Wien 2017.
- Denzin, Norman K.: Interpretive Biography. London 1989.
- Denzin, Norman K.: Interpretive Autoethnography. 2. Aufl. Thousand Oaks 2013.
- Depkat, Volker: Ego-documents. In: Wagner-Egelhaaf, Martina (Hrsg.): Handbook of Autobiography/Autofiction. Berlin/Boston 2019, S. 262–267.
- Elspaß, Stephan: The use of private letters and diaries in sociolinguistic research. In: Hernández-Campoy, Juan Manuel/Conde-Silvestre, Juan Camilo (Hrsg.): The Handbook of Historical Sociolinguistics. London 2012, S. 156–169.
- Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien. Bern 2004.
- Głuszkowski, Michał: Socjologiczne i psychologiczne uwarunkowania dwujęzyczności staroobrzędowców regionu suwalsko-augustowskiego. Toruń 2011.
- Gumperz, John: Linguistic and social interaction in two communities. In: American Anthropologist 66 (1964), S. 137–152.
- Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Beziehungen. Frankfurt a. M. 1985 [1925].
- Hladká, Zdeňka a kolektiv: Soukromá korespondence jako lingvistický pramen. Brno 2013.
- Hroch, Miroslav: V národním zájmu. Praha 1999.
- Janáčková, Jaroslava/Macurová, Alena/Římalová, Lucie/Wimmer, Stanislav/Baková, Helena: Řeč dopisů – řeč v dopisech Boženy Němcové. Praha 2001.
- Jančzak, Barbara/Nekula, Marek/Zielińska, Anna: Soziolinguistische Annotation im deutsch-polnischen sprachbiographischen Korpus. In: Hansen, Björn/Zielińska, Anna (Hrsg.): Soziolinguistik trifft Korpuslinguistik. Deutsch-polnische und deutsch-tschechische Zweisprachigkeit. Heidelberg 2022, S. 31–51.
- Kremnitz, Georg: Diglossie – Polyglossie/Diglossia – Polyglossia. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hrsg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1). 1. Teilbd. 2. Aufl. Berlin/New York 2004, S. 158–165.
- Křen, Jan: Die Konfliktgemeinschaft. Tschechen und Deutsche 1780–1918. 2. Aufl. München 2000.
- Lenderová, Milena/Kubeš, Jiří (Hrsg.): Osobní deník a korespondence – snaha o prezentaci, autoreflexi nebo (proto)literární vyjádření? Pardubice 2004.
- Leeuwen-Turnovcová, Jiřina van: Ještě jednou o diglosii v Čechách, tentokrát i z genderového zorného úhlu. In: Slovo a slovesnost 63 (2002), S. 178–199.
- Mahler, Zdeněk: Nekamenujte proroky. Kapitoly ze života Bedřicha Smetany. Praha 1989.

- Mojžíšová, Olga/Pospíšil, Milan: Bedřich Smetana a jeho korespondence. Praha 2011.
- Nejedlý, Zdeněk: Bedřich Smetana. Praha 1924.
- Nekula, Marek: Sprachideologie, Sprachplanung und Sprachpraxis im Schriftstellerverein Svatobor. In: Ehlers, Klaas-Hinrich/Nekula, Marek/Niedhammer, Martina/Scheuringer, Hermann (Hrsg.): Sprache, Gesellschaft und Nation in Ostmitteleuropa. Institutionalisierung und Alltagspraxis. Göttingen 2014, S. 13–32.
- Nekula, Marek: Jazyková loajalita a jazyková realita. Jazyky Bedřicha Smetany. In: Petrbock, Václav/Petrasová, Taťána/Machalíková, Pavla (Hrsg.): Neviditelná loajalita? Rakušané, Němci a Češi v české kultuře 19. století. Praha 2016, S. 238–252.
- Nekula, Marek: Language loyalty and language shift in Bohemia in the long 19th century based on the language biography of Friedrich (Bedřich) Smetana. In: *Language & History* 64/2 (2021a), S. 92–112.
- Nekula, Marek: Sprachideologien und Sprachmanagement in sprachbiographischen Interviews. Sprecher mit tschechischem Migrationshintergrund in Bayern. In: *Brücken. Zeitschrift für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft*, N. F. 28/2 (2021b), S. 92–112.
- Nekula, Marek: Jungmannův koncept „dobrého autora“ jako kulturní praxe. In: *Acta Musei Nationalis Pragae – Historia litterarum* 69/1–2 (2024), S. 29–39.
- Nekula, Marek/Newerkla, Stefan M.: Exploring methods in historical sociolinguistics. In: *Slovo a slovesnost* 83/4 (2022), S. 245–250.
- Nekula, Marek/Petrbock, Václav: Mehrsprachigkeit/Zweisprachigkeit. In: Becher, Peter/Höhne, Steffen/Krappmann, Jörg/Weinberg, Manfred (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Literatur Prags und der Böhmisches Länder*. Stuttgart 2017, S. 73–86.
- Nekula, Marek/Rychnovská, Lucie: Smetanova čeština v dobovém kontextu. In: *Hudební věda* 47/1 (2010), S. 43–76.
- Nekula, Marek/Rychnovská, Lucie: Jakou češtinu užíval Bedřich Smetana? Bedřich Smetana's Use of the Czech Language. In: *Musicalia. Časopis Českého muzea hudby/Journal of the Czech Museum of Music* 4/1–2 (2012), S. 6–38.
- Nekula, Marek/Rychnovská, Lucie: Jazyková biografie Bedřicha Smetany a jazyk jeho korespondence se zřetelem ke gramatickým jevům. In: Hladká, Zdeňka a kolektiv: *Soukromá korespondence jako lingvistický pramen*. Brno 2013, S. 99–136.
- Nekula, Marek/Rychnovská, Lucie: Jazyk Smetanových dopisů v dobovém kontextu/The language of Smetana's letters and diaries in the context of his time/Die Sprache von Smetanas Briefen im Kontext seiner Zeit. In: *Smetana, Bedřich:*

- Korespondence (1840–1862). Kritická edice. Bd. 1. Hrsg. von Olga Mojžíšová und Milan Pospíšil. Praha 2016, S. 28–73, 123–181, 235–291, 429–444.
- Nekvapil, Jiří: Language biographies and the analysis of language situations. On the life of the German community in the Czech Republic. In: *International Journal of the Sociology of Language* 162 (2003), S. 63–83.
- Nekvapil, Jiří: Sprachbiographien und Analyse der Sprachsituation. Zur Situation der Deutschen in der Tschechischen Republik. In: Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Bern 2004a, S. 147–172.
- Nekvapil, Jiří: Language Biographies and Management Summaries. In: Muraoka, Hidehiro (Hrsg.): *Language Management in Contact Situations*. Bd. 3. (Report on the Research Projects; 104). Chiba 2004b, S. 9–33. [Online-Resource: <http://languagemanagement.ff.cuni.cz/bibliography> (18.03.2023)]
- Nekvapil, Jiří: The history and theory of language planning. In: Hinkel, Eli (Hrsg.): *Handbook of Research in Second Language Teaching and Learning*. Bd. 2. New York/London 2011, S. 871–887.
- Nekvapil, Jiří: Jazyková situace. In: Karlík, Petr/Nekula, Marek/Pleskalová, Jana (Hrsg.): *Nový encyklopedický slovník češtiny*. Praha 2016, S. 744–745.
- Newerkla, Stefan Michael: Diglossie im Schulwesen in Böhmen nach 1848. In: Kaiserová, Kristina (Hrsg.): *Die Sprachenfrage und ihre Lösung in den böhmischen Ländern nach 1848*. Vorträge des 4. Aussiger Kolloquiums des Instituts für slawisch-germanische Forschung an der J. E. Purkyně Universität in Aussig ... vom 24. bis 25. April 1997. Ústí nad Labem 1998, S. 167–199.
- Newerkla, Stefan Michael: Sprachliche Selbstzeugnisse böhmischer adeliger Damen des 17. Jahrhunderts und ihre Einstellungen zur Mehrsprachigkeit. In: Franceschini, Rita/Hüning, Matthias/Maitz, Péter (Hrsg.): *Historische Mehrsprachigkeit: Europäische Perspektiven*. Berlin 2023, S. 225–242.
- Pavlenko, Aneta: Autobiographic narratives as data in applied linguistics. In: *Applied Linguistics* 28/2 (2007), S. 163–188.
- Puttaert, Jill/Krogull, Andreas/Rutten, Gijbert: Towards a methodological framework for historical language choice. The case of Dutch and French in the Netherlands (1800–1899). In: *Slovo a slovesnost* 83/4 (2022), S. 251–278.
- Rodriguez, Noelie/Ryave, Alan: *Systematic Self-Observation*. Thousand Oaks/London/New Delhi 2002.
- Ryan, Marie-Laure: Toward a definition of narrative. In: Herman, David (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Narrative*. Cambridge 2007, S. 21–35.
- Rychnovská, Lucie: *Čeština Bedřicha Smetany. Analýza Smetanovy česky psané korespondence*. Brno 2019.

- Rychnovská, Lucie/Adam, Robert a kolektiv: Karel Havlíček ve světle korespondence. Praha 2016.
- Rychnovsky, Ernst: Smetana. Stuttgart/Berlin 1924.
- Schinko, Maria: Hinweise auf individuelle und gesellschaftliche Mehrsprachigkeit in historischen Schulprogrammen. In: Slovo a slovesnost 83/4 (2022), S. 307–344.
- Schulze, Winfried (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin 1996.
- Schuster, Britt-Marie: Linguistik. In: Matthews-Schlinzig, Marie Isabel/Schuster, Jörg/Steinbrink, Gesa/Strobel, Jochen (Hrsg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Berlin/Boston 2020, S. 19–39.
- Silverstein, Michael: Language structure and linguistic ideology. In: Clyne, Paul R./Hanks, William F./Hofbauer, Carol L. (Hrsg.): The Elements. A Parasesion on Linguistic Units and Levels. Chicago 1979, S. 193–247.
- Švingrová, Simona/Nekula, Marek: Die Sprachenfrage in Böhmen nach 1900. Der tatsächliche Gebrauch der deutschen und tschechischen Amtssprache am Beispiel der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt in Prag. In: Höhne, Steffen/Udolph, Ludger (Hrsg.): Deutsche – Tschechen – Böhmen. Kulturelle Integration und Desintegration im 20. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien 2010, S. 73–90.
- Treichel, Barbara: Identitätsarbeit, Sprachenbiographien und Mehrsprachigkeit. Autobiographisch-narrative Interviews mit Walisern zur sprachlichen Figuration von Identität und Gesellschaft. Frankfurt a. M./Berlin 2004.
- Werlen, Iwar: Sprachbiographien. Wie italienische Migrantinnen und Migranten der zweiten Generation in der deutschen Schweiz ihr Sprachleben sehen. In: Adamzik, Kirsten/Ross, Eva (Hrsg.): Biografie linguistische. Biographies langagières – Biografias linguisticas – Sprachbiographien. = Bulletin vals-alsa (Neuchâtel) 76 (2002), S. 57–79.
- Woolard, Kathryn A.: Introduction. Language ideology as a field of inquiry. In: Schieffelin, Bambi B./Woolard, Kathryn/Kroskitty, Paul (Hrsg.): Language Ideologies. Practice and Theory. Oxford/New York 1998, S. 3–47.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Andreas Bieberstedt

Andreas Bieberstedt ist Professor für niederdeutsche Sprache und Literatur an der Universität Rostock.

Kristin Bührig

Kristin Bührig ist Professorin für Linguistik des Deutschen mit dem Schwerpunkt Deutsch als Fremd- und Zweitsprache an der Universität Hamburg und Leiterin des gleichlautenden Arbeitsbereiches.

Klaas-Hinrich Ehlers

Klaas-Hinrich Ehlers ist Privatdozent für germanistische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin und Mitarbeiter am Forschungsschwerpunkt *Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern* an der Universität Rostock, einer Arbeitsstelle des Akademieprojekts *Regionalsprache.de*.

Stefan Ehrlich Papiernick

Stefan Ehrlich Papiernick promoviert im DFG-Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* (Leibniz Universität Hannover, www.stadtsprache-hannover.de) zu sprachlichen Wissensbeständen und wendet dafür wahrnehmungsdialektologische und sprachbiographische Methoden an.

Brigitte Ganswindt

Brigitte Ganswindt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas an der Philipps-Universität Marburg und leitet dort das Ressort Dokumentation & Wissenstransfer.

Jiří Homolač

Jiří Homolač is senior researcher at the Department of Stylistics and Sociolinguistics, Czech Language Institute, Czech Academy of Sciences.

Johanna Holzer

Seit 2023 ist Johanna Holzer als Postdoktorandin am Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz tätig. Ihre Forschungsinteressen liegen in den soziolinguistischen Bereichen der Migrationslinguistik, Mehrsprachigkeitsforschung und des Deutschen als Zweit- und Fremdsprache.

Juliane Limper

Juliane Limper war als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas im Projekt *Regionalsprache.de* tätig. Heute arbeitet sie als Academic Administration Manager an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Lea-Marie Kenzler

Lea-Marie Kenzler ist Doktorandin am Germanistischen Institut der Universität Rostock und promoviert zu einem sprachbiographischen Thema über hörende Kinder gehörloser Eltern (CODA).

Romy Mittag

Romy Mittag war als Sprachwissenschaftlerin an der Universität Hamburg in den Projekten *POMIKU (Postmigrantische Perspektiven auf Familie)* und *Profale (Professionelles Lehrerhandeln zur Förderung fachlichen Lernens unter sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen)* tätig.

Marek Nekula

Marek Nekula ist Professor für Bohemistik und Westslavistik an der Universität Regensburg und Leiter der Bohemicum – Center for Czech Studies.

Lara Neumann

Lara Neumann war wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt *Jugendsprache Niederdeutsch? Sprachgebrauch und Spracheinstellungen von Hamburger Jugendlichen (JuN)* an der Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur des Instituts für Germanistik der Universität Hamburg.

Tillmann Pistor

Tillmann Pistor ist Postdoc für Soziolinguistik am Institut für Germanistik der Universität Bern.

Charlotte Rein

Charlotte Rein ist wissenschaftliche Referentin in der Abteilung Alltagskultur und Sprache im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn.

Ingrid Schröder

Ingrid Schröder ist Professorin für Niederdeutsch und Linguistik des Deutschen an der Universität Hamburg und Leiterin der dortigen Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur.

Tamah Sherman

Tamah Sherman is senior researcher at the Department of Stylistics and Sociolinguistics, Czech Language Institute, Czech Academy of Sciences.

Patrick Wolf-Farré

Patrick Wolf-Farré ist Assistenzprofessor für Germanistische Linguistik mit dem Schwerpunkt Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit am Institut für Germanistik der Universität Wien.

SPRACHE IN DER GESELLSCHAFT
BEITRÄGE ZUR SPRACH- UND MEDIENWISSENSCHAFT

Herausgegeben von Bernhard Pörksen und Ingrid Schröder
Begründet von Jörg Hennig, Rainer Rath und Erich Straßner

Das sprachliche Universum ist äußerst facettenreich und ausdifferenziert. Sprache, so zeigt die moderne Linguistik, zerfällt in die Sprachen einzelner Gruppen und Medien, geprägt von Tradition und Innovation, von Handlungsfeldern und Weltanschauungen. Sprache signalisiert, was als Wirklichkeit erfahren wird, wie man diese beschreibt und ordnet, um sich und andere zu orientieren.

Die Reihe *Sprache in der Gesellschaft* hat das Ziel, Bedingungen sprachlichen Handelns in unterschiedlichen Kommunikationssphären und Praxisfeldern zu beleuchten – auch um gesellschaftlich relevantes Wissen auf hohem fachlichen Niveau anzubieten. Es gilt, das Geflecht der sprachlichen Normen und Regeln zu erforschen, die eine soziale Wirklichkeit erzeugen, stabilisieren oder verändern. Diese Normen und Regeln zeigen sich in der Analyse von Situationen und Gattungen; sie werden bei der Erforschung von kommunikativen Strategien offenbar; und sie ergeben sich aus den Zwängen des jeweiligen Mediums (Zeitung, Radio, Fernsehen, Netzmedien).

Die einzelnen in dieser Reihe veröffentlichten Arbeiten analysieren – primär auf linguistischer Grundlage, jedoch mit einem programmatischen Interesse an der Verbindung von Sprach- und Medienwissenschaft auf dem Weg zu einer interdisziplinären Medienforschung – ergiebige Schnittstellen und Spannungsfelder der mündlichen und schriftlichen Kommunikation: zwischen Wissenschaft und Anwendung, Öffentlichkeit und Privatheit, Norm und Variation.

Prof. Dr. Bernhard Pörksen
Medienwissenschaft
Universität Tübingen
Wilhelmstr. 50
72074 Tübingen
Tel. +49/7071/29-72798
E-Mail: bernhard.poerksen@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Ingrid Schröder
Institut für Germanistik
Niederdeutsche Sprache und Literatur
Universität Hamburg
Von-Melle-Park 6, Postfach #15
20146 Hamburg
Tel. +49/40/42838-2723
E-Mail: ingrid.schroeder@uni-hamburg.de

- Band 1 Rolf Haubl: Gesprächsverfahrensanalyse. Ein Beitrag zur sprachwissenschaftlichen Sozialforschung. 1982.
- Band 2 Maria Biel: Vertrauen durch Aufklärung. Analyse von Gesprächsstrategien in der Aufklärung über die freiwillige Sterilisation von Frauen in einer Klinik. 1983.
- Band 3 Rainer Rath (Hrsg.): Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten bei Ausländerkindern in Deutschland. Aufgaben und Probleme einer interaktionsorientierten Zweitspracherwerbsforschung. 1983.
- Band 4 Heimke Schierloh: Das alles für ein Stück Brot. Migranteliteratur als Objektivierung des "Gastarbeiterdaseins". Mit einer Textsammlung. 1984.
- Band 5 Marita Tjarks-Sobhani: Schule lernen. Eine Beschreibung von Aneignungsprozessen situationsbezogenen Sprachhandelns. 1985.
- Band 6 Jens Petersen: Sprache in der gesellschaftsorientierten Öffentlichkeitsarbeit. 1986.
- Band 7 Ulrike Mühlen: Talk als Show. Eine linguistische Untersuchung der Gesprächsführung in den Talkshows des deutschen Fernsehens. 1985.
- Band 8 Eva Neugebauer: Mitspielen beim Zuschauen. Analyse zeitgleicher Sportberichterstattung des Fernsehens. 1986.
- Band 9 Wolfgang Ebner: Kommunikative Probleme tagesaktueller Berichterstattung im Fernsehen. Dargestellt am Beispiel der LANDESSCHAU BADEN-WÜRTTEMBERG. 1986.
- Band 10 Friederike Batsalias-Kontés: Sprechhandlungen griechischer Grundschüler in deutscher und griechischer Sprache. Eine empirische Untersuchung. 1988.
- Band 11 Jobst Thomas: Denn sie leben ja voneinander. Analyse von Sport-Interviews im Zweiten Deutschen Fernsehen und im Fernsehen der DDR. 1988.
- Band 12 Andreas Narr: Verständlichkeit im Magazinjournalismus. Probleme einer rezipientengerechten Berichterstattung im Hörfunk. 1988.
- Band 13 Matthias Woisin: Das Fernsehen unterhält sich. Die Spiel-Show als Kommunikationseignis. 1989.
- Band 14 Nobuya Otomo: Interlinguale Interferenzerscheinungen im Bereich der Aussprache bei ausländischen Studenten. Untersucht bei Japanern und Englischsprachlern. 1990.
- Band 15 Annette Verhein: Das politische Ereignis als historische Geschichte. Aktuelle Auslandskorrespondentenberichte des Fernsehens in historiographischer Perspektive. 1990.
- Band 16 Ludwig Kohlbrecher: Differenzen. Untersuchungen zum Sprachbau der Geschlechter. 1990.
- Band 17 Peter-Alexander Möller: Bedeutungen von Einstufungen in qualifizierten Arbeitszeugnissen. Möglichkeitsbedingungen zur Identität sprachlicher Zeichen als Problem einer pragmalinguistischen Untersuchung von normierten Texten. Eine empirische Fallstudie. 1990.
- Band 18 Ulrich Nill: Die "geniale Vereinfachung". Anti-Intellectualismus in Ideologie und Sprachgebrauch bei Joseph Goebbels. 1991.
- Band 19 Ute Burmester: Schlagworte der frühen deutschen Aufklärung. Exemplarische Textanalyse zu Gottfried Wilhelm Leibniz. 1992.
- Band 20 Kirsten Brodde: Wer hat Angst vor DNS? Die Karriere des Themas Gentechnik in der deutschen Tagespresse von 1973 – 1989. 1992.
- Band 21 Josef Schu: Kinder als Erzähler – Erwachsene als Zuhörer. 1994.
- Band 22 Stephan Stein: Formelhafte Sprache. Untersuchungen zu ihren pragmatischen und kognitiven Funktionen im gegenwärtigen Deutsch. 1995.
- Band 23 Varietäten der deutschen Sprache. Festschrift für Dieter Möhn. Herausgegeben von Jörg Hennig und Jürgen Meier. 1996.

- Band 24 Christa Baldauf: Metapher und Kognition. Grundlagen einer neuen Theorie der Alltagsmetapher. 1997.
- Band 25 Wolfgang Krischke: Zur Sprache der fachexternen Massenkommunikation. Mikrochips als Pressethema. 1998.
- Band 26 Dieter Möhn / Dieter Roß / Marita Tjarks-Sobhani (Hrsg.): Mediensprache und Medienlinguistik. Festschrift für Jörg Hennig. 2001.
- Band 27 Clarissa Blomqvist: Über die allmähliche Veränderung der Nachricht beim Redigieren. Eine linguistische Analyse der Nachrichtenbearbeitung bei der Deutschen Presse-Agentur (dpa) und verschiedenen deutschen Tageszeitungen. 2002.
- Band 28 Silke Wiechers: Die Gesellschaft für deutsche Sprache. Vorgeschichte, Geschichte und Arbeit eines deutschen Sprachvereins. 2004.
- Band 29 Bernd Struß: „Ewiggestrige“ und „Nestbeschmutzer“. Die Debatte über die Wehrmachtausstellungen – eine linguistische Analyse. 2009.
- Band 30 Walther von Hahn / Cristina Vertan (Hrsg. / eds.): Fachsprachen in der weltweiten Kommunikation / Specialized Language in Global Communication. Akten des XVI. Europäischen Fachsprachensymposiums, Hamburg 2007 / Proceedings of the XVIth European Symposium on Language for Special Purposes (LSP), Hamburg (Germany) 2007. 2010.
- Band 31 Arne Roock: Wahlkampf. Eine linguistische Analyse strategischer Kommunikation. 2011.
- Band 32 Yvonne Hettler / Carolin Jürgens / Robert Langhanke / Christoph Purschke (Hrsg.): Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen. 2013.
- Band 33 Alexa Mathias: Metaphern zur Dehumanisierung von Feindbildern. Eine korpuslinguistische Untersuchung zum Sprachgebrauch in rechtsextremen Musikszenen. 2015.
- Band 34 Andreas Bieberstedt / Jürgen Ruge / Ingrid Schröder (Hrsg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum. 2016.
- Band 35 Ingrid Schröder / Carolin Jürgens (Hrsg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge. 2017.
- Band 36 Andreas Bieberstedt / Klaas-Hinrich Ehlers / Lea-Marie Kenzler / Ingrid Schröder (Hrsg.): Sprachbiographieforschung. Ein aktuelles Forschungsparadigma in Theorie und Praxis. 2025.

